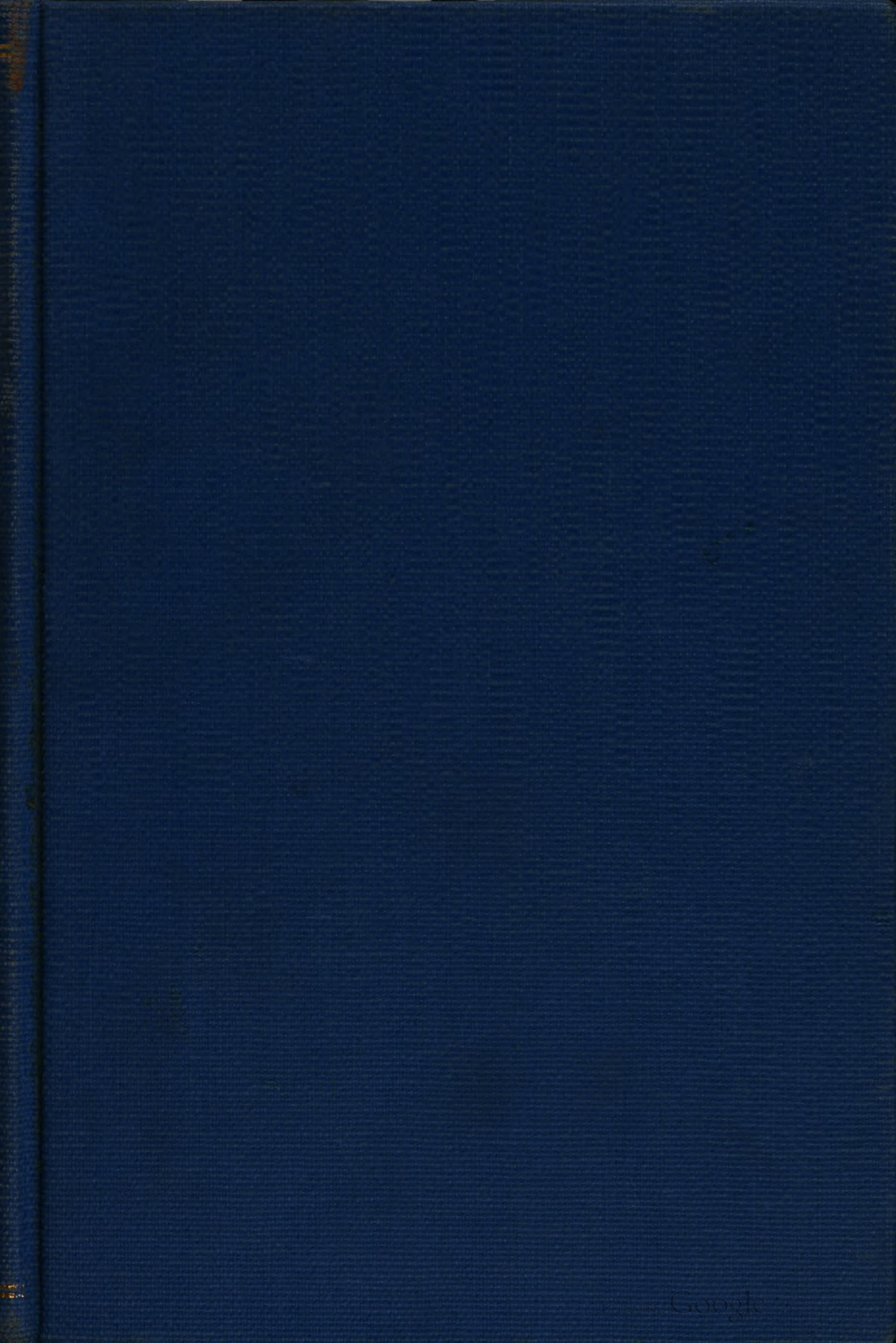
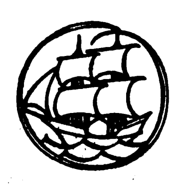




* DAS *

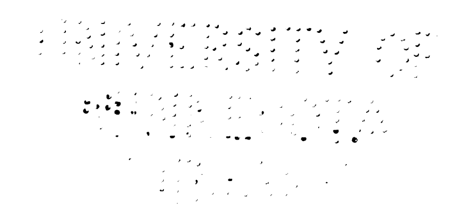
INSELSCHIFF

EINE ZEITSCHRIFT

FÜR DIE FREUNDE DES

INSEL-VERLAGES

*



SECHSTER JAHRGANG

LEIPZIG / IM INSEL-VERLAG / 1925

INHALT

LITERARISCHER TEIL

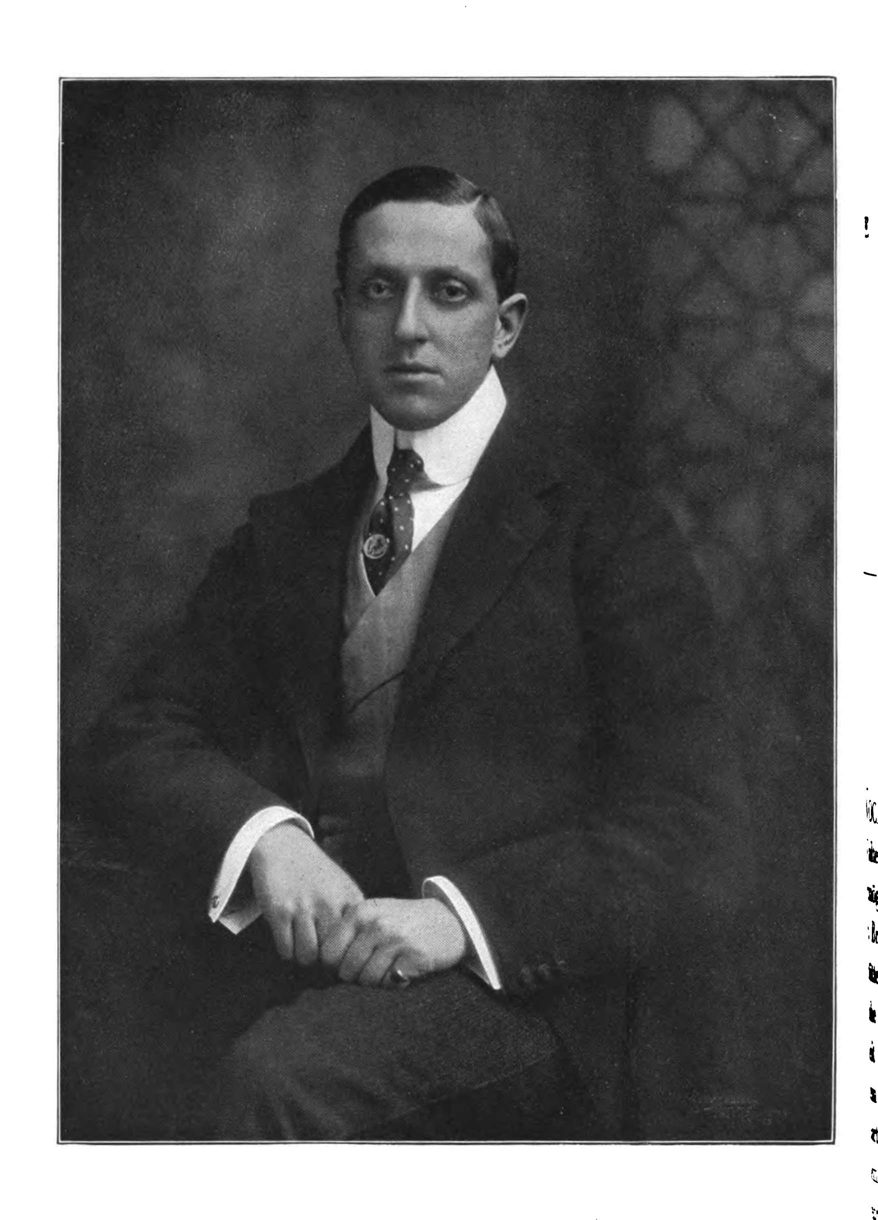
Altes deutsches Sprichwort. Faksimile von Goethes Handschrift . . . 320
Anderson, Sherwood, Das Ei . . . 39
Armer Kinder Bettlerlied . . . 8
Bahr, Hermann, Der russische Christ . . . 19
Bechtold, Arthur, Johann Jakob Christoph von Grimmelshausen . . . 248
Benndorf, Friedrich Kurt, Alfred Momberts „Ataïr“ . . . 183
Bertram, Ernst, Zwei Gedichte aus dem „Nornenbuch“ . . . 114
Böhme, Jakob, Von der Gnadenwahl oder dem Willen Gottes über die Menschen . . . 63
Braun, Felix, Zwei Gedichte . . . 89
Brehm, Alfred, Die Nachtigall . . . 161
Bühler, Johannes, Die Hohenstaufen und ihr Erbe . . . 260
Däubler, Theodor, Mykonos . . . 289
Die Truckene Trunkenheit . . . 91
Ein Brief Abraham Mendelssohns an Zelter über Goethe . . . 9
Ein Brief Winckelmanns . . . 115
Fränkel, Jonas, Zur neuen Insel-Ausgabe von Heines Gedichten . . . 140
Gerstenberg, Kurt, Die stilistischen Quellen der Malereien Hans Multschers . . . 83
Geschichten aus Tausendundein Tag . . . 148
Gezelle, Guido, Das Tamburin [Gedicht] . . . 167
Görres, Joseph, Das Faustbuch . . . 189
Goethe, Über den Granit . . . 241
Günderode, Karoline von, Apokalyptisches Fragment . . . 315

Harburger, W., Johannes Keplers mystische Sendung 225
Heinse, Johann Jakob Wilhelm, Aphorismen 119
Herder, Mein Schicksal [Gedicht] 81
Heymel, Alfred Walter, Zwei Gedichte 296
Historien vom Rübezahl 282
Huch, Ricarda, Silvio Pellico 267
Ipsen, Gunther, Goethes naturwissenschaftliche Erkenntnis . . . 233
Jantzen, Hans, Der Bamberger Reiter 200
Jolles, André, Sechs aus einer Hülse 309
Kaßner, Rudolf, Physiognomische Studien 74
Mell, Max, Der Roman „Hans im Glück“ 278
—, —, Über die Schriften Rudolf Kaßners 68
Mitteilungen des Verlags 79, 158, 238, 317
Mombert, Alfred, Sfaira 56
Mystische Dichtung [Drei Gedichte von Quirinus Kuhlmann und Novalis] 136
Nostitz, Helene, Impressionen 194
Okakura, Kakuzo, Das Machtbereich der Ideale 210
Saint-Simon, Maulévrier 203
Schröder, Rudolf Alexander, Zum Gedächtnis Alfred Walter Heymels 1
—, — —, Zwei Gedichte 259
Taube, Otto Freiherr von, Die Reiher 298
—, — —, Hörnerklang [Gedicht] 98
Tideman, Wilhelm, Gedicht 267
Tolstoi, Leo N., Nach dem Ball 170
Valéry, Paul, Drei Gedichte. Übertragen von Rainer Maria Rilke 14
Voß, Johann Heinrich, Die Abendstille [Gedicht] 231
Weigand, Wilhelm, Rousseaus „Bekenntnisse“ 217
Werner, Bruno E., Venus und Adonis. Beitrag zur stilgeschichtlichen Betrachtung Shakespeares 99
Zweig, Stefan, Bildnis Busonis 54
—, —, Der Kampf mit dem Dämon 123

BILDERTEIL

Alfred Walter Heymel. Nach einer Photographie . . . vor S. 1
Der Reiter. Bamberg, Dom . . . . nach S. 200
Goethe, Blick auf St. Peter von Villa Pamfili aus . . . nach S. 246

Letzte Bildtafel aus dem Blockbuch vom Antichrist . . nach S. 168
Lips, Heinrich, Wilhelm Tischbein . . . . nach S. 288
Multscher, Hans, Der heilige Christophorus – Heiliger Einsiedler . . . . nach S. 88
–, –, Grabmalsentwurf für Herzog Ludwig den Gebarteten von Bayern . . . . nach S. 68
Doré, Gustave, Zwei Vignetten zu Balzacs „Contes drôlatiques" 88, 118
Müller, Hans Alexander, Titelholzschnitt zu einem neuen Verzeichnis der „Bibliothek der Romane" 216
–, – –, Holzschnitt zu R. L. Stevenson „Das Flaschenteufelchen" 258



Alfred Walter Heymel

DAS INSELSCHIFF

*

EINE ZEITSCHRIFT

SECHSTER JAHRGANG / ERSTES HEFT
WEIHNACHTEN 1924

*

Getrenntes Leben: wer vereinigts wieder?
Vernichtetes: wer stellt es her? — der Geist!
Des Menschen Geist, dem nichts verloren geht,
Was er, von Wert, mit Sicherheit besessen.
GOETHE

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

ZUM GEDÄCHTNIS ALFRED WALTER VON HEYMELS

gestorben am 26. November 1914

NOCH vor wenigen Tagen stand ich an dem Grabe Alfred Walter Heymels. Man hatte es vor nunmehr fast zehn Jahren ermöglicht, auf dem schon über Gebühr besetzten Friedhofe zu Bremen eine verhältnismäßig abgelegene und friedevolle Stätte zu erwerben, wo der Freund unter hohen Bäumen ruht, nahe bei dem Haus am Rhiensberg, das er während der ersten Zeit seiner Ehe für einige Jahre sein eigen genannt und in dem er sich wohl am meisten daheim gefühlt hat. Seine Gartengedichte beziehen sich fast alle auf dies Besitztum, auf dem zugleich sein damals noch florierender Rennstall untergebracht war.

Hier ruht er nun, ab und zu noch von einem Angehörigen besucht; nicht von allzu vielen, denn an dem Grabstein, auf

dem das Inselschiff schon jetzt durch den zarten Überzug von Moos und Flechte nur noch verschwommen hervorsah, lehnte nur ein einziger halbverwelkter Kranz; freilich waren es nur noch einige Wochen bis zu dem Jahrestag seines Todes, an dem fromme Hand sein Grab hoffentlich noch lange schmücken wird. Auch die Inschrift fängt an zu verwittern, man liest schon kaum mehr, man entziffert: DEM MEISTER DER FREUNDSCHAFT. Von liebevollem Herzen ersonnen und von liebevollen Händen in den Stein gemeißelt, während der zu ihrer Abfassung eigentlich Berufene durch den Krieg in der Ferne gehalten wurde, hat diese Inschrift, so wuchtig sie sich gibt, mir nie ganz gefallen. Sie sagt mir nach der einen Seite zu viel, nach der andern zu wenig und hat, wie die meisten Bemühungen unserer Zeitgenossen um einen Ausdruck für Dinge des schwankend und vieldeutig gewordenen Gefühls, etwas Vages, um nicht zu sagen Sentimentales.

Ein Meister war Heymel in Keinem, ein Strebender in unendlich Vielem; und ist nicht dies letztere das schönste Zeugnis, das man dem Abgerufenen übers Leben hinaus mitgeben kann? Warum, wenn man wirklich auf seinem Grabstein nur des Freundes, nicht des Kämpfers gedenken wollte, schrieb man nicht einfach „Dem Freunde", besser noch „Dem Kameraden" oder, wenn man des Beiwortes bedurfte, „Dem besten Kameraden"? Kameradschaft, Gesellenschaft war es, auf die er im Innersten gestellt war. Um das Geben und Nehmen der Freundschaft in ihrem höchsten und einzig wahren Begriffe hat er zeitlebens inbrünstig gerungen; die Selbstentäußerung, die sie unweigerlich fordert, hat er oft genug bei fast wertlosen Anlässen verschwenderisch geübt, an den zarten und unscheinbaren Wendepunkten, die das einzelne wie das gemeinsame Leben von innen her bestimmen, hat auch er nicht immer vermocht, sie sich abzuringen. Mit Gesellen hingegen zu einem gemeinsamen Ziel gesellschaftlicher oder geistiger Art vorzu-

dringen, war die Lust seines Lebens. Hier verausgabte er mit vollen Händen alles, was an Betriebsamkeit und ungewöhnlicher Herzenswärme in ihm war. Und freilich er besaß das heißeste, das unruhvollste, das in schönem Sinne begehrlichste Herz, das wir gekannt haben. Daß soviel glühendes Bestreben, soviel drängende Inbrunst in aller Fülle des Erfolgs nicht immer den fanden, den sie heimlich und innerlichst ersehnen mochten, war die von Fall zu Fall, von Scheinglück zu Scheinglück immer wieder erneuerte Tragödie seiner äußerlich so hellen und heiteren Laufbahn. Inneres und äußeres Schicksal haben es ihm so bestimmt.

Heymels ursprüngliche Neigung und Begabung ging auf den Soldatenstand. Er, dem für das häuslich-wirtschaftliche Dasein jede Begabung fehlte, dessen Phantasie von jedem Punkte, auf dem er wurzeln sollte und wollte, schon wieder begehrlich fortstrebte, einerlei ob der Boden, den er gerade unter den Füßen hatte, ihm entglitt, oder er ihm entlief, besaß die Gabe, jede gefährlich zugespitzte Situation zu beherrschen, jede Komplikation, die er sich jeweils selber zugezogen haben mochte, zu entwirren und zu schlichten. In jeder solchen Lage wurde der Spieler zum Handelnden, der Vergeuder zum Verteiler, der Träumer zum Menschenkenner. Dennoch ließen, als die Frage nach dem Beruf gestellt wurde, Bedenken wegen seiner Herkunft seine Pfleger und ihn von einer Laufbahn absehen, die doch vielleicht durch ein ganzes Leben hin ihm den Ansporn und die Befriedigung hätte geben können, die sie erst dem schon vom Tode Gezeichneten geben sollte.

Daß das nie gelüftete Geheimnis seiner Geburt — er war, in zartester Kindheit, von einem begüterten Ehepaar an Sohnesstatt angenommen — Heymeln bei den heftigen Tendenzen seines Handelns und Fühlens eine ihm selber unverwischbare, wohl auch unverwindbare Signatur einprägen mußte, ist nur allzu begreiflich. Ja, man darf sagen, im Hinblick hierauf

läßt sich manche Verworrenheit, mancher jähe Übergang von Blendung zu Dunkelheit erklären, mit denen dies nach allen Seiten ausgreifende, von keinem Beutezug ganz befriedigt heimkehrende Leben den Uneingeweihten häufig genug überraschen und befremden mochte. In solch bittrem Grunde wurzelt, was in den umfriedeten Gärten der Erde nicht Wurzel schlagen darf, Freibeuterei, die zugleich Vergeudung, Hingabe, die zugleich Verwerfung, Verwerfung, die zugleich grenzenlose Forderung ist, alles dies an einer edlen Natur ebenso oft — ja, öfters großartig und hinreißend wie erschreckend; denn kein Geschenk und kein Raub des Schicksals sind eindeutig. Die Gabe ist zugleich ein Nehmen, die Verweigerung zugleich eine Gewährung.

Unter solchen Umständen konnte es im Grunde unserm Freund wenig verschlagen, daß der Familien- und Freundeskreis, in den hinein er sich verpflanzt sah, ein durchaus ungewöhnlicher war. Trotz aller liebevollen, ja leidenschaftlichen Zuneigung und Zueignung, die ihn mit den wesentlichen Gliedern dieses Kreises verband, konnte er sich in ihm nie so heimisch und gebunden fühlen wie die Hineingeborenen, mochte auch ein zwischen Instinkt und Wahl die Mitte haltendes Gefühl von der Notwendigkeit und dem Segen solchen Zuhauseseins ihn immer wieder mit zärtlicher Treue die alten Fäden aufnehmen, die alten Wege zurückfinden lassen. Bezeichnend für solches Lebensverhältnis ist es auch, daß er, dessen Ehe nicht zuletzt an seiner eigenen Unbändigkeit gescheitert war, noch als ein schon dem Tode Verfallener sich mit dem Gedanken trug, wiederum ein in höchst gefestigten Verhältnissen herangewachsenes Mädchen an sich zu fesseln. Ein schmales Bändchen hingestammelter Verse gibt von diesem auch wohl im gesunden Weiterleben kaum erfüllbaren Sehnsuchtstraum des Sterbenden rührendes Zeugnis.

Ein Mann solcher Art wird immer ein guter Gesell der

Männer und ein Verführer der Frauen sein. Ein Führer könnte auch er nur sein, wo er sich führen ließe; denn wie das Verführtsein den Verführer macht, so ist eigenes Geführtsein Vorbedingung jeden Führens; und diese Gnade des Geleitetwerdens wird in entscheidenden Fragen gerade ihm der Dämon nicht immer gewähren. Anregung dagegen, Teilnahme, Ermunterung oder Förderung hat kein Mitstrebender, keine in den Bereich seines Vorstellungsvermögens fallende Regung des ihn umgebenden geistigen Lebens jemals vergeblich bei ihm gesucht. Entfernte einander nahezubringen, gemeinsame Gesichtspunkte aufzufinden und zu befördern, Jüngere zu ermuntern, Ältere nach Würden geehrt zu sehen, war ihm Bedürfnis und Glück. Auf solchem in einer unzerstörbaren Lauterkeit des Herzens beruhenden Wohlwollen, solchem Glauben an die unbedingte Wirksamkeit höherer geistiger Mächte gründet sich auch die Dankespflicht, die er sich um den Verlag verdient hat, dessen erste Jubelfeier er nicht mehr mit erlebte.

Zur Dichtkunst — und in ihrer Geschichte innerhalb deutscher Grenzen wird ja voraussichtlich sein Name am dauerndsten weiterleben — kam unser Freund im Grunde wie einer, der die unrechte Braut heimführt, nachdem die rechte nein gesagt hat: das in den vorigen Abschnitten Ausgeführte hat in diesen Aufzeichnungen seine Stelle nur als die Voraussetzung dieser Tatsache. Im Leben ergeht es vielen, ja vielleicht den meisten so. Glücklich der, dem die schließlich Erkorene Treue mit Treue, Förderung mit Förderung vergilt. Heymel, der Spieler und Draufgänger, der so vieles angriff, weil das Auge begehrte, und wieder fahren ließ, weil die Hand nicht halten konnte, hat in diesem — vielleicht anfangs nicht weniger leichtherzig wie die andern eingegangenen — Bunde eine Treue bewährt, die ihm das zunächst nur Angeeignete zum Erwerb und zum dauernden Besitz werden ließ. In dem Maße

wie seine Verse aus eher kruden Anfängen heraus sich voller und reicher rundeten, gewann sein Begriff von dem Wert und dem Wesen seiner Kunst Umfang und Tiefe, sein Urteil Gehalt und Gewicht.

Im übrigen dürfte der nahe Freund wohl kaum berufen sein, über den Wert der literarischen Hinterlassenschaft des Freundes eine gültige Meinung auszusprechen. Ihm sind beim Lesen der Gedichte die Situationen, innerhalb derer sie entstanden, allzu gegenwärtig, die nachlebende Menschengestalt tritt gleichsam zwischen ihn und das Geschriebene; und so muß er denn befürchten, er werde bei dem Versuch eines Urteilsspruchs die richtige Mitte verfehlen. Aber wer immer den Sammelband der Gedichte zur Hand nimmt oder den „Tag von Charleroi", dies meisterhafte Stückchen Prosa, das leider ein Auftakt und ein Versprechen bleiben mußte, der wird die Wärme, den guten Glauben, die lebens- und liebevolle Frische dieser Produkte verspüren. Gerade im Hinblick hierauf hat es mich eigen angerührt, ja erschüttert, als ich in irgendeinem Zeitungsbericht — ich glaube, es handelte sich um ein studentisches Sommerfest — Verse von Heymel ohne Namensnennung, wie ein Volkslied zitiert las. Mir war, als blicke mir der Freund über die Schulter und spräche: „Schau, da bin ich noch." — Und wen unter seinen Freunden blickte er nicht immer wieder so an, wem träte er nicht bei allen Gelegenheiten so entgegen, greifbar, unabweislich wie die Gestalt eines vor Tagesanbruch lebhaft geträumten Traums, er, der frischeste, blutvollste Gesell unsres eignen Jugendtraums? —

Ja, wenn der Seufzer und das Lächeln lebendigen Andenkens die einzigen Totenopfer sind, die wir in Wirklichkeit den Abgeschiedenen zu spenden vermögen, so ist er drüben mit vollen Händen angekommen, und wir dürfen es getrost der Zeit überlassen, ob sie den Dichter Heymel vergessen wolle oder

nicht; den Menschen wird sie nicht vergessen, sein Name und sein Wirken bleiben für immer mit dem verbunden, was sich an Vorstellungen mit dem Begriff der „Insel" und des Insel-Verlages verknüpft. Wohl war Heymel, der „Ritter Ungestüm", keiner von den zuhöchst Begnadeten, denen der Zugang zu dem Geheimnis ihres eignen Wesens offensteht. Vielleicht hat er in der brennenden Hast, mit der er die Kerze seines Lebens an beiden Enden zugleich verglimmen und vertropfen ließ, nicht einmal Antithese und Synthese des genießenden und des handelnden Lebens deutlich gesehen und gewertet. Aber er besaß eine adlige Seele; und so empfand er die Ungenüge jedes Genusses als Sporn zu neuem Streben. Weg oder Abweg, ihm durfte es letzten Endes gleich gelten; gilt doch von ihm wenn von irgendeinem das Wort:

Si quis tota die currens pervenit ad vesperum, satis est.
Zugewogenes und vorbestimmtes Schicksal will es uns dünken, daß dieser Abend für ihn in eine Frist fallen sollte, in der die Sonne über beglückteren Scheiteln noch kaum im Zenit steht. Denn wer hätte sich unsern Freund als alten Mann vorstellen, wer die feierabendlichen Begriffe des Ausruhens, des Abrundens und Abschließens mit einem Leben verbinden können, über dem in ganz besonderem Maße das Gesetz des immer erneuten Aufbruchs, des nie verglichenen Widerspruchs zu stehen schien, das ja freilich das Gesetz alles Lebens, ja sein Inbegriff und die Bürgschaft seines ewigen Fortganges ist, wie denn auch jedes in die unendliche Zeugung hinausgeworfene Samenkorn alles irdische Fortbestehen und Wachstum in sich begreift und verbürgt.

Der Schreibende, der zu den wenigen hier vorliegenden Zeilen die Feder nur ungern und zögernd zur Hand genommen hat, legt sie ebenso zögernd wieder fort. Ihn dünkt es, nachdem er nun einmal angefangen, als müsse er noch mehr sagen, als müsse er dem vorangegangenen Freunde noch herzlichere,

noch dankbarere und liebevollere Worte auf die Wanderung nachrufen, auf der er nunmehr neuen Verbindungen, neuen Aufgängen, neuen Vorbildern zustrebt. Ein Vorspiel solcher Läuterung war sein unvergleichlich heldenhaftes Sterben. Vielleicht gelingt es einmal mit beruhigterer Seele davon zu berichten, wenn nach einem weiteren Jahrzehnt das Grab des lieben Kameraden den Überlebenden nicht mehr wie heute anblicken wird, als wärs ein eben aufgeworfener Hügel, wenn ihn der Abschied nicht mehr wie heut anrühren wird mit der schmerzlich süßen Wärme des eben genommenen und gegebenen letzten Händedrucks. — Zu wünschen wäre es, daß unter den Nachgebliebenen einer sich fände, befähigt und gewillt, den Roman dieses unvergleichlichen Lebens zu schreiben, nachdem Rachsucht und Spekulation sich so übel an ihm vergangen haben. Allerdings nur ein ganz Nahestehender dürfte das wagen; für die andern war Heymels Gestalt schon bei Lebzeiten Legende geworden. Er würde dann zugleich eine Epoche unsres Geisteslebens zu schildern haben, die sich mit allen Verheißungen des Frühlings anließ, Verheißungen freilich, auf deren Erfüllung wir heute noch warten, vielleicht für immer vergeblich.

* * *

ARMER KINDER BETTLERLIED

Es sungen drei Engel einen süßen Gesang,
Mit Freuden es im Himmel klang;
Sie jauchzten fröhlich auch dabei,
Daß Petrus sei von Sünden frei,
Von Sünden frei.

Denn als der Herr Jesus zu Tische saß,
Mit seinen zwölf Jüngern das Abendmahl aß,
So sprach der Herr Jesus: Was stehest du hier,

Wenn ich dich ansehe, so weinest du mir,
So weinest du mir.

Ach! sollt ich nicht weinen, du gütiger Gott!
Ich hab übertreten die zehen Gebot;
Ich gehe und weine ja bitterlich,
Ach komm, erbarme dich über mich,
Ach über mich!

Hast du dann übertreten die zehen Gebot,
So fall auf die Kniee und bete zu Gott,
Und bete zu Gott nur allezeit,
So wirst du erlangen die himmlische Freud,
Die himmlische Freud.

Die himmlische Freud ist eine selige Stadt,
Die himmlische Freud, die kein End mehr hat;
Die himmlische Freude war Petro bereit,
Durch Jesum und allen zur Seligkeit,
Zur Seligkeit.

Aus „Des Knaben Wunderhorn".

* * *

EIN BRIEF ABRAHAM MENDELSSOHNS AN ZELTER ÜBER GOETHE

Metz 1. September 1797.

ICH hoffe, lieber Zelter! daß Sie meinen Brief aus Ffurt a/M werden bekommen haben; ich habe Ihnen nicht früher als aus Paris wieder schreiben wollen, da ich aber voraussehe daß ich dort in den ersten vierzehn Tagen gewis nicht dazu kommen kann, so benutze ich eine müßige Stunde, die ich hier habe, um Ihnen wieder einige Worte zu sagen.

Meine im Anfang sehr traurige Stimmung in Ffurt a/M hat

auf einmal eine günstige und für mich sehr glückliche Wendung genommen; ich habe wie Ihnen die Veit auch schon erzählt haben wird, einen Menschen gesehen, der mir eine Menschheit werth war, Göthe. Laßen Sie sich diese Geschichte etwas ausführlich erzählen, Sie glauben nicht wie es mich freut daran denken zu können. Ich gehe eines Abends mit Veit in das Theater, ennuyirt und verdrieslich; wir bleiben einen Augenblick auf den Platz stehen, als mich Veit auf einmal ansties und mir leise zuschrie, da ist Göthe! da ich gar nicht mehr daran dachte ihn in Ffurt zu finden, so wuste ich gar nicht was Veit wollte, und sah ihn nur immer an; indes kam Göthe bey uns vorbey, und sobald ich ihn nur im Auge bekam, erkannte ich ihn; er führte seine Mutter, eine alte geschminckte pretensionsvolle Frau, nach die Comoedie. Wir gingen ihm nach, zum Glück läßt er seine Mutter allein hineingehen, und geht zurück; Veit redet ihn an, und ich bleibe in der Entfernung, er erlaubt ihm den andern Tag zu ihn zu kommen, und mich mitzubringen. Von den Stück, das ich nun aufführen sah, weiß ich Ihnen nicht viel zu erzählen, ich dachte an meinen Besuch auf Morgen, und zwar mit einer gemischten Empfindung, man hatte mir immer so viel von seinem Stolz und seiner Herabsetzung erzählt, dazu kam daß ich ihn nur in der Ferne und daher nur seine steife Figur die er mit vieler grandezza trägt, gesehen hatte; mir wurde ziemlich angst. Den andern Tag um 12 Uhr gingen wir zu ihn, er hatte uns erwartet; man führte uns in ein Zimmer wo wir einige Minuten allein waren, alsdann trat er herein. Sind Sie ein Sohn von Mendelssohn? fragte er mich, und das war das erstemal daß ich meinen Vater ohne Beywort und so nennen hörte wie ich es immer wünschte. Nachdem ich es bejaht hatte wurde das Gespräch bald allgemein und intereßant. Was soll ich zu eurem Lobe sagen? oder vielmehr was soll ich zuerst sagen? Man hatte gerade damals Palmira mit vieler Pracht in Ffurt ge-

geben, (was ich zu sehen versäumt) er sprach darüber mit uns mit einer Schonung, mit einem Blick aufs Ganze, und doch so feiner Einsicht des einzelnen, wie nur ein solcher Kenner sprechen kann. Man wundert sich, daß der Geschmack an Opern und Operetten auf unsern Theatern predominirt? sagt er zuletzt, ich wundre mich nicht, in unsern Opern und Operetten ist doch wenigstens Kunst, und auch von der findet man nichts in unsern Schauspielen, das sind seine eigne Worte. Ich erzählte ihm darauf, daß ich Schillern von Ihnen Composizionen zu dem neuen Almanach mitgebracht hätte, er frug mich, ob ich nicht wüste was Sie componirt haben? und ich nannte ihm, um alle indiscretion zu vermeiden, nur die, welche ich bey Schiller gesungen hatte. Ich sagte ihm darauf, daß eine Reise nach Jena eines von Ihren Lieblingsprojecten wäre, das Sie gewis einmal ausführen würden. Ich wünschte daß er es bald thäte sagte er! ich freue mich sehr ihn zu sehen. Er schätzt Ihre Composizionen sehr, und was Sie noch mehr freuen muß er schliest davon auf Sie selbst, und ich beneide Sie sehr um Ihre Unterredungen mit ihm. Reisen Sie nach Jena. Nach einer halbstündigen Unterredung die mir warlich stärkend war, gingen wir fort. Am andern Tag war ich wieder in Comoedie, ich seh mich sogleich nach Göthe um, und entdecke ihn in der dritten Loge von mir. Veit war gerade zu Haus geblieben; am Ende des zweyten Akts gehe ich heraus, und habe das Glück ihn auf dem Gang zu begegnen; er erkennt mich, erwiedert mein Compliment mit vieler Höflichkeit, und da ich sogleich vorbeygehen will, so redet er mich an, und ich sprach wieder eine halbe Stunde mit ihm. Das soll was sehr seltenes bey ihm seyn, und ein Beweis, daß ich ihm nicht misfallen habe. Den hat die Natur zum großen Mann gezeichnet, und in seinem Auge steht alles da, was er jemals gutes und großes gemacht hat; wenn man ihm gegenüber steht und ihm scharf ins Auge sieht, so erweitert sich der Raum zwischen

ihm unmerklich und ganz ungeheuer, man hört ihn kaum mehr sprechen, und weiß doch ganz genau was er gesagt hat; ich kann Ihnen meine Empfindung nicht so deutlich machen, aber seine Augen sind göttlich, Sie werden sie sehen. Ich kam einigemal in Verlegenheit denn ich sah ihn äußerst scharf und oft an, und er hat die Gewohnheit, jeden den er zum erstenmal sieht, ganz genau und fast unverrückt mit seinen Augen anzusehen; daher wir uns oft begegneten. Der nur kann Göthe stolz finden, der gern alles zu sich herunterziehen will und die Mühe sich ein wenig anzustrengen, und zu überdenken, was er spricht, scheut, mir machte es ein unendliches Vergnügen mich in seiner Gegenwart gewißermaßen erhoben zu fühlen. Noch mag es manchem auffallen, daß Göthe sich nicht wie mancher andre empreßirt, das Gespräch ununterbrochen, sey es auch mit den kleinsten Kleinigkeiten fortzuführen; er schweigt manchmal fünf Minuten lang, und fängt nicht eher wieder zu reden an, bis er was intereßantes sagen kann. Ich finde darin eine feine und wahrhaft große Bescheidenheit. Er spricht stets mit großem Ernst ganz kurz und gedrängt, und verlangt kurze und bestimmte Antworten; ich war davon prevenirt, bemühte mich sehr ihm wie er es gern hat zu antworten und das hat ihm vielleicht gefallen. Wenn ich Ihnen nicht so kurz und gedrängt über ihm geschrieben habe, so verzeihen Sie es mir, es macht mir in Frankreich, wo man vergebens einen Göthe suchen würde, doppelte Freude, mir diese Unterredungen ins Gedächtnis zu rufen.

Ich weiß nicht, ob Sie sich erinnern, daß ich Ihnen einigemale von einem gewissen Ensheim, meinem ehemaligen Lehrer gesprochen habe; ich habe ihn hier gefunden, und dahin gebracht daß er wahrscheinlicherweise nach Berlin und in unserm Hause kömmt. Sie werden seine Bekanntschaft machen, ich bitte Sie darum sie zu machen, und Sie werden es mir danken. Laßen Sie sich vom erstemale nicht rebutiren, sehen Sie ihn

das zweyte und drittemal, Sie werden gewis sein Freund so wie er der Ihrige, und Sie werden gewis nicht viel Menschen seines Schlages gefunden haben. Ich freue mich wie ein Kind auf die Bekanntschaft zwischen Ihnen beyden. Nun noch eine Bitte an Sie lieber Zelter! wegen einer Sache die mir sehr am Herzen liegt. Sie können nicht glauben, wie sehr drückend es mir war, das Verhältnis zwischen Ihnen und Joseph so verschoben zu wißen; zuletzt kamen Sie einander etwas näher, wie stehen Sie jetzt? sagen Sie es mir bald und aufrichtig, und laßen Sie mich überhaupt bald etwas von sich und Ihrer Frau hören.

Uebermorgen gehe ich nach Paris. Von da schreibe ich Ihnen noch viel was ich auf dem Herzen habe, über Frankreich, und besonders über französische Musik. Wenn ich es in Paris nicht ganz anders wie bisher finde, so werde ich geschwind reich in Frankreich, und komme bald wieder zu Hause.

Und nun leben Sie recht wohl, grüßen Sie Ihre Frau, Ihre Kinder, und Herrn Fasch recht herzlich von Ihrem

A. Mendelssohn.

* *
*

Mit einem bedeutenden Teil des Zelterischen Nachlasses, der unveröffentlicht und unbekannt bei einem Nachkommen Zelters lag, ist dieser Brief kürzlich in die Sammlung Kippenberg gelangt. Er ist wohl einer der schönsten Briefe, die unmittelbar aus dem Erleben der Persönlichkeit heraus jemals über Goethe geschrieben worden sind. Erstaunlich aber ist, wie hier in einer Zeit, da Goethe der Welt noch keineswegs als der „große Dichter" galt, die Monumentalität seiner Erscheinung geahnt wird. Und teuer endlich ist uns Mendelssohns Brief als Präludium, ja als Prophezeiung der dreißigjährigen Freundschaft Goethes und Zelters, die zwei Jahre später mit Zelters erstem Brief an Goethe begann.

Zur Erläuterung des Briefes ist nur wenig zu bemerken.

Mendelssohn befand sich auf einer Reise nach Paris, wo er bis 1803 als Kaufmannsgehilfe tätig blieb. Die Veit ist seine Schwester Dorothea, vermählt mit Simon Veit, ein Jahr später geschieden, dann die Frau Friedrich Schlegels. Palmira war eine Oper von Salieri. In einem Briefe an Schiller aus Frankfurt vom 14. August berichtet Goethe ausführlich über die Aufführung, die „gestern", also am 13. August stattgefunden habe. Da Goethe Frankfurt am 25. wieder verließ, lagen die beiden Begegnungen Goethes und Mendelssohns zwischen diesen Tagen. Goethe ließ die Oper später auch in Weimar wiederholt spielen. Mit Zelters Composizionen zu dem neuen Almanach sind die Lieder für Schillers Musen-Almanach 1798 gemeint (u. a. Goethes An Mignon und das Reiterlied aus Schillers Wallenstein); der Musen-Almanach 1797 enthält noch nichts von Zelter. Joseph ist Abraham Mendelssohns Bruder. Fasch ist der Begründer der Berliner Singakademie, deren Leitung nach seinem Tode Zelter übernahm.

Aus dem vierten Band des „Jahrbuchs der Sammlung Kippenberg".

* * *

PAUL VALÉRY
DREI GEDICHTE
Übertragen von Rainer Maria Rilke

Die Schritte

DEINE Schritte, als meines Schweigens
Kinder, arglos und langsam gesetzt,
nahn sie dem Bette, wo ich mich eigens
wachsam halte, und frieren jetzt.

Göttlicher Schatten, du Reine, du Gute,
o deiner Schritte verhaltener Gruß!
Was ich, ihr Götter, an Gaben vermute,
kommt jetzt zu mir auf entkleidetem Fuß!

Wenn deine Lippen vielleicht schon vom weiten
jenem, der in mir sich bergen muß,
seine unendliche Stillung bereiten
endlich in dem nährenden Kuß,

eile mir nicht zum Vollzuge, dem zarten,
Süße, drin Sein und Nichtsein stritt,
denn ich lebte vom Dich-Erwarten,
und mein Herz war nichts als dein Schritt.

Heimliche Ode

Herrliches Fallen ins Kämpfelose,
Ende voll Süße, welches Genießen,
hingestreckt in das Milde der Moose,
gleitenden Leibes den Tanz zu beschließen.

Nie hat ein gleiches Gegleiß,
von den Funken des Sommers verkündet,
eine Stirne, besäet mit Schweiß,
so zu Lichtern des Sieges entzündet!

Doch von der Dämmerung überkrochen,
ward der große Leib, der entschlossen
tanzte und tat, der den Riesen gebrochen,
als eine Masse von Rosen vergossen.

Schlaf nun unter dem sternischen Gang,
Sieger, dir langsam entlehnt,
denn die Schlange im Helden entschlang
sich entlang, unendlich gedehnt...

Welchen „Stier“, welchen „Hund“, welchen „Bären“,
welchen Sieg aus enormen Bezügen,
weiß die Seele, die eintritt ins Währen,
wo Zeit nicht mehr beisteht, zu fügen!

Erhabenster Ausgang, Glanz:
Untiere und Götter verraten
durch ihn die großen, ganz,
die die Himmel erfüllen, die Taten!

Morgenröte

Das mürrische Verwüsten,
das mir gedient als Schlaf,
zerstreut sich bei der frühsten
Röte, die mich traf.
In meine Seele dringe
ich auf des Zutrauns Schwinge:
Das ist mein Frühgebet!
Dem Sande kaum entglitten,
in meines Verstandes Schritten
wie herrlich es sich geht.

Gruß, ihr, noch Schlafbereiten,
an eures Lächelns Paar,
vertraute Ähnlichkeiten
unter der Worte Schar.
Wenn erst die Bienen lärmen,
so fang ich euch in Schwärmen,
schon hat meine Vorsicht jetzt
auf die Sprosse der goldenen Leiter,
die leise erzittert, heiter
den weißen Fuß gesetzt.

Welches Frührot über den Rücken,
die ein Frösteln überlief?
Ein Strecken und ein Bücken,
wo eben noch alles schlief:
Die gähnt noch, die, ganz Flamme,
langt nach dem Schildpattkamme

mit Fingern, die sie nicht lenkt,
noch nah an des Traumes Wende,
knüpft sie träge sein Ende
an die Stimme, die vorbedenkt.

Seid ihr das, ihr Halberwachten!
Was war diese Nacht euer Tun?
Ideen, die Leere verachten,
und stark sind, bei jedem zu ruhn?
— Stets brav ist, was wir taten,
unsterblich verweilend verraten
wir niemals dein Dach, und hier
war keine von uns am Entrinnen,
wir sind die heimlichen Spinnen
innen im Dunkel in dir!

Und bist du nicht vor Glück
trunken, von allen den Sonnen,
die das Gewebe zurück
wirft, das dein Rätsel umsponnen?
Sieh zu, was wir leise dir schafften,
wie die einfachen Fäden haften
an deines Abgrunds Rand,
und schon ließ die Natur sich verleiten,
unser bebendes Vorbereiten
hat sie mit Netzen umspannt...

Ihr geistig leichtes Gespinne,
ich stieß daran und durchdrangs
und suche im Wald meiner Sinne
den Ansatz meines Gesangs.
Sein!... Weitestes aller Gehöre!
Als ob sich die Seele verlöre

und wäre nur Sehnsucht schon...
Sie vernimmt ihr eigenes Beben,
und manchmal, scheint es, geben
die Lippen denselben Ton.

Spaliere meiner Spiele,
mein schattiges Weingewind!
Der Bilder sind so viele,
als Blicke in mir sind...
Von jedem Blatte schnellen
mir zugeneigte Quellen,
ich trink ihr Geräusch von fern...
Was ist mir nicht Mark und Mandel,
mich heißt jeder Kelch seinen Wandel
erwarten zum vollen Kern.

Ich fürchte nicht Dornen im Laube!
Erwachen ist gut, selbst hart!
Es gibt bei so reinem Raube
keine sichere Gegenwart:
eine Welt an sich zu reißen,
kann nur so sich verwunden heißen,
daß, wer sie an sich riß,
eine fruchtbare Wunde gewänne,
wenn das eigene Blut nicht ränne,
nie wär der Besitz gewiß.

Ich nahe dem unsichtbaren
Weiher, und drinnen schwimmt
meine Hoffnung, getragen vom Klaren,
das sie bei den Brüsten nimmt.
Ihr Hals reicht in schwankende Zeiten,
und läßt in der Flut jenes Gleiten,

das ein herrlicher Hals schafft, entstehn ...
Sie fühlt unter ebener Glätte,
daß die Tiefe kein Ende hätte,
und schauert herauf von den Zeh'n.

* * *

HERMANN BAHR

DER RUSSISCHE CHRIST

NACHDEM Dostojewski versehen war, ließ er sich noch aus der Bibel vorlesen, derselben abgegriffenen Bibel, die schon den Sträfling nach Sibirien begleitet hatte. Seine Frau schlug die Stelle im dritten Kapitel Matthäus vierzehn auf. „Johannes", heißt es da, „wehrte ihm und sprach: Ich hätte not, von dir getauft zu werden, und du kommst zu mir? Jesus aber antwortete und sagte: Laß mich, denn alle Gerechtigkeit muß erfüllt werden!" So weit las sie; da sagte Dostojewski: „Du hörst: Laß mich! Das heißt, daß ich sterben muß." Nach einigen Stunden starb er, ein Blutgefäß war gerissen. Gleich drang in den engen Raum, wo noch überall beschriebene Blätter unordentlich herumlagen, so viel unbekanntes Volk von der Straße wehklagend herauf, daß, als dann auch die Freunde, darunter der Vicomte de Vogüé, der dies erzählt, eilends kamen, sie Mühe hatten, sich durchzudrängen, um noch einmal sein Angesicht zu sehen, das, endlich vom Schleier des Leids entblößt, im Traum zu lächeln schien. Die fremden Menschen stritten sich um die Rosen auf seinem Sterbebett, und immer drang noch neues Volk aus der Stadt herein: il semblait que toute la rue montait; die Frau, mit den beiden Kindern im Andrang fast erstickend, schrie vor Angst auf; die Kerzen, niedergebrannt, erloschen, und das heiße, vom Jammer dieser ungeheuren Menge vorwärts stoßender Menschen dampfende Zimmer lag nur noch im ungewissen Schein der kleinen Lampe vor den Heiligenbildern. Und immer kam noch neues Volk aus der Stadt herauf, Rußland selber schien

zu kommen, das unbekannte Rußland, um seinen Dichter noch einmal zu sehen; fast hätten sie sich geprügelt zum Abschied von ihm. „Cet hommage scandaleux," sagt de Vogüé, „c'était bien celui qu'il eût aimé." Zwei Tage später war das Begräbnis. Auf zwanzigtausend schätzt man, die hinter dem Sarg gingen, durch ein Spalier von Hunderttausenden: Priester, Mönche, Studenten, Gymnasiasten, Schulkinder, Nihilisten und Nihilistinnen, jene am Plaid auf der Schulter, diese durch die kurzgeschorenen Haare kenntlich, alle literarischen Vereine, die wissenschaftlichen Korporationen, Abgesandte der Städte, die Kaufmannschaft Moskaus, Bauern, Landstreicher und Bettler, ein Wald von Kreuzen, Fahnen und Kränzen; und in der Kirche wurde der Sarg von den kaiserlichen Prinzen, dem Unterrichtsminister und den Würdenträgern des Staats erwartet. Für jeden der Teilnehmer hatte das Erlebnis aber einen anderen geheimen Sinn: den einen wars ein Triumphzug der Revolution durch die Stadt des Zaren, den anderen eine Huldigung der Nation vor dem Genius des Vaterlands, wieder anderen der Schmerz eines ganzen Volkes, den zu verlieren, an dem es sich erst selbst gefunden hatte. Noch mehr aber war es: auch alle die Namenlosen gingen mit, die sich sonst verkriechen, die Kinder „zufälliger" Familien, alle die „Beleidigten und Erniedrigten", die Verstoßenen, die Rechtlosen hatten hier einmal ein Recht, sich zu zeigen; ihr großer Tag war das Begräbnis Dostojewskis. Und so bewies es, daß er, sei's durch sein Werk, sei's durch den Hauch seines Wesens, erreicht hatte, jedem Russen etwas zu sein; durch ihn war doch endlich wieder einmal der Beruf des Dichters erfüllt worden.

Wodurch in seinem Werke oder in seiner Person er so zur symbolischen Gestalt Rußlands geworden war, diese Frage geht Russen an. Dmitri Mereschkowski und Wolynski vor allem, polemisch auch Gorki, haben Antwort gegeben. Wie-

viel aber von ihm auch heute noch als lebendige Kraft in den neuen Russen wirkt, und ob sie so stark sind, daß er auch ihrem neuen Rußland dereinst wieder zur symbolischen Gestalt werden kann, davon hängt vielleicht ihre Zukunft ab, ja vielleicht sogar mit auch unsere. Doch ist er ja jetzt längst mehr als ein großer russischer Dichter, vielleicht der größte von allen; er gehört längst nicht mehr bloß den Russen, er gehört der Welt. Überall wirkt er, auch auf manchen, der ihn kaum dem Namen nach kennt, der keine Zeile von ihm gelesen hat, der von seinem erhaben armseligen Leben nichts weiß. Raskolnikoff, der Idiot und Aljoscha sind Gestalten von so gewaltiger eigener Lebenskraft, daß sie sich aus seinen Werken entfernen, ihren Standort verlassen und sozusagen ein Dasein auf eigene Faust beginnen konnten, so wie Faust, Hamlet und Don Quixote längst aus der Dichtung in die Wirklichkeit zurückgekehrt und namhafter als ihre Dichter sind.

Wie seit Goethe nur noch Balzac, Dickens, Ibsen und Tolstoi, gehört Dostojewski der Welt: „one of the greatest writers that the world has ever seen“ nennt ihn Maurice Baring, der Engländer, der erst seinen lange zögernden Landsleuten ein Verständnis für ihn aufdrang. In Frankreich war das schon durch jenen Vicomte de Vogüé geschehen, dessen Buch „Le Roman Russe“ 1886 erschien. Wie stark um eben diese Zeit Dostojewski auch in Italien zu wirken begann, beweisen seine Spuren in den ersten Werken des jungen d'Annunzio. Über Frankreich scheint nun ebenso Nietzsche mit Dostojewski bekannt geworden zu sein. „Ich rechne“, schreibt er aus Turin an Brandes, „irgendein russisches Buch, vor allem Dostojewski (französisch übersetzt, um des Himmels willen nicht deutsch!), zu meinen größten Erleichterungen.“ Er empfand ihn sogleich in voller Größe, wenn er ihm freilich im tiefsten doch durchaus widersprechen mußte: „Ich schätze ihn als das wertvollste psychologische Material, das ich kenne;

ich bin ihm auf eine merkwürdige Weise dankbar, wie sehr er auch immer meinen untersten Instinkten zuwidergeht. Ungefähr mein Verhältnis zu Pascal, den ich beinahe liebe, weil er mich unendlich belehrt hat, der einzige logische Christ." 1882 erschien der Raskolnikoff deutsch; es war in der bismärckisch gesinnten Jugend vom Verein Deutscher Studenten, daß ich, an der Berliner Universität, den Namen Dostojewski zum ersten Male vernahm, 1884; eben waren auch die Karamasoffs deutsch erschienen. In Wien ist es Siegfried Lipiner gewesen, in jungen Jahren schon fast berühmt, von Nietzsche geschätzt, später seine merkwürdige Begabung verzettelnd, der in seinem Kreise, zu dem auch Viktor Adler und Engelbert Pernerstorfer gehörten, für Dostojewski, namentlich aber für die Karamasoffs, mit Leidenschaft warb. Niemand aber hätte sich damals träumen lassen, was dieser beunruhigende Russe, dessen unleugbare Kraft durch einen Zusatz von Kolportageromantik den guten Geschmack abstieß, was dieses wüste Werk, in dem der alte Goncourt nichts als einen Aufguß des bewährten französischen Naturalismus, nur noch mit etwas Edgar Poe gepfeffert, fand, den jungen Leuten werden sollte, die bald darauf als „jüngstes Deutschland" lärmend öffentlich aufmarschierten. Es gehört ja zu den Eigenheiten unserer Entwicklung, wie stark auf ihren Geist in entscheidenden Augenblicken immer wieder fremde Literaturen einwirken; gleich die deutsche Prosa selbst, das Deutsch, das wir heute schreiben, dieses Kunstdeutsch steht doch von Anfang an zunächst so sehr im Zeichen Italiens und unter seinem Einfluß, daß Burdach einmal, ohne paradox zu werden, „Dante den Mitbegründer der neuhochdeutschen Schriftsprache" zu nennen wagen konnte; dann wieder, im 18. Jahrhundert und noch weit in die Romantik hinein, wird Shakespeare der Führer der deutschen Dichtung, er wird beinahe sozusagen zum deutschen Dichter. In derselben Art, auch fast bis zum selben Grade,

freilich nicht auf so lange Zeit, ist für „die Jüngsten" der achtziger Jahre Henrik Ibsen ein deutscher Dichter geworden, ja fast schien es zuweilen: der deutsche Dichter. Hier fanden sie noch irgend etwas, das ihnen an den bewunderten Franzosen doch immer fehlte. Diejenigen aber, denen dann doch auch an Ibsen wieder noch irgend etwas zu fehlen schien, weil dieser ewige Frager ja niemals Antwort gab, wendeten sich schon damals an den Russen. Ibsen war rasch eine Mode geworden; seit 1910 begann sie langsam nachzulassen. Dostojewski war den jüngsten Deutschen zunächst ein Kuriosum. Allmählich erst entdeckten sie dann noch, daß er ein Dichter ist, der Antworten hat. Merkwürdig kam ihnen das vor. Daß einer nach Antworten sucht, ja wahrhaftig Antworten zu finden meint, kann denn das überhaupt sein? Es hing vielleicht mit eben dem zusammen, worin gerade seine Kuriosität bestand. Er war so lange bloß ein Kuriosum, er hatte kein Führer dieser deutschen Jugend werden können, weil sich nicht leugnen ließ, daß dieser gewaltige Künstler, dieser Seelenkenner, Seelendeuter, mit allen Abgründen der menschlichen Natur vertraut, Geist von unserem Geiste, Fleisch von unserem Fleische, nun aber dabei die Marotte hatte, Christ zu sein, ein gläubiger Christ, oder sich doch um diesen Christenglauben zu bemühen und ohne diesen Christenglauben das Menschenleben unmöglich zu finden, lauter Dinge, die sich ein gebildeter Deutscher jener Generation überhaupt gar nicht mehr vorstellen und die er wirklich nur einem Russen verzeihen konnte, an dem derlei schließlich sogar von einem gewissen exotischen Reiz war. Zu seinem Erstaunen erfuhr der junge Deutsche aus diesen russischen Romanen, daß es also augenscheinlich in einem Teile der Welt, eine Tagesreise von Berlin, noch lebendiges Christentum gab, nicht als Form, als Erinnerung, als Brauch bloß, sondern als Lebensmacht.

Auch Balzac ist Christ, die Comédie humaine ist katholischer

Wuchs, schon ihre Konzeption ist durchaus katholisch, und wer nur erst darauf horcht, kann den tiefen katholischen Klang seiner Gestalten, aller, der sublimsten wie der gräßlichsten, nicht überhören. Aber es muß niemand darauf horchen; auch darin wieder ist Balzac ganz katholisch, daß er sich nichts davon merken läßt; sein Werk ist ganz von unserem Glauben durchdrungen, der aber gerade darum nirgends darin in Frage steht, und schon gar nicht in Diskussion, wie doch etwa gesunden Menschen nicht einfällt, sich ihrer Gesundheit zu rühmen oder anderen Gesundheit anzuraten; erst Kranke bemerken überhaupt das Problem der Gesundheit. Bei Dostojewski dagegen steht immer das Christentum in Frage; es steht hier überhaupt nichts anderes in Frage, ihm ist das Christentum die Frage aller Fragen, es ist ihm die Lebensfrage selbst, über die nun fortwährend diskutiert wird, und mit der ganzen ungehemmten Diskussionswut der Russen. Seine Romane gleichen solchen russischen Wagenfahrten, die vor jedem Heiligenbild halten, der Kutscher bekreuzt sich, der Insasse steigt aus und kniet ein Gebet lang vor dem Bilde; so halten die Lebensfahrten Dostojewskis immer wieder zum Gebet. Der Russen Art, Andacht zur Schau zu stellen, hat für abendländische Gewohnheiten oft fast etwas Indiskretes: in der Indiskretion, mit der Dostojewski ins volle Licht der Öffentlichkeit stellt, was den Deutschen jener Generation immer mehr zur „Privatsache" wurde, die jeder bei sich allein „im stillen Kämmerlein" abzutun hätte, wurzelt seine Bedeutung für uns. Wir lernten hier eine ganz neue Psychologie kennen, eine nämlich, in der alles auf Gott bezogen wird...

In den achtziger Jahren, bei seinem Eintritt in Deutschland, fand Dostojewskis Werk hier noch Reste von Schöngeistern vor, einem gedämpften Goethe-Kult ergeben, worin Goethe sacht mit Paul Heyse verschwamm, während der kräftigere Teil der älteren Generation sich schon resolut zur Sachlich-

keit Gustav Freytags bekannte, damit das „Geschäft“ meinend, an Feiertagen aber sich an Geibel, Roquette und Baumbach erholend. Richard Wagner starb, ohne sich in der öffentlichen Meinung durchgesetzt zu haben, Nietzsche verzweifelte, das von Paul Lindau beherrschte Berlin billigte gnädig dem alten Fontane mehrere wohlgeratene Balladen zu. Typisch war damals das Café Chantant des Berliner Nordens mit den Büsten des alten Kaisers unter bunten Lampen, Heil dir im Siegerkranz, Schmachtfetzen aus lustverseuchten Kehlen, Zoten und Suff, ein patriotisch sentimentaler Bordellersatz unter Polizeiaufsicht, zur Abendandacht für Studenten, Referendare und Offiziere, für die Blüte der Nation; diese andere Seite der Butzenscheibenlyrik darf man nicht vergessen. Wer nicht selber in jener erstickenden Luft jung gewesen ist, kann den entsetzlichen Ekel der Jugend kaum ahnen, den sie dann in Alkohol ersäufen wollte, und wenn der zur Betäubung nicht reichte, in Nihilismus und einem Nihilismus der gefährlichsten Art, einem innen sitzenden, der dabei die besten Manieren hat und mit dem man Staatsanwalt werden kann, dem Nihilismus Ibsens in seiner mittleren Zeit, als er nur immer höflich fragte: ‚Ist es wirklich groß, das Große?‘ so lange behutsam an allen Dingen klopfend, bis sie hohl klangen; dieser Ibsen, mit dem unanstößig spöttischen Skeptizismus, zu dem man noch Orden tragen kann, dieser, nicht der spätere, mystische war es, der damals der Jugend noch am ehesten ein zuverlässiger Ratgeber schien, auch durch den merkwürdigen, grundlos optimistischen Bodensatz in seinem Nihilismus, der ja die Nichtigkeit des Menschenlebens durchschaut, es jedoch immerhin nicht für ausgeschlossen hält, bei besserem Ausfall der nächsten Wahlen das Paradies wiederzufinden. In den Karamasoffs aber steckt das Unheil der Welt so tief, daß man eigentlich auch auf die nächsten Wahlen nicht mehr hoffen kann; in den Karamasoffs bleibt wirklich nichts als Gott

übrig. Und über Gott war doch diese Jugend aber längst hinaus. Ich meine, nach reiflicher Überlegung und das Gewicht der Worte fühlend, daß man ruhig sagen darf, selbst der gläubig erzogene und vermeintlich gläubig gebliebene Teil der gebildeten deutschen Jugend habe sich damals über Gott hinaus gefühlt, da sie, wenn sie gleich das Absolute nicht durchaus leugnen, ein inneres Verhältnis der Anerkennung des Absoluten, der Ehrfurcht vor dem Absoluten für ratsam halten, an ein Leben nach dem Tode glauben mochte, dennoch sich einen lebendigen persönlichen Gott mitten unter uns im täglichen Leben auf Schritt und Tritt von uns einwirkend und überall, ob wir wollen oder nicht, mittuend, nicht von uns lassend, uns unablässig begleitend, ja verfolgend, einen solchen unabwendbar gegenwärtigen, penetranten, auch im Alltag höchst aktuellen Gott auch nur überhaupt vorzustellen so völlig entwöhnt worden war, daß damals auch die Frömmsten doch eigentlich in Gott nur noch einen metaphysischen Trost fanden, vor der überwältigenden Wirklichkeit, bedrängenden Unmittelbarkeit und ungestümen Aktualität aber, mit der der Gott Dostojewskis mitten unter uns haust, zurückschraken, fast als ob es eine Lästerung wäre, so mit Gott gewissermaßen auf Du zu sein. Eigentlich sind ja Dostojewskis Atheisten selbst Gott näher als unter uns mancher fromm gewillte Mann; denn sie lassen keinen Augenblick ab, Gott zu widersprechen, zu widersagen, Gott zu bekämpfen, Gott zu verfolgen, Gott zu lästern, Gott zu höhnen, Gott zu widerlegen; sie haben fortwährend mit Gott zu tun und leugnen ihn im Grunde so wenig, als dies dem Teufel einfällt; sie wollen nur von ihm nichts wissen, während unsere Gebildeten bei aller Bereitschaft zur Anerkennung Gottes doch gelegentlich in Verlegenheit sind, in ihrem vollbesetzten Weltbild auch noch irgendwo Platz für den lieben Gott zu finden. Bei Dostojewski gibts kaum einen, der Gott erst suchen muß. Es gibt manchen, der

Gott flieht. Denn bei ihm ist Gott überall da. Ja, man hat oft das Gefühl, als sei sonst überhaupt bei ihm nichts als Gott da. Dostojewskis Freund Wladimir Solowjew, der Übersetzer Kants, ein an Plotin, den Kirchenvätern, der deutschen Mystik, Schelling und Baader gereifter, unserer Kirche sich nähernder Philosoph (er ist in deutscher Übersetzung von Harry Köhler im Jenenser Verlag Diederichs erschienen), schrieb einmal an Strachow: „Ich glaube nicht nur an alles Übernatürliche, sondern, genau gesprochen, ich glaube eben nur an dieses." Damit ist präzisiert, wodurch sich auch das Werk Dostojewskis unterscheidet, selbst von jedem anderen russischen, namentlich ürigens von dem Tolstois. Für das Werk Dostojewskis ist das Übernatürliche das Primäre, hier ist zunächst nur das Übernatürliche gewiß; mit dem Übernatürlichen beginnt alles, und aus seiner Evidenz erst ergibt sich allmählich auch ein Verhältnis zur Natur, ein Verhältnis zum eigenen Dasein, das hier ja nur so weit verwirklicht wird, als ihm gelingt, an der Urwirklichkeit: an der Übernatur teilzunehmen. „Ich bin, der ich bin": dieses Urworts gewaltige Wahrheit hat niemand tiefer empfunden als Dostojewski, für den alles nur in Gott, alles nur von Gott aus ist, dagegen das, was wir gemeinhin Wirklichkeit nennen, solang es in sich stecken bleibt, noch gar kein Dasein hat. Eigentlich stellt sein Werk nichts dar als nur immer wieder von neuem, wie der Mensch, sobald er es unternimmt, sich zu verwirklichen, Gott nicht entgehen kann.

Dies war es, was an Dostojewskis Werk bei wachsender Wirkung ins Weite, vor etwa zehn Jahren etwa, den deutschen Leser zunächst am meisten befremdete. Um jene Zeit war der Dünkel unduldsamer Freigeisterei doch insgemein allmählich schon etwas unsicher geworden, und im Ekel vor den Exzessen des Betriebs, im ersten Vorgefühl des monistischen Katzenjammers, in einer wehmütigen Sehnsucht nach Flucht aus einer durchaus sinnlos gewordenen Gegenwart fing man an, auch

unter den Gebildeten, allmählich den Gottesbegriff wieder für zulässig zu halten, wenn auch argwöhnisch auf eine möglichst reine Fassung drängend. Gott als Forderung der Vernunft, Gott als Gemütsbedürfnis, Gott sozusagen als Hieroglyphe der tiefsten in der Menschennatur verborgenen Geheimnisse: in allen nur irgend erdenklichen Variationen wurde jetzt der Gottesbegriff auf einmal ausgeboten, mit der einzigen Einschränkung, er müsse zur Schonung unserer Autonomie ins Belieben des Menschen gestellt bleiben. Aber gerade dieser Zeit, da Gott ein beliebtes Tischgespräch, Religionstiften Mode, ja jeder bessere Deutsche schon, seines Extragottes stolz, eine Sekte für sich wurde, wie furchtbar mußte dieser Zeit des religiösen Zeitvertreibs der Gott Dostojewskis mit der alttestamentarischen Wucht seiner grandiosen Realität erscheinen, die selber der Anfang ist, von dem aus jederlei andere Realität überhaupt erst möglich wird. In einem dieser Romane wird einmal über Gott gestritten, und Gott wird wieder einmal „kassiert"; da steht ein alter Hauptmann auf, nimmt seine Mütze, sagt ganz still: „Wenn es keinen Gott gibt, was bin ich dann noch für ein Hauptmann?" und geht weg. Dieses Grundgefühl jeder menschlichen Existenz, nicht ein Gedanke etwa, sondern sozusagen das Vorerlebnis, das wir irgendwie schon mitbringen, in Urerinnerung gleichsam, daß uns das Leben ja bloß geliehen ist und von uns einst Rechenschaft davon gefordert wird, die den ältesten Zeiten der Heiden noch ganz geläufig und erst in späten Entartungen durch Reflexion zerrieben worden ist, geht den Menschen Dostojewskis nie ganz verloren; auch wenn sie Gott leugnen, wenn sie sich vor Gott verleugnen lassen, wissen sie, daß er wiederkommt und daß ihnen das alles nichts hilft, weil ihm keiner entkommen kann; denn sonst: „was bin ich dann noch für ein Hauptmann?" In dieser Empfindung des Endes von allem, wenn man ihm den Anfang nimmt, und daß Gott schon

da sein muß, damit irgend etwas werden kann, daß er es ist, worauf hin alles dieses etwas, was es sein soll, werden kann, wurzelt das Leben aller Menschen Dostojewskis. Und eben darin sind sie für ihn wesentlich anders als alles, was er „Westler“ nennt. Grauenhaft ist ihm Europa, ein Land, in dem es Menschen gibt, auch selber gute Menschen, die mit Gott unbekannt sind, die Gut und Böse nicht mehr unterscheiden oder doch den Unterschied von Gut und Böse zu verwischen trachten und im Bösen nur eine Verirrung oder Verwirrung und Ablenkung des Guten oder gar am Ende bloß ein Mißverständnis sehen. Dostojewski hat mit dem Blick des Fremden, ja des Feindes erkannt, daß es in der geistigen Entwicklung des Abendlands seit der Französischen Revolution und besonders seit dem „jungen Europa“ vor allem um das Recht auf Sünde geht: gesündigt ist immer worden, aber jetzt will der Mensch sündigen dürfen, er will beim Sündigen das Gefühl der Sünde los sein. Darum schaudert Dostojewski vor dem Westen so, darum ist ihm der „Bankerott“ Europas gewiß; darum ist ihm Europa, wie der Iwan Karamasoff sagt, nur noch „ein Friedhof, ein teuerster, allerteuerster Friedhof, aber längst schon ein Friedhof und auf keinen Fall mehr als das“. Darum gilt ihm jeder Russe, der Europäer wird, als ein „natürlicher Feind Rußlands“, ja schon „jede Berührung mit Europa schädlich und demoralisierend“; denn Rußland ist ihm etwas, „das Europa nicht im geringsten gleicht“, denn es kennt noch den Unterschied von Gut und Böse, es kennt noch Gott, es ist „der Hüter der Wahrheit Christi“. Die ganze Reihe von „Westlern“ bei Dostojewski: gleich Raskolnikoff schon, Iwan Karamasoff, Rogoschin, Kirilloff, Swidrigailoff, Werßiloff, auch das Untier Smerdjakoff, lauter Leute, die fortwährend „ins Ausland reisen wollen“, die „keinen Verbleib mehr haben“, tragen diesen Zug, der für Dostojewski das Merkmal des Europäers ist; jedes Entweder-oder wird ihnen ein Sowohl-

als-auch. Durch Entscheidung eines Entweder-oder, durch wählenden Willen allein, dadurch allein, daß ein Widerspruch abgeschieden wird, entsteht überhaupt erst Gestalt. Sowohl-als-auch ist Chaos. Wir sprechen immer vom Chaotischen der russischen Seele; für Dostojewski ist das Chaotische das Kennzeichen des Westens. Den Werßiloff läßt er sagen: „Ich weiß doch, daß ich unendlich stark bin, eben durch diese unmittelbare Kraft der Verträglichkeit mit allem, was es auch sei, die allen klugen Russen unserer Generation in so hohem Maße eigen ist ... Ich kann auf die allerbequemste Weise zwei entgegengesetzte Gefühle zu gleicher Zeit empfinden — und das, versteht sich, doch nicht aus eigenem Willen. Aber nichtsdestoweniger weiß ich, daß das ehrlos ist, vor allem weil es gar zu einsichtsvoll ist." Das empfindet Dostojewski als das Wesentliche des Europäers, daß für ihn Entgegengesetztes dasselbe sein kann, daß sich in ihm das Gute mit dem Bösen verträgt, und daß er sich dieser Vermischung des von Gott aus Geschiedenen noch als einer besonderen „Einsicht" rühmt, wenn ihn auch ein Rest von Gewissen erkennen läßt, daß solcher „Einsicht" überhaupt auch nur fähig zu sein „ehrlos" ist. Wenn es gelänge, das Entweder-oder von Gut und Böse wirklich in ein Sowohl-als-auch zu verkehren, wäre Gott erloschen. Die Verwischung, ja Vermischung von Gut und Böse ist es, was Dostojewski an Europa so haßt; sie fürchtet er für die Russen, und weil er nur in den Russen allein noch eine Kraft des Widerstandes gegen sie sieht, hofft er auf sein Volk. In der großen „Auseinandersetzung" mit Gradowsky, dem Westler, der „Aufklärung" für das russische Volk fordert und dem er nun gelassen erwidert, es brauche sie nicht, weil es etwas Besseres hat: Christentum, heißt es: „Mag immerhin unserem Volk Tierisches und Sündhaftes anhaften, aber eins hat es zweifellos, das ist, daß es wenigstens als Ganzes genommen (und nicht nur im Ideal, sondern in der

wirklichsten Wirklichkeit) seine Sünde niemals für das Richtige gehalten hat, hält oder halten wird, auch niemals den Wunsch empfinden wird, sie dafür zu halten. Es sündigt, aber früher oder später sagt es doch: Ich habe gefehlt... Die Sünde ist etwas Vorübergehendes, Vergängliches; Christus aber ist ewig. Das Volk sündigt stündlich und treibt Unfug, aber in besseren Stunden, in den Stunden Christi, verwechselt es nie Recht mit Unrecht." Dostojewski glaubte noch daran, daß das russische Volk immer wieder seine Stunden Christi hat. Ihm war der Russe der letzte Christ Europas.

Dieser russische Christ sieht auch bei Dostojewski zunächst bisweilen obenhin jenem Urchristen nicht unähnlich, für den der Graf Leo Tolstoi in älteren Jahren, nachdem er die Lust an den Würzen des Lebens verloren, so sehr zu schwärmen begann, daß er zeitweise sogar sich selber eine urchristliche Diät verordnet hat. Der Stock des geschichtlichen Urchristentums bestand aus Enterbten; der Graf Tolstoi, nachdem er der vornehmen Herren und Damen müde geworden, erholte sich unter Enterbten, Dostojewski hatte das nicht nötig, weil er selbst enterbt aufgewachsen, weil das für ihn nicht wie für den Grafen etwas Pittoreskes, sondern das Natürliche war; die Höhle war für Urchristen eine Zuflucht, für Tolstoi ein Sport, für Dostojewski sein Zustand. Weiter geht die Ähnlichkeit nicht. Tolstoi hat mit einem Höhlenchristentum gespielt, Dostojewskis Christ flüchtet nicht, er will die Welt erobern. Für Tolstoi hat das Christentum einen antiquarischen Reiz; es blickt gerührt auf den Anfang zurück. Dostojewski schaut ungeduldig nach der Zukunft, sein aggressives Christentum kann die Wiederkunft Christi kaum mehr erwarten; es ist der triumphierende Christ, dessen Garde Dostojewski im russischen Volke sieht. Sozusagen ein barocker Adventist ist Dostojewski: Barockchrist in seinem freudigen Drängen zur unmittelbaren Tat, die hier auf Erden schon in jedem Atem-

zug überall Gott bekennen und unser ganzes Dasein in einen ununterbrochenen lebendigen Gottesdienst, in ein einziges schallendes Zeugnis für Gottes Willen verwandeln will, Barockchrist auch im Vertrauen zu diesem irdischen Leben, in der Zuversicht zum Leben, das man, wie Aljoscha sagt, „vor der Logik liebgewinnen muß“ (und auch wenn Aljoscha geheimnisvoll beteuert, man müsse das Leben selbst ja noch mehr als den Sinn des Lebens sogar lieben, ist das aus einer durchaus barocken Unterwerfung unter das unmittelbare Diktat des Willens Gottes, an dem der menschliche Verstand nicht zu deuteln hat, gesprochen), und ebenso Barockchrist auch noch in der den Stolz des Vernunftmenschen unerträglich demütigenden Erkenntnis, die Goethe auf die knappe Formel gebracht hat: „Erfahrung ist fast immer eine Parodie auf die Idee“ (worüber mehr in meinem Aufsatz „Blaise Pascal“), aber Adventist hinwieder in der Sicherheit des stürmischen Vorgefühls, daß jetzt die Zeit naht, wo Gott den Menschen nicht mehr bloß seine „Gewitter“ schickt (wie's der Dmitri in den Karamasoffs nennt), sondern der auferstandene Christ selber wiederkehrend mit seinen Scharen in den letzten Kampf zieht; der Adventist ist vielleicht sogar das Stärkste in Dostojewski, der vom Unglauben seiner Zeit immer wieder in verlassenen Stunden so bedroht wurde, daß er oft am Verzweifeln war, aber auch in solchen Anfällen des Zweifels noch, ob es Gott überhaupt gibt, keinen Augenblick daran zweifelte, daß Gott dereinst kommen muß (dieser Atheismus, von dem ein Schatten zuweilen über Dostojewski selbst, niemals in sein Werk flog: ein Atheismus für die Gegenwart, aber mit einem Gott in der Zukunft, taucht auch bei Samuel Butler auf, von dem ihn dann Shaw übernommen hat).

Barockchrist, wäre Dostojewski doch eigentlich also der katholischen Kirche sehr nahe. Er weiß es nur nicht, weil er es nicht wissen will. Sein „östliches Ideal“, das er selber de-

finiert als „die geistige Vereinigung der Menschheit in Christo, aus der sich zweifellos auch die rechte staatliche wie soziale Vereinigung ergeben muß“, ist im Grunde katholisch. „Die historische Wirklichkeit“, sagt Mereschkowski, „ist dem historischen Schema Dostojewskis vollkommen entgegengesetzt: die Idee der universellen geistigen Vereinigung der Menschheit in Christo hat nur in der westlichen Hälfte des Christentums, im Katholizismus, existiert, während sich die östliche Orthodoxie von dieser Idee nicht einmal hat träumen lassen.“ Aber Dostojewski leugnet dies; er sieht in unserer Kirche keine geistige, sondern eine „gewaltsame“ Vereinigung, nur die Fortsetzung der römischen Weltherrschaft, den Ausdruck „der größten Idee der Welt, einer Idee, die aus dem Kopfe des Teufels entsprungen zur Zeit der Versuchung Christi in ler Wüste“. Das läßt sich aus gelegentlichen Verstimmungen oder Erbitterungen, wie darüber etwa, daß im Russisch-Türkischen Krieg der Heilige Vater politisch gegen das orthodoxe Rußland für den Islam Partei nahm, allein nicht erklären. Jedem Wort, wann immer er von der katholischen Kirche spricht, hört man ein grimmiges Pathos an: er haßt sie. Das nie ganz unterdrückte Bedürfnis nach Haß, das im Dunkel jedes Menschenherzens kauert, das wir uns nur selber nicht eingestehen wollen, das wir so gern mit sittlichen Entrüstungen maskieren, Dostojewski sammelt es, um diesen abgesparten, verhaltenen, mit Zinsen angewachsenen Haß, seinen ganzen inneren Vorrat an Haß, die Hassesraserei, von der gerade die liebenden Menschen, gleichsam als wollte die Natur sich wiederherstellen, oft insgeheim bedroht sind, nun jauchzend auf unsere katholische Kirche loszulassen, die für ihn, mit einer jener dämonischen Steigerungen, deren ungeheures Übermaß sich nur noch bei Dante findet, der Antichrist selber ist. Überall sieht er „katholische Verschwörungen“, und wo nur immer in der weiten Welt Böses geschieht, ist „Rom“ am Werk,

Todesangst hat er vor unserer Kirche, sie muß ihn irgendwie ganz tief in seiner inneren Existenz bedrohen, sein Lebensnerv selber fühlt sich hier offenbar in Gefahr. Vielleicht ist noch niemals ein Mensch, der nicht katholisch aufgewachsen ist, unserem katholischen Glauben so nahe gekommen wie Dostojewski, nämlich in seiner bewußten Erkenntnis, in allem, was seiner Vernunft und seinem Gewissen für das Rechte galt; aber dahinter lag dann im Unbewußten noch irgend etwas anderes versteckt, das ihm instinktiv viel wichtiger war als die sämtlichen Forderungen von Vernunft und Gewissen; irgend etwas Geheimes tief in ihm widerrief alle seine bewußten Satzungen, und dieses Geheimste, das er irgendwie doch als unerläßlich, als seine letzte Triebkraft empfand, gab sich ihm als Haß des katholischen Glaubens kund. An der Wurzel seines Wesens war er nämlich gar nicht, wie er meinte, ein Religiosus, sondern er war Nationalist. In den ganz unbewachten Augenblicken, wo eines Menschen Seele, von Vernunft und Gewissen ungestört, nur auf ihren geheimen Eigenwillen hört, hat Dostojewski sich sicherlich nicht vorstellen können, daß unser Herr Jesus am Kreuze für die ganze Menschheit gestorben ist; er hat im tiefsten geglaubt, daß sein Christ, der russische, nur für das russische Volk gestorben ist, die anderen Völker aber, um an der Erlösung teilnehmen zu können, zuvor erst Russen werden müßten. Das wars auch, weshalb hinter seinem Sarge der Pope mit dem Nihilisten, der Prinz mit dem Landstreicher ging, im Gefühl, daß dieses eine Letzte, worauf es jedem von ihnen im Grunde ganz allein ankam, auch dieses Toten tiefster Lebensdrang, Lebenssinn, Lebensgrund, daß auch in ihm, wie in ihnen allen, das Stärkste der Instinkt der Russenselbstsucht, der der Russenmachtgier war. Niemand war demütiger für sich, niemand hochmütiger für sein Volk, niemand hat stärker gehaßt als dieser gewaltig Liebende. Wie wir in der Geschichte des Abendlands bei

zunehmender sittlicher Bildung allmählich Selbstsucht immer mehr von Liebe verdrängt sehen, bald aber zugestehen müssen, daß sie doch eigentlich nur abgedrängt wird, daß sie nur übersiedelt, vom Einzelnen ins Volk, daß das Laster, das an den Einzelnen verschwindet, als Nationaltugend wiederkehrt, daß laut am Volke gerühmt wird, wessen jeder Einzelne sich schämte, daß bei wachsender Humanität der Einzelnen die Völker sich wirklich, wie Grillparzer prophezeit hat, immer mehr wieder der Bestialität zu nähern scheinen, so hat Dostojewski die reinsten Diastolen seiner Liebe zur Menschheit immer mit teuflischen Systolen von Völkerhaß bezahlen müssen. Es gab schon im Urchristentum Judenchristen, die durchaus der Vorstellung unzugänglich blieben, auch Heiden könnten Christen werden; Judentum schien ihnen als Zugang zum Christen unerläßlich. Dieses Judenchristentum spukt bis auf den heutigen Tag in allen christlichen Nationen; Christus soll nationalisiert werden. Noch heute fällt es zuweilen sehr guten französischen Katholiken unendlich schwer, sich einen deutschen Katholiken möglich zu denken. Und so blieb Dostojewski zwischen seinem ungeheuren Verlangen nach einer Weltherrschaft der christlichen Wahrheit und seiner Unfähigkeit, sich einen Christen zu denken, der kein Russe wäre, ratlos eingeklemmt; die Welt muß christianisiert werden, aber das kann sie für sein Gefühl nicht, bevor sie russifiziert ist; so muß sein russischer Christus erst noch einmal bluten, vom Blut aller nichtrussischen Völker. Jeder Mensch hat tief in sich irgendein Paradox, in dem recht eigentlich das Geheimnis seiner Individuation sitzt; was aus jedem von uns erst eben dieses Unikum von einmaliger unersetzlicher Erscheinung in der Welt macht, ist immer irgendein unlösbarer Widerspruch, an dessen Unlösbarkeit sich von Tag zu Tag unser Leben von neuem entzündet; mit ihm fertig sein heißt sterben. Dostojewskis Paradox war, daß er die ganze Menschheit lieben

mußte und nur Russen lieben konnte. Daraus ergab sich ihm zunächst die Frage: Warum kann ich, der alle lieben will, nur Russen lieben? Und: Wenn ich doch die ganze Menschheit liebe, warum muß ich alle nichtrussischen Völker hassen? Er antwortete sich: Weil, was ich liebe, die wahre Menschheit ist, so wie Gott sie will, nicht aber die jetzige, die noch kein wahres Bild der Menschheit ist, weil also die wahre Menschheit, jene, die ich liebe, erst verwirklicht werden muß, und weil die Kraft zur Verwirklichung dieser wahren Menschheit nur der Russe hat, der doch auch, wenn er andere Völker haßt, gar nicht sie selbst, nicht das, was sie sind, haßt, sondern nur, daß sie's noch nicht sind, nur ihren falschen Schein haßt, eben aus Liebe haßt, sie sozusagen schöpferisch haßt, nämlich um ihnen durch seinen Haß erst ihre wahre Gestalt zu geben. Und so folgert er daraus, daß nur das russische Volk allein ein Recht hat, Nationalist zu sein, weil durch seinen Nationalismus aller Nationalismus überhaupt aufgehoben und die Menschheit hergestellt wird; denn in den anderen Völkern „lebt jede nationale Persönlichkeit einzig für sich und in sich; wir aber werden, wenn unsere Zeit kommt, gerade damit beginnen, daß wir die Diener aller werden um der allgemeinen Versöhnung willen. Das ist unsere Größe, denn es führt zur endgültigen Vereinigung der Menschheit. Wer der Höchste im Reiche Gottes sein will, der werde der Diener aller. So verstehe ich die russische Prädestination in ihrem Ideal ... Dieses soll die wirkliche Errichtung der Wahrheit Christi sein, dieser Wahrheit, die einzig noch im Osten erhalten wird, die wirkliche neue Errichtung des Kreuzes Christi und die Verkündigung des endgültigen Wortes der Rechtgläubigkeit, deren Haupt schon längst Rußland ist. Das wird ja das Ärgernis sein für alle Starken dieser Welt, die bis jetzt hienieden triumphiert haben, die immer auf ähnliche „Erwartungen“ mit Verachtung herabsehen und nicht einmal be-

greifen können, wie man ernstlich an die Brüderlichkeit der Völkerschaften glauben kann, an einen Bund, der auf der Basis der Alldienstbarkeit der Menschheit gegründet ist, und endlich selbst an die Erneuerung der Menschen auf Grund der wahrhaften Lehre Christi." Der Aufsatz, in dem das steht (im Russisch-Türkischen Krieg geschrieben), so hinreißend durch den gewaltigen Herzensdrang seiner Sophistik, klingt in einen Ruf zum Marsch auf Konstantinopel aus.

Aber sein eigenes Paradox wird ihm nicht bloß zum russischen, es wird ihm zum Weltparadox. Er ist in aller blitzenden Sophistik seines Verstandes doch tief bei sich von einer so grimmig unerbittlichen Wahrhaftigkeit, daß er schließlich allen Völkern ein Recht auf dasselbe Paradox zugeben muß. „Jedes große Volk glaubt und muß glauben, daß in ihm, und nur in ihm allein, die Rettung der Welt liegt, daß es bloß lebt, um an die Spitze aller Völker zu treten, sie alle in sich aufzunehmen und sie in voller Übereinstimmung zum endgültigen, allen vorbestimmten Ziele zu führen. Ich behaupte, daß es so mit allen großen Völkern der Erde war, mit den ältesten wie mit den jüngsten, daß nur dieser Glaube allein sie bis zur Möglichkeit, jedes zu seiner Zeit einen großen Einfluß auf die Schicksale der Menschheit auszuüben, erhoben hat ... Der Glaube, daß du der Welt das letzte Wort sagen willst und kannst, ist das Unterpfand für das allerhöchste Leben der Nationen; nur die eines solchen Glaubens fähige Nation hat das Recht auf ein höheres Leben."

Die beiden primären Lebensmächte Dostojewskis sind Christus und Rußland. Sie verwachsen ihm. Er kann sie nicht mehr unterscheiden. Christus wird zum Russen, der nun aber die Welt erlösen soll; einem Nationalgott wird eine katholische Sendung gegeben. Darin besteht das Paradox Dostojewskis, das er nun aus einem persönlichen zum nationalen, allmählich aber zum Paradox der Menschheit steigert. Es ergibt als

gemeinsames Ideal ein Weltfriedensreich, aber da ja jedes andere der Völker auch sich zur Herrschaft über dieses Weltfriedensreich berufen glaubt „und glauben muß", als gemeinsame Praxis einen ewigen Weltkrieg aller mit allen, eben um das Weltfriedensreich. Es ist ein Versuch, als Nationalist katholisch zu sein; daher auch Dostojewskis Bruderhaß gegen den Katholizismus. Er wäre gern irgendwie Kain und Abel zugleich. Daher auch seine Wirkung auf alle Nationen des Abendlands; jede findet hier ihren geheimsten Wunsch einer von ihr beherrschten Völkergemeinschaft. Schon Ludwig XIV. hat diesen Traum geträumt, noch lauter Napoleon. In allen christlichen Völkern steckt noch ein unbezwungener Rest von Selbstsucht aus der vorchristlichen Zeit. Sie sehnen sich, lieben zu lernen, aber sie wollen doch auch ihr Bedürfnis zu hassen nicht preisgeben. Sie wünschen sich, hassen zu dürfen aus Liebe. Sie wollen, vor sich selber und vor den anderen, ihren Haß auf Liebe gründen, und wenn sie den Erdkreis beherrschen, soll er anerkennen, daß sie damit der Menschheit dienen. Napoleonismus war der gewaltigste Versuch. Ihn kopieren seitdem alle Völker, in denen eine starke Sehnsucht nach christlicher Liebe mit einer ebenso starken völkischen Selbstsucht ringt. Dieses unentschiedene Ringen: das Thema der abendländischen Geschichte seit der Französischen Revolution, hat keinen mächtigeren Ausdruck gefunden als in Dostojewskis russischem Christen.

Aus dem Essayband „Sendung des Künstlers".

* * *

SHERWOOD ANDERSON

DAS EI

MEINEM Vater war es, davon bin ich überzeugt, von Natur bestimmt, ein fröhlicher und freundlicher Mann zu sein. Bis zu seinem vierunddreißigsten Jahre lebte er als Landarbeiter auf der Farm eines gewissen Thomas Butterworth, in der Nähe der Stadt Bidwell, Ohio. Er nannte damals ein Pferd sein eigen und fuhr jeden Samstagabend in die Stadt, um dort ein paar Stunden dem geselligen Verkehr mit andern Landarbeitern zu widmen. In der Stadt trank er etliche Gläser Bier und stand in Ben Head's Saloon herum, der an Samstagabenden von stadtfahrenden Landarbeitern vollgepfropft war. Man sang Lieder und hieb die Gläser dröhnend auf den Schanktisch. Um zehn Uhr abends fuhr Vater heim, eine einsame Landstraße entlang, versorgte sein Pferd für die Nacht und verfügte sich ins Bett, mit seinen Daseinsverhältnissen völlig zufrieden. Zu jener Zeit wurde er keineswegs von dem Verlangen geplagt, in dieser Welt eine höhere Stufe zu erklimmen.

Im Frühling seines fünfunddreißigsten Lebensjahres verheiratete sich mein Vater mit meiner Mutter, die damals Landschullehrerin war, und im nächsten Frühling hielt ich spaddelnd und schreiend meinen Einzug in die Welt. Da ging nun mit den zwei Eheleuten etwas vor. Sie wurden ehrgeizig. Die amerikanische Leidenschaft fürs Vorankommen im Leben ergriff sie.

Es ist möglich, daß meine Mutter schuld daran war. Während ihrer Lehrerinnenjahre hatte sie ohne Frage Bücher und Zeitschriften gelesen. Sie hatte, nehme ich an, gelesen, wie Garfield, Lincoln und andere Amerikaner aus Armut zu Berühmtheit und Größe emporgestiegen waren; und als ich in den Tagen ihres Wochenbettes nun so neben ihr lag, mag sie davon geträumt haben, daß ich eines Tages über Menschen und Städte herrschen würde. Jedenfalls steht fest, daß sie

meinen Vater dazu überredete, seine Stellung als Farmarbeiter aufzugeben, sein Pferd zu verkaufen und als unabhängiger Mann mit einem eigenen Unternehmen sein Heil zu versuchen. Sie war eine lange, schweigsame Frau mit einer langen Nase und unruhigen grauen Augen. Für sich selbst begehrte sie nichts. Für Vater und mich hegte sie unheilbaren Ehrgeiz.

Das erste Unternehmen, das die zwei Leute wagten, ging übel aus. Sie pachteten zehn Morgen Land, geringen, steinigen Boden, an der Griggs's Road, acht Meilen von Bidwell, und fingen darauf eine Kükenzüchterei an. Hier wuchs ich ins Knabenalter hinein, und hier empfing ich meine ersten Eindrücke vom Leben. Es waren von Beginn an Eindrücke des Mißgeschicks; und wenn ich in meiner Wesensart ein schwermütiger Mann bin, geneigt, das Leben von der düsteren Seite zu betrachten, so schreibe ich das der Tatsache zu, daß ich meine Kinderjahre, die eigentlich voll heiteren Glückes hätten sein sollen, auf einer Kükenfarm verbringen mußte.

Wer in solchen Sachen nicht bewandert ist, kann sich keine Vorstellung machen, was für mannigfaltige und tragische Dinge mit einem Küken vor sich gehen können. Es schlüpft aus dem Ei hervor, lebt einige Wochen als ein winziges, federflockiges Etwas, wie du es auf Osterkarten abgebildet siehst; wird dann abschreckend nackt; vertilgt gewaltige Mengen Körner und Mais, die dein Vater mit saurem Schweiß erarbeitet und gekauft hat; bekommt Krankheiten, die man mit Pips, Cholera und dergleichen Namen benennt; steht da und glotzt aus dummen Augen in die Sonne; wird lebensüberdrüssig und stirbt. Ein paar Hennen und dann und wann ein Hahn, den Gott für seine rätselhaften Absichten aufsparen will, kämpfen sich zur Reife hindurch. Die Hennen legen Eier, aus denen wieder andere Küken hervorkommen — und der Kreislauf des Unheils beginnt wieder einmal von vorn. Es ist eine unglaublich verwickelte Geschichte. Die meisten Philo-

sophen müssen auf Kükenfarmen aufgewachsen sein. Man erhofft sich so viel von einem Küken und wird so furchtbar enttäuscht. Wenn die kleinen Küken ihre Lebensreise beginnen, sehen sie so munter und aufgeweckt aus und sind in Wahrheit so gräßlich dumm. Sie gleichen so sehr den Menschen, und sie werfen einem nachher die ganze Lebensanschauung über den Haufen. Wenn Krankheit sie nicht umbringt, warten sie, bis deine Hoffnungen ordentlich ins Kraut geschossen sind, und begeben sich alsdann unter die Räder eines Wagens, um sich zerquetschen zu lassen und mit Hilfe des Todes in die Hand ihres Schöpfers zurückzukehren. Ungeziefer ist die Plage ihrer Jugendzeit, und Vermögen müssen aufgewandt werden für heilende Pulver. Im späteren Leben habe ich gesehen, daß eine ganze Literatur um das Thema herumgeschrieben worden ist, wie man sich mit der Kükenzucht angeblich ein Vermögen machen kann. Diese Literatur ist zur Lektüre für Halbgötter bestimmt, die vom Baume der Erkenntnis gegessen haben und wissen, was Gut und Böse ist. Es ist eine hoffnungweckende Literatur, und sie setzt harmlosen und ehrgeizigen Leuten, die ein paar Hennen ihr eigen nennen, auseinander, was alles sie tun müssen. Laß dich von solchen Büchern nicht nasführen. Sie sind nicht für dich geschrieben. Geh Gold jagen auf den Eishügeln Alaskas, setze dein Vertrauen in die Ehrenhaftigkeit eines Politikers, glaube meinetwegen, wenn das Herz dich dazu treibt, daß die Welt mit jedem Tage besser wird und daß dem Guten der Sieg über das Böse beschieden ist — aber lies und glaube nicht die gedruckte Weisheit über die Hühnerzucht. Sie ist nicht für dich geschrieben.

Aber ich schweife ab. Meine Geschichte handelt ursprünglich nicht von der Henne, sondern, wenn ich sie richtig erzähle, vom Ei. Zehn Jahre lang plagten mein Vater und meine Mutter sich ab, um unsere Kükenfarm ertragbringend zu

machen, dann gaben sie diesen Kampf auf und stürzten sich in einen neuen. Sie zogen in die Stadt Bidwell, Ohio, und versuchten es mit dem Gastwirtsgewerbe. Nach zehn Jahren der Schinderei mit Brutapparaten, die nicht ausbrüteten, und mit winzigen — und in ihrer Art entzückenden — Flaumfederbällen, die zur halbnackten Hühnchenschaft heranwuchsen und ihre Hennenschaft in ein besseres Jenseits verlegten, warfen wir alles beiseite, packten unsere Habseligkeiten in einen Wagen und fuhren auf der Griggs's Road gen Bidwell: eine kleine Karawane hoffender Leute auf der Suche nach einem neuen Startplatz, wo sie an ihrem Bestimmungstage den Aufstieg in ein besseres Dasein beginnen konnten.

Wir müssen wohl ein kümmerliches Häuflein gewesen sein, vermute ich, und etwa so ausgesehen haben wie Flüchtlinge von einem Schlachtfelde. Mutter und ich gingen auf der Straße. Den Wagen, der unseren Hausrat enthielt, hatte uns Mr. Albert Griggs, ein Nachbar, für den Umzugstag geliehen. Aus den Flanken des Gefährtes starrten die Beine billiger Stühle hervor, hinter dem Haufen von Betten, Tischen und den mit Küchengerät vollgestopften Koffern war eine Lattenkiste mit lebenden Küken untergebracht, und oben auf dem Ganzen schwebte der Kinderwagen, in dem man mich einst ausgefahren hatte. Weshalb wir auch ihn noch verstaut hatten, weiß ich nicht. Es sah bei uns nicht mehr nach Familienzuwachs aus, und seine Räder waren zerbrochen. Wenn die Menschen nur Weniges besitzen, hängen sie um so fester an dem, was sie haben. Das ist eine der Tatsachen, die das Leben so entmutigen.

Vater lenkte die Pferde. Er war damals ein glatzköpfiger Mann von fünfundvierzig Jahren, ein wenig fett und, infolge des langen Umganges mit Mutter und den Küken, gewöhnlich schweigsam und mutlos. Während der ganzen zehn Jahre auf der Kükenfarm hatte er als Tagelöhner auf benachbarten Far-

men gearbeitet, und das meiste von dem Gelde, das er so verdiente, war draufgegangen für Heilmittel gegen Kükenkrankheiten, zum Beispiel „Wilmers Weißes Wunder gegen Cholera“ oder „Professor Bidlows Ei-Erzeuger“ oder andere Präparate, die Mutter in den Geflügelzeitungen angepriesen fand. Zwei kleine Haarbüschel wuchsen auf Vaters Kopf, gerade über den Ohren. Ich erinnere mich, daß ich als Kind oft dasaß und ihn betrachtete, wenn er an Sonntagnachmittagen im Winter beim Ofen im Lehnstuhl schlief. Ich hatte damals bereits angefangen, Bücher zu lesen und über meine Beobachtungen nachzudenken; die kahle Fläche auf Vaters Kopf wurde in meiner Phantasie so etwas wie eine breite Straße — so eine Straße, wie Cäsar sie einst entlanggezogen war, wenn er seine Legionen aus Rom hinweg und in die Wunder unbekannter Welten führte. Die Haarbüschel über Vaters Ohren wurden mir zu Wäldern. Ich versank in einen Dämmerzustand zwischen Schlafen und Wachen und sah mich im Traum als ein winziges Etwas ganz allein auf dieser Straße in ein fernes, wunderschönes Land wandern, wo es keine Kükenfarmen gab und wo das Leben eine glückliche, eierlose Angelegenheit war.

Man könnte ein Buch schreiben über unsere Flucht von der Kükenfarm in die Stadt. Mutter und ich gingen die ganzen acht Meilen zu Fuß; sie, um aufzupassen, daß nichts vom Wagen fiel, und ich, um die Wunder der Welt zu betrachten. Auf dem Kutschersitz neben sich hatte Vater seinen größten Schatz. Davon will ich nun berichten.

Auf einer Kükenfarm, wo Hunderte und gar Tausende von Küken aus den Eiern schlüpfen, ereignen sich zuweilen merkwürdige Dinge. Aus Eiern werden manchmal Grotesken geboren — gerade so wie aus Menschen. So etwas kommt nicht oft vor; unter tausend Geburten vielleicht einmal. Da kommt, seht ihr, ein Küken zur Welt, das hat vier Beine, zwei Paar Flügel, zwei Köpfe oder was nicht noch alles. Diese Wesen

leben nicht. Sie kehren rasch in die Hand des Schöpfers zurück, die bei ihrer Erschaffung einen Augenblick gezittert hat. Die Tatsache, daß solche armen kleinen Dinger nicht leben können, war eine der tragischen Fügungen in Vaters Dasein. Er war mit der Vorstellung behaftet: wenn es ihm nur einmal gelänge, ein fünfbeiniges Hühnchen bis zur Hennenschaft oder ein zweiköpfiges Hähnchen bis zur Hahnenschaft hochzubringen, so wäre sein Glück gemacht. Sein Traum war, mit solch einem Wundertier auf die Jahrmärkte zu ziehen und sich ein Vermögen damit zu verdienen, daß er es vor den anderen Farmersleuten zur Schau stellte.

Jedenfalls hob er sich alle die kleinen Mißgeburten auf, die auf unserer Kükenfarm zur Welt gekommen waren. Sie wurden in Spiritus gesetzt, und jede bekam eine Glasbüchse für sich. Alle miteinander hatte er sorgfältig in eine Kiste gepackt und auf unserer Fahrt zur Stadt auf dem Wagensitz neben sich untergebracht. Mit der einen Hand trieb er die Pferde an, mit der anderen umklammerte er die Kiste. Als wir an unserem Bestimmungsort angelangt waren, hob er die Kiste sogleich vom Wagen und nahm die Gläser heraus. Während der ganzen Zeit, da wir in Bidwell, Ohio, eine Gastwirtschaft betrieben, standen die Abnormitäten in ihren kleinen Glasbehältern auf einem Bord hinterm Schanktisch. Mutter legte zuweilen Verwahrung ein, aber wenn es um seine Kostbarkeiten ging, war Vater ein Felsen. Die Abnormitäten, erklärte er, wären wertvoll. Die Leute, sagte er, sähen gern etwas Merkwürdiges und Wunderbares.

Sagte ich, daß wir in der Stadt Bidwell, Ohio, das Gastwirtsgewerbe betrieben? Da habe ich wohl ein bißchen aufgeschnitten. Die Stadt liegt am Fuße eines niedrigen Hügels und am Ufer eines kleinen Flusses. Die Eisenbahn berührte die Stadt selbst nicht; der Bahnhof lag eine Meile nach Norden entfernt von ihr an einem Ort, der Pickleville hieß. Es hatte

am Bahnhof eine Apfelweinkelterei und eine Pökelfleischfabrik gegeben, aber beide hatten schon vor unserem Einzug ihren Betrieb eingestellt. Morgens und abends fuhren Omnibusse auf einer Straße, die Turner's Pike hieß, vorüber und beförderten die Gäste des Hotels an der Hauptstraße von Bidwell vom und zum Bahnhof. Der Gedanke, an diesem entlegenen Platze eine Gastwirtschaft zu eröffnen, war von Mutter ausgegangen. Ein Jahr lang redete sie davon, und dann ging sie eines Tages hin und mietete ein leerstehendes Ladenhaus gegenüber dem Bahnhof. Sie hatte die Vorstellung, die Gastwirtschaft müsse Nutzen abwerfen. Immer, sagte sie, würde es hier herum Reisende geben, die auf die abgehenden Züge warteten, und die Leute aus der Stadt würden zum Bahnhof kommen, um auf die ankommenden Züge zu warten. Dann würden sie auch das Gasthaus besuchen, um ein Stück Kuchen zu essen und eine Tasse Kaffee zu trinken. Nun ich älter bin, weiß ich, daß Mutter von einem anderen Beweggrund geleitet wurde. Sie war ehrgeizig — für mich. Ich sollte es zu etwas bringen in der Welt, sollte in eine Stadtschule gehen und ein Stadtmensch werden.

In Pickleville arbeiteten Vater und Mutter hart — wie sie es immer getan hatten. Zuerst ergab sich die Notwendigkeit, unsere Behausung so herzurichten, daß sie wie ein Gasthaus aussah. Das nahm einen Monat in Anspruch. Vater zimmerte ein Brettergerüst, auf das er Blumentöpfe stellte. Er malte ein Schild, auf das er in großen roten Buchstaben seinen Namen schrieb. Unter seinem Namen stand der scharfe Befehl:

„Essen Sie hier!“

— der so selten befolgt wurde. Ein Schaukasten wurde gekauft und mit Zigarren und Tabak gefüllt. Mutter scheuerte den Fußboden und die Wände des Gastzimmers. Ich ging zur Schule in die Stadt und war froh, von der Farm weg und von der Gegenwart der lebensüberdrüssigen, trübseligen Küken er-

löst zu sein. Dennoch war mir nicht sehr heiter ums Herz. Abends kam ich von der Schule heim, die Turner's Pike entlang, und dachte an die Kinder, die ich beim Spielen auf dem Schulhof beobachtet hatte. Da war ein Trupp kleiner Mädchen hüpfend und singend umhergezogen. Ich versuchte das auch. Die gefrorene Straße entlang kam ich feierlich hüpfend auf einem Bein. „Hippity hop to the Barber Shop", sang ich schrill. Dann hielt ich inne und blickte mich unsicher um. Ich hatte Angst, man möchte mich in dieser lustigen Stimmung beobachten. Offenbar entsann ich mich, daß ich auf einer Kükenfarm aufgewachsen war, wo täglich der Tod einkehrte, und offenbar hatte ich das Gefühl, daß mein Benehmen angesichts dieser Vergangenheit unpassend war.

Mutter entschied, daß unsere Wirtschaft auch nachts geöffnet sein sollte. Um zehn Uhr abends fuhr ein Personenzug an unserem Hause vorüber nach Norden, und ihm folgte ein Güterzug. Das Personal des Güterzuges hatte in Pickleville zu rangieren, und wenn sie damit fertig waren, kamen die Leute in unsere Wirtschaft, wo es heißen Kaffee und etwas zu essen gab. Zuweilen bestellte sich auch einer ein Spiegelei. Um vier Uhr morgens kamen sie zur Rückfahrt wieder durch und besuchten uns abermals. Das Geschäft begann ein wenig aufzublühen. Mutter schlief nachts, versah am Tage die Wirtschaft und versorgte unsere Kostgänger; Vater schlief am Tage. Er schlief in demselben Bett, das Mutter nachts innegehabt hatte, indessen ich nach Bidwell zur Schule pilgerte. In den langen Nächten, während Mutter und ich schliefen, kochte Vater Fleisch für die belegten Brote, die in die Frühstückskörbe unserer Gäste wanderten. Und da geriet ihm ein Gedanke in den Kopf, wie er es zu etwas bringen könne in der Welt. Der amerikanische Geist kam über ihn. Auch er wurde ehrgeizig.

In diesen langen Nächten, wenn es wenig zu tun gab, hatte Vater Zeit zum Denken. Das war ein Unglück für ihn. Er kam

zu dem Ergebnis, daß er bisher ein vom Erfolg gemiedener Mann gewesen sei, weil es ihm an Heiterkeit mangelte, und er beschloß, sich für die Zukunft eine heitere Lebensanschauung anzueignen. Am frühen Morgen kam er nach oben und legte sich zu Mutter ins Bett. Sie wachte, und die beiden redeten miteinander. Ich, in meinem Bett in der Ecke, lauschte.

Vaters Idee war: beide, Mutter und er, sollten versuchen, die Gäste unserer Wirtschaft zu unterhalten. Ich kann mich seiner Worte nicht mehr entsinnen, aber es lief etwa darauf hinaus, daß er auf irgendeine, ihm selbst noch unklare Art so etwas wie ein öffentlicher Unterhalter werden wollte. Wenn die Leute, und besonders das junge Volk aus Bidwell, nach Pickleville kamen (was freilich höchst selten der Fall war), so sollte ihnen heitere und belustigende Unterhaltung geboten werden. Aus Vaters Worten wurde mir klar, daß es ihm darauf ankam, auf irgendeine Weise den lustigen Gastwirt zu machen. Mutter traute der Sache sicherlich von vornherein nicht, aber sie sagte nichts dawider. Es war Vaters Überzeugung, daß ein leidenschaftliches Verlangen nach seiner und Mutters Gesellschaft alles Jungvolk aus der Stadt Bidwell packen würde. Im Abendglanz würden fröhliche Scharen glücklicher Menschen singend die Turner's Pike dahergezogen kommen. Und sie würden sich jauchzend vor Lust und Lachen bei uns versammeln. Gesang und Frohsinn würden herrschen. Nun will ich damit freilich nicht sagen, daß Vater seinen Plan in so klarer Form aussprach. Er war, wie ich sagte, ein wenig mitteilsamer Mann. „Sie brauchen was, wo sie hingehen können. Ich sage dir, sie brauchen was, wo sie hingehen können", sagte er immer und immer wieder. An dieser Stelle seines Gedankenganges saß er fest. Die Lücken hat meine eigene Einbildungskraft ausgefüllt.

Zwei oder drei Wochen lang drang Vaters Plan in alles Leben unseres Hauses ein. Wir sprachen nicht viel davon, aber

in unserem täglichen Leben versuchten wir ernstlich, an die Stelle verdrießlicher Blicke ein fröhliches Lächeln zu setzen. Mutter lächelte unsere Gäste an, und ich, von der Ansteckung ergriffen, lächelte unsere Katze an. Vater wurde ordentlich ein bißchen fieberhaft in seinem Bemühen, sich angenehm zu machen. In irgendeinem verborgenen Winkel seines Wesens steckte ein Stück Komödiantentum. Allerdings ging er mit seiner Munition an Einfällen gegenüber den Eisenbahnern, die er nachts bediente, sehr sparsam um; offenbar wollte er auf den Besuch eines jungen Herrn oder einer jungen Dame aus Bidwell warten, um seine Fähigkeiten ins Treffen zu führen. Auf dem Schanktisch in der Gaststube stand stets ein mit Eiern gefüllter Drahtkorb, und dieser Drahtkorb muß Vater wohl sozusagen vor der Seele gestanden haben, als der Belustigungsplan in ihm geboren wurde. Zwischen den Eiern und dem Plane hat wohl vor dessen Geburt irgendeine zeugende Verbindung bestanden. Sei es, wie es sei — jedenfalls war es ein Ei, das Vaters neuen Aufschwung ins Leben jäh beendete. Eines Nachts spät erwachte ich von einem Wutgebrüll, das aus Vaters Kehle kam. Wir beide, Mutter und ich, saßen sogleich vor Schreck aufrecht im Bett. Mit zitternden Händen zündete Mutter die Lampe an, die zu Häupten ihres Bettes auf einem Tische stand. Unten fiel die Haustür mit einem Knall ins Schloß, und wenige Minuten später trappte Vater die Stiege herauf. Er hatte ein Ei in der Hand, und diese Hand zitterte wie im Fieberfrost. In seinen Augen war ein Funkeln wie von beginnendem Wahnsinn. So stand er und starrte uns an, und ich war überzeugt, daß er das Ei entweder nach Mutter oder nach mir schleudern würde. Aber dann legte er es behutsam auf den Tisch neben die Lampe und ließ sich vor Mutters Bett in die Knie fallen. Er begann laut zu weinen wie ein Kind, und ich, mitergriffen von seinem Schmerz, weinte mit ihm. So erfüllten wir die kleine Dachkammer mit unseren

Klagelauten. Es klingt lächerlich — aber von dem Schauspiel, das wir darboten, kann ich mich nur noch des einen Bildes erinnern, wie Mutter unablässig mit ihrer Hand über die breite, kahle Straße auf Vaters Schädel strich. Ich habe vergessen, was Mutter zu ihm sagte, und wie sie ihn schließlich so weit brachte, daß er erzählen konnte, was da unten vor sich gegangen war. Sein Bericht ist meinem Gedächtnis entfallen. Ich erinnere mich nur noch meines Kummers und meiner Angst — und wie die blanke Straße auf Vaters Kopf im Lampenlicht glänzte, als er da so vorm Bette kniete.

Nun also das Ereignis selbst. Aus irgendeinem mir unerklärlichen Grunde kenne ich die Geschichte so genau, als wäre ich selbst Zeuge von meines Vaters Niederlage gewesen. Man erfährt mit der Zeit so mancherlei Dinge und weiß nicht woher. An jenem Abend kam ein junger Mann namens Joe Kane, Sohn eines Kaufmanns in Bidwell. nach Pickleville, um seinen Vater abzuholen, der mit dem Zehnuhrzuge vom Süden erwartet wurde. Der Zug hatte drei Stunden Verspätung, und Joe kam in unsere Wirtschaft, um bis zur Ankunft die Zeit totzuschlagen. Der Güterzug kam an, und das Personal wurde abgefüttert. Dann blieb Joe Kane in der Gaststube mit dem Vater allein.

Vom ersten Augenblick an muß der junge Mann durch Vaters Benehmen beunruhigt worden sein. Er stand unter dem Eindruck, mein Vater wäre böse auf ihn, weil er da so untätig herumlungerte. Da er bemerkte, daß der Wirt sich offensichtlich durch seine Anwesenheit gestört fühlte, wollte er fortgehen. Aber es begann zu regnen, und er verspürte wenig Lust auf den einsamen Weg zur Stadt und zurück. So kaufte er sich eine Fünfcentzigarre und bestellte sich eine Tasse Kaffee. Er hatte eine Zeitung in der Tasche, zog sie hervor und begann zu lesen. „Ich warte auf den Abendzug. Er hat Verspätung“, sagte er gleichsam entschuldigend.

Lange Zeit stand mein Vater, den Joe Kane nie zuvor gesehen hatte, und starrte seinen Gast schweigend an. Offenbar hatte er es mit einem Anfall von Lampenfieber zu tun. Wie es so oft im Leben geht: er hatte sich so oft und so viel in diese Lage hineingedacht, daß er nun, da er sich ihr gegenübersah, ein wenig nervös wurde.

Vor allen Dingen wußte er nicht, was er mit seinen Händen anfangen sollte. Eine davon streckte er mit nervösem Ruck über den Schanktisch und schüttelte Joe Kanes Hand „— gehts Ihnen?" sagte er. Joe Kane legte die Zeitung weg und starrte ihn an. Vaters Blick fiel auf den Eierkorb, der auf dem Schanktisch stand, und er begann zu reden. „Well," fing er stockend an, „well, Sie haben doch von Christopher Columbus gehört, was?" Er schien ärgerlich. „Daß Christopher Columbus ein Schwindler war, mein' ich", erklärte er mit Nachdruck. „Behauptete, er könnte machen, daß ein Ei auf der Spitze steht. Behauptete das, weiß Gott, und ging her und knickte die Spitze von dem Ei ein."

Der Gast mußte den Eindruck haben, daß mein Vater über die Verlogenheit des Christopher Columbus außer sich war. Er brummte und fluchte. Er erklärte es für eine Schlechtigkeit, den Kindern in der Schule beizubringen, daß Christopher Columbus ein großer Mann gewesen wäre, wo er doch im entscheidenden Augenblick geschwindelt hätte. Hätte behauptet, er könnte machen, daß ein Ei auf der Spitze stände, und als ers vormachen sollte, hätte er einen Kniff angewandt. Während dieses zornigen Gebrummels über Columbus nahm Vater ein Ei aus dem Korb auf dem Schanktisch und begann auf und ab zu gehen. Er rollte das Ei zwischen seinen Handflächen. Er lächelte siegesgewiß. Er begann Lehrsätze zu murmeln über die Einwirkung der menschlichen Körperelektrizität auf ein Ei. Er könnte, sagte er, ohne die Schale zu zerbrechen, durch einfaches Rollen zwischen den Handflächen, das Ei auf der

Spitze stehen lassen. Er erklärte, das Ei bekäme durch die Wärme seiner Hände und durch die sanft rollende Bewegung einen anderen Schweremittelpunkt. Joe Kane zeigte nur mäßige Anteilnahme. „Ich habe Tausende von Eiern in der Hand gehabt“, sagte Vater. „Von Eiern verstehe ich mehr als irgendein anderer.“

Er stellte das Ei auf den Schanktisch; es fiel um. Er versuchte es wieder und wieder; vorher rollte er das Ei jedesmal zwischen seinen Handflächen und wiederholte seine Lehrsätze über die wunderbare Wirkung der Körperelektrizität und das Gesetz der Schwere. Als es ihm nach halbstündigem Bemühen gelang, das Ei eine Sekunde lang auf der Spitze balancieren zu lassen, entdeckte er, daß sein Gast gar nicht mehr achtgab. Und als er Joe Kanes Aufmerksamkeit wieder auf sein Kunststück gelenkt hatte, war das Ei schon wieder umgefallen und lag auf der Seite.

Entflammt von einer Leidenschaft, wie sie einen Schaubudenbesitzer erfüllen mag, aber doch ein wenig aus der Fassung gebracht durch den mißglückten Anfang, holte Vater nunmehr die Gläser mit den Hühner-Abnormitäten von ihrem Bord und begann sie dem Gaste vorzuführen. „Möchten Sie auch wohl sieben Beine und zwei Köpfe haben, wie dies Ding hier?“ fragte er und stellte das wunderbarste Stück seines Schatzes auf den Tisch. Ein heiteres Lächeln verklärte seine Züge. Er langte über den Schanktisch und versuchte, Joe Kane auf die Schulter zu klopfen, wie er es einst von den anderen in Ben Head's Saloon gesehen hatte, als er noch ein junger Farmarbeiter war und an Samstagabenden seinen Stadtbummel unternahm. Dem Gaste wurde ein wenig übel von dem Anblick der scheußlich entstellten Vogelleiche, die da im Spiritus schwamm; er wollte aufstehen und weggehen. Aber Vater kam hinter dem Schanktisch hervor, ergriff den jungen Mann am Arm und führte ihn wieder zu seinem Stuhl. Er war ein biß-

chen ärgerlich und mußte einen Augenblick das Gesicht abwenden, um sich erst einmal wieder zum Lächeln zu zwingen. Dann stellte er die Gläser wieder auf das Bord. In einem Ausbruch von Freigebigkeit bewirtete er auf eigene Kosten Joe Kane mit einer zweiten Tasse Kaffee und einer zweiten Zigarre. Hierauf ergriff er eine Pfanne und füllte sie aus einem Kruge, der unter dem Schanktische stand, mit Essig, um, wie er verkündete, ein neues Kunststück vorzuführen. „Ich werde dieses Ei in dieser Pfanne mit Essig erhitzen", sagte er. „Dann werde ich es durch den Hals einer Flasche bringen, ohne die Schale zu zerbrechen. Wenn das Ei in der Flasche ist, wird es seine ursprüngliche Gestalt wieder annehmen, und die Schale wird wieder hart werden. Dann werde ich die Flasche mit dem Ei darin Ihnen geben. Sie können sie mitnehmen und immer bei sich tragen. Die Leute werden Sie fragen, wie das Ei in die Flasche gekommen ist. Sagen Sie es ihnen nicht. Lassen Sie sie raten, hören Sie? Auf die Art hat man seinen Spaß an dem Kunststück."

Vater grinste und blinzelte seinem Gaste zu. Joe Kane verzeichnete abschließend den Eindruck, daß der Mann da vor ihm ein bißchen verrückt, aber harmlos sei. Er trank die gespendete Tasse Kaffee und begann wieder in seiner Zeitung zu lesen. Als das Ei in dem Essig erhitzt war, trug Vater es auf einem Löffel zum Schanktisch und holte aus einem Hinterraum eine leere Flasche herbei. Er war ärgerlich, weil der Gast sich gar nicht mehr um ihn kümmerte, als er sein neues Kunststück begann; dennoch begab er sich mit heiterer Miene ans Werk. Lange Zeit plagte er sich mit dem Versuche ab, das Ei durch den Flaschenhals zu zwängen. Er stellte die Pfanne mit dem Essig wieder aufs Feuer, um das Ei aufs neue zu erhitzen; dann nahm er es heraus und verbrannte sich die Finger. Nach dem zweiten Bade in dem heißen Essig war die Schale des Eies ein wenig erweicht, aber noch nicht genügend

für den beabsichtigten Zweck. Er arbeitete und arbeitete, und der Geist verzweiflungsvoller Entschlossenheit ergriff Besitz von ihm. Als er dem Gelingen seines Versuches endlich nahe zu sein glaubte, lief der verspätete Zug in den Bahnhof ein, und Joe Kane erhob sich gleichgültig, um zur Tür zu gehen. Vater machte eine letzte verzweifelte Anstrengung, um das Ei seinem Willen gefügig zu machen und den Erfolg herbeizuzwingen, mit dem er seinen Ruf als tüchtiger und unterhaltender Gastwirt begründen wollte. Er quetschte das Ei. Er versuchte ihm einigermaßen grob zu kommen. Er fluchte, und die Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn. Das Ei zerbrach ihm in der Hand. Als ihm der Inhalt über die Kleider spritzte, drehte sich Joe Kane, der an der Tür stehen geblieben war, um und lachte.

Ein Aufbrüllen brach aus Vaters Kehle. Er tanzte vor Wut und stieß eine Flut unverständlicher Worte hervor. Er grapste ein anderes Ei aus dem Drahtkorb auf dem Schanktisch heraus und schleuderte es nach Joe Kane: es sauste hart am Kopf des jungen Mannes vorbei, als er durch die Tür entwischte und verschwand.

Vater kam die Treppe herauf zu Mutter und mir mit einem Ei in der Hand. Ich weiß nicht, was er damit vorhatte. Aber ich stelle mir vor, daß er die Idee hatte, es zu vernichten, alle Eier zu vernichten, und daß er Mutter und mich dabei als Zeugen haben wollte. Als er aber vor Mutter stand, ging eine Wandlung mit ihm vor. Er legte das Ei behutsam auf den Tisch und ließ sich vor dem Bette auf die Knie sinken — wie ich schon erzählt habe. Später entschloß er sich, die Wirtschaft abends zu schließen und die Nächte oben in der Kammer im Bett zu verbringen. In jener Nacht blies er schließlich die Lampe aus, und nach einem langen geflüsterten Gespräch schliefen beide, er und Mutter, ein. Vermutlich schlief auch ich ein, aber mein Schlaf war unruhig. Ich erwachte beim

Morgengrauen und betrachtete lange das Ei, das auf dem Tische lag. Ich grübelte verwundert darüber nach, warum es wohl Eier geben müßte, und warum aus dem Ei die Henne käme, die ihrerseits wiederum das Ei legte. Die Frage ging mir ins Blut. Da ist sie dann wohl stecken geblieben, meine ich, weil ich der Sohn meines Vaters bin. Jedenfalls trage ich das Problem noch immer ungelöst im Sinn. Und das bedeutet, so schließe ich, abermals einen vollständigen und unwiderruflichen Triumph des Eies — wenigstens soweit meine Familie in Frage kommt.

Übertragen von Karl Lerbs. Aus einem in Vorbereitung befindlichen Bande Novellen des amerikanischen Schriftstellers.

* * *

STEFAN ZWEIG

BILDNIS BUSONIS

Geschrieben 1912

SEIN wirkliches Gesicht lag lange hinter der dunklen Wolke des Bartes verschattet. Tragisch schien er und düster, sah man ihn von der Tiefe des Raumes aus an das Klavier treten, ein leidender Christus an dem schwarzen Holz, das alle irdische Lust und Qual in sich verschließt, immer wieder aufs neue durch ihn zu erlösen. Aber nun, da der dunkle bärtige Rand gefallen ist, der Sturz der Haare nicht mehr schwarz wallend über seinem Antlitz dräut, sondern in silbrigem Grau hell eine helle Stirn freiläßt, schön geformt und rein, entdeckt man in seinen so aufgeheiterten Zügen (diesen seltsam geistigen, seltsam sinnlichen) einen sehr beweglichen Mund, der nur herb bleibt in den Stunden der Musik, sonst sich aber gern zum Lächeln des Gespräches rundet, manchmal sogar überquillt in ein eruptives Lachen, dies einzige italienische, aretinische Lachen Busonis, mit dem er Menschen ebenso fortreißen kann wie mit seiner meisterlichen Kunst. Und sieht, freudig überrascht, in dem nun erhellten Gesicht die Augen leuchten, rein

und wasserfarben, aber nicht im stumpfen Ton des ruhenden untiefen Wassers, sondern voll der glitzernden Unruhe des beständig fließenden, von steten innerlichen Quellen erneuten und gespeisten. Augen, die es lieben, in die Welt zu schauen, dann wieder in Büchern zu rasten, die sich an Farben und Frauen freuen, trinkende, suchende Augen, die aber plötzlich heilig ruhig werden — in der ernsten Sekunde, da unter seinen Fingern der erste Ton aufklingt. Keinen unserer Meister liebe ich so sehr am Klavier als Busoni. Andere sind erregt im Schaffen, sie schaufeln, sie graben donnernd die Töne aus dem weißen Steinbruch der Tasten, ihr ganzer Körper schwingt in Anstrengung mit. Andere wieder lächeln zum Spiel das betrügerische Lächeln der Athleten, die getürmtes Gewicht mit gespielter Mühelosigkeit hochheben, einer staunenden Menge zeigend, daß es ihnen nur Spiel sei, unsagbare Leichtigkeit. Andere wieder bäumen sich im Stolz, zittern in Erregung. Er aber, Busoni, lauscht. Er lauscht sich selber im Spiel. Eine unendliche Ferne scheint dann zwischen den geisternden Händen da unten, die in Tönen wühlen, und dem erhobenen Antlitz voll seliger Entrücktheit, das sich versteinert in süßem Erschrecken vor der namenlosen Medusenschönheit der Musik. Unten ist Musik, oben Stille, unten das Schaffen, oben das Genießen. Er scheint vergessen zu haben in diesen kostbaren Minuten, daß all dies, was ihn jetzt mit schweren Schauern ergreift, aus ihm selber strömt, er atmet, trinkt und lauscht nur ekstatisch ein, fremd sich selber in dieser nicht zu erlernenden Gebärde hingegebener Verzückung. Sein Gesicht verklärt sich in der Spannung des Lauschens, und seine Augen spiegeln, aufwärts schauend, irgendeinen unsichtbaren Himmel und darin den ewigen Gott. Wie ich ihn liebe in diesen Augenblicken! Wie ich ihn beneide in diesen Augenblicken um so höchste, seltenste Lust, sich selbst nicht mehr zu fühlen im Staunen des Schaffens, erlöst zu sein von allen Unzulänglichkeiten der

Arbeit in die Reinheit der Werkbewunderung, um diese äußerste, nicht mehr ringende und fragende, sondern schon ruhende und sich selbst genießende Meisterschaft! Doch wie einen beneiden, der selbst immer neidlos war, den Hilfreichen, Freudigen, den sich an Jüngeren immer wieder Erneuernden? In Jahren, da andere bitter werden, will erst Freudigkeit in ihm erwachen, in Jahren, da andern die Quelle des Schaffens versiegt, beginnt Musik aus ihm strömend zu quellen. Dem Virtuosen sperrt heute die eigene Vollendung den Weg, nun hat der Künstler, der Schöpfer Busoni erst Zeit, erst Raum, um auszuschreiten. Ich glaube darum auch mit Leidenschaft an seine Musik. Etwas Helles wird immer in ihr sein, die Sorglosigkeit der spät Gereiften, Saft und Süße vieler ernst gelebter Jahre, und vielleicht wird sein Lachen, sein einzig herzliches kindliches Lachen sich darin freiklingen. Die Kunst der Jungen ist eigensüchtig, und darum wild und verworren. Aber die Meisterschaft der Gütigen trägt immer im Haar den silbernen Kranz der Heiterkeit.

* * *

ALFRED MOMBERT

SFAIRA

I

WUNDERBAR ist der Schlaf.
Sprühend der Traum.
Sehr selig das Erwachen.

Mein Haus umtönt
das Meer im Gesang.

*

Es sind Pilger, die um die Erde suchen.
Wanderer in der Wüste Tih, der Schrecklichen.
Es giebt viele Weinende und Seufzende.
Aber ich ruhe jetzt.

*

Tausend Jahre bin ich gewandert.
Tausend wilde Leben.
Unermeßliche Einöden.
Jetzt ruhe ich.

Wo wäre ein Donner, der mich weckte!
Stürzten die Sterne ein: ich würde doch schlafen.

Nachtigall singt
aus lächelnder Seele
in blühender Gehänge Überhang.

*

Sie irren zitternd.
Sie pilgern sterbend
in Schwermut der Mitternächte
über schwarzen Feuersteinen
durch die Wüste Tih, die Grausige.

Aber ich ruhe jetzt.

*

Einst wanderte ich:
Rauch-umqualmter Dämon:
durch zertrümmerte Reiche
in einem Schleier der Tränen:
Zwischen ungeheueren Donnern
unter heulenden Monden
das zerspaltene Herz.
Aber jetzt ruhe ich.

Wenn Asien versinkt:
Wenn Ataïr schreit, wenn Orion birst:
Ich werde doch schlafen.

* *
*

Ich ruhe in einem tönenden Jahrhundert.
In rötlichen, in grünen Dämmerungen.
Über meinem Herzen rauscht eine Tanne.
Über meine Hände wogt ein Nil.
Über meinem Haupte kreist ein Adler.

Ein Komet bewacht das Thor.

*

Du Wächter: Ich Schläfer:
Wir Beide sind im Stande großer Herrlichkeit.

*

Fern. Fern. Fern
dämmert ein Pochen am Thor.

* *
*

Auffliegt: tagweit: das Thor:
Sie tritt ein: die Krone glühenden Morgens
auf dem flammenden Haupt.
Um sie spielt ein ewiger Wonne-Frühling.
Es tönt um sie Gesang aus sieben Welten.

*

Da jetzt du kamst:
— Gegrüßt von meinen Traum-Ländern! —
Du mein Herz und Geist:
— Empfangen von meinen Traum-Meeren! —

Da fass' ich deine Hand, und halte dich:
Da atmen Wir Beide tiefunter in den Welt-Grund:

Da stehen Wir da:
Das Ahnen-Paar Glück-funkelnder Geschlechter,
die einst an wahren Meeren blühen werden:
Hinwandelnd mit Gesang und Saitenspiel.

* *
*

II

In dem Fern-Land:
in einem Wunderblumen-Land:
mondsilbert ein Haus am See.
Unter gigantischen Bergkegeln
zauberglänzt eine Wiese am See.

Ein Jüngling enttritt dem Haus.
Verwahrt in gold-purpuren Tuch
an nackter Brust
birgt er einen Schatz.

Blickt zum Mond.
Schlürft den Bergwind.
Er beginnt Bewanderung der Nacht.

Da schwimmt ihm entgegen eine helle Schlucht.
Über leuchtend beflechtete Gneisklippen
durch bläulichen Wassersturz-Dunst
neben nachtblau geilwuchernden Trichter-Blüten:
da tritt er, da steigt er, da träumt er:
Riesenfarnen, triefenden, vorüber,
umdrängt von zuckenden Nebeln,
angerührt von Leuchtkäfer-Stauden:
von Orchideen behaucht,
aus Baumwipfeln betropft;
glanzrötlich eingeschleiert
ins Moos-Gequille sinkend:
unter in den Orgien-Duft der Tiefe.

Dort schleicht ein durstiger Panther
in heißer Nacht-Schönheit
unter modernden Baum-Strünken.
Er wittert nach Strom.

Hier wiegt sich erregt ein Paradiesvogel
funkelnd aus metallener Feder-Herrlichkeit.
Er äugt irrsinnig aus goldumrandeten
violetten Traum-Nacht-Pupillen.
Er flötet: koü-koü —

Jetzt geht der Mond unter.
Der Jüngling zündet eine Fackel
beim schwarzen Feuerstein-Scherbhügel.
Und läuft trabend:
über die Dämme zwischen den spiegelnden Teichen
mit der hochgeschwungenen Flamme tanzend:
nackt und schlank und
funkenbesprüht dahin.

Unter Höhe der Eukalyptusstämme.
Durch die Blüte der Zitronenhaine.

Da kommt ihm entgegen: drohend: der Dämon der Wälder —:
Dem schleudert er die Fackel ins Gesicht.
Die löscht aus.

*

In des Tages ersten Strahlen,
am Wogen rollenden Ozean,
schwärmerisch knieend, verehrend im sprühenden Thau:
Jüngling vor der Göttin:
Schüttet er vor deine Füße hin
den Hort meiner Traum-Länder:
den Wuchs meiner Traum-Meere:
meinen Brautschatz nie enthüllter Perlen.

* *
*

III

Sfaira:

Gegenüber dem Ataïr:
In der ewig-hellen Nacht:
In unserm Stern-durchglänzten Saal:
Göttin: was sinnst? — was wirkst du da?
Du reihst Perlen auf an schimmernden Fäden
mit so sicheren, so furchtbaren Händen —
die niemals sich vom Werke wenden.
So wirkst du stumm das Bild einer werdenden Welt.

Ich Träumer.
Ich wandere von den wunderbaren Händen
zu deiner unentdeckten Algol-Augen
änderndem Licht;
empor zur Stirn der Himmel-Seligkeit —

Bis im rätselvollen Äther-Licht
Erinnerung mir Innen aufbricht —

Ich lebte zwischen Geistern —
Ich wirkte göttlich einsam.
— Das Alles ist es nicht — —

Priscadea

läßt das Gewirk auf die Kniee herab, beginnt zu singen:

In den Blumenthälern frühen Lebens,
da wir lebten, da wir liebten vereint.
An den Licht-Fällen —
auf des Meeres flüsternden Wellen.
Du mein Herr und Freund.
Ich die Selige, mit Dir vereint.

Sfaira:

Du —: und Ich —: Ich weiß — ich weiß.
Aber: in welchem meiner vielen Leben? —

Singe weiter — singe die seligen Thäler.
Sind die Thäler noch? — blühen noch deine Blumen?
Waren es Tulpen? scharlachflammende Tulpen?
Oder waren es Lilien? tiefblaue Lilien?
Und was ist es mit den Nachtigallen? —
sind sie nicht verflogen? — verzogen? —
Werden wir wieder wandeln — glückvereint? —

Priscadea
das Haupt senkend, flüsternd:

Sternlicht-Silber stürzte in meinen Schooß...

Sfaira
erschüttert:

Nacht der Entscheidung.
Aus ewigen Höhen rinnt uns geheimes Los...

Langes Schweigen

Priscadea
groß:

Lass' uns in ein neues Leben gehn.
Entschreiten wir dem Über-Licht der Sterne.
Es beginne junger Erde-Tag.

Horch: eine Zeit singt wunderbare Lieder!
Neues Lieben!
Alle Lilien,
alle Rosen, alle kehrten wieder.
Morgen: heute: hold und neu.

Sfaira
mächtig:

— Weggespült die alte Ewigkeit! —
— Horch: Gesang zukünftiger Glück-Geschlechter! —
— Schau': der Morgenstern betrachtet uns.

Aus dem im Druck befindlichen neuen Gedicht-Werk „Ataïr“.

JAKOB BÖHME

VON DER GNADENWAHL ODER DEM WILLEN GOTTES ÜBER DIE MENSCHEN

KAP. 1, 3. Denn man kann nicht von Gott sagen, daß er dies oder das sei, böse oder gut, daß er in sich selber Unterschiede habe: denn er ist in sich selber naturlos, so wohl affekt- und kreaturlos. Er hat keine Neiglichkeit zu etwas; denn es ist nichts vor ihm, dazu er sich könnte neigen, weder Böses noch Gutes. Er ist in sich selber der Ungrund ohne einigen Willen gegen die Natur und Kreatur als ein ewig Nichts; es ist keine Qual in ihm, noch etwas, das sich zu ihm, oder von ihm, könnte neigen: Er ist das einige Wesen, und ist nichts vor ihm, oder nach ihm, daran oder darinnen er ihm könnte einigen Willen schöpfen oder fassen: Er hat auch nichts, das ihn gebäre oder gebe; er ist das Nichts und das Alles, und ist ein einiger Wille, in dem die Welt und die ganze Kreation lieget, in ihm ist alles gleichewig ohne Anfang, in gleichem Gewichte, ohne Maß und Ziel; er ist weder Licht noch Finsternis, weder Liebe noch Zorn, sondern das ewige Eine; darum saget Moses: Der Herr ist ein einiger Gott. — 4. Derselbe ungründliche, unfaßliche, unnatürliche und unkreatürliche Wille, welcher nur Einer ist und nichts vor ihm noch hinter ihm hat; welcher in sich selber nur Eines ist, welcher als ein Nichts und doch alles ist: Der heißet und ist der einige Gott, welcher sich in sich selber fasset und findet, und Gott aus Gott gebäret. — 5. Als nämlich: Der erste unanfängige einige Wille, welcher weder böse noch gut ist, gebäret in sich das einige ewige Gute, als einen faßlichen Willen, welcher des ungründlichen Willens Sohn ist und doch in dem unanfänglichen Willen, gleich ewig: Und derselbe andere Wille ist des ersten Willens ewige Empfindlichkeit und Findlichkeit, da sich das Nichts in sich selber zu etwas findet; und das Unfindliche, als

der ungründliche Wille, gehet durch sein ewig Gefundenes aus und führet sich in eine ewige Beschaulichkeit seiner selber. — 6. Also heißet der ungründliche Wille ewiger Vater; und der gefaßte geborne Wille des Ungrundes heißet sein geborner und eingeborner Sohn; denn er ist des Ungrundes Ens, darinnen sich der Ungrund in Grund fasset. Und der Ausgang des ungründlichen Willens, durch den gefaßten Sohn, oder Ens, heißet Geist; denn er führet das gefaßte Ens aus sich aus, in ein Weben oder Leben des Willens, als ein Leben des Vaters und des Sohnes und das Ausgegangene, ist die Lust, als das Gefundene des ewigen Nichts, da sich der Vater, Sohn und Geist immer siehet und findet und heißet Gottes Weisheit oder Beschaulichkeit. — 7. Dieses dreifaltige Wesen in seiner Geburt, in seiner Selbstbeschaulichkeit der Weisheit, ist von Ewigkeit je gewesen und besitzt in sich selber keinen andern Grund noch Stätte, als nur sich selber; es ist ein einig Leben und ein einiger Wille ohne Begierde, und ist weder Dicks noch Dünnes, weder Höhe noch Tiefe, noch Raum oder Zeit noch Stätte, sondern ist durch alles in allem, und dem allem doch als ein unfaßlich Nichts.

Kap. 4, 3. Die ganze Kreation, beides der Ewigen, und auch der zeitlichen Kreaturen und Wesen, stehet in dem Worte göttlicher Kraft. — 4. Die Ewigen urständen aus der Scienz des Sprechens als aus dem einigen Willen des Ungrundes, welcher mit dem Wort des Sprechens, mit der Scienz sich hat in Particular eingeführet. — 5. Und die Zeitlichen urständen in dem ausgesprochenen Worte, als in einer Bildlichkeit der Ewigen, da sich das ausgesprochene Wort in seiner Substanz in einen äußerlichen Spiegel zu seiner Beschaulichkeit wieder eingeführet hat. — 6. Der Scienz Austeilung aus dem Ungrund in den Grund, mit der Einführung des sprechenden Worts, in ein Wiederaussprechen des Wesens aller Wesen, zu und in Bösen und Guten, stehet also: Es gebären sich drei Principia

in dem Wesen aller Wesen, da ja eines des andern Ursach ist, darinnen man auch dreierlei Leben verstehet, als drei Unterschiede göttlicher Offenbarung. — 41. Der ungründliche Wille ist Gottes; denn er ist in dem Einen und ist doch nicht Gott; denn Gott wird allein verstanden in dem, oder wenn sich der Wille des Ungrundes in ein Zentrum der Dreiheit in die Gebärung einschließet und in die Lust der Weisheit ausführet. — 42. Aus dem Willen, darein sich die Gottheit in die Dreiheit schließt, ist auch der Grund der Natur von Ewigkeit geboren worden, denn da ist kein Fürsatz, sondern eine Geburt; die ewige Geburt ist der Fürsatz, als daß Gott will Gott gebären und durch Natur offenbaren.

Kap. 6, 24. Das Jüngste Gericht ist anders nichts, als eine Einernte des Vaters aller Wesen und alles dessen, was er hat durch sein Wort erboren, und worein sich ein jedes Ding hat im freien Willen geschieden, darein wird es auch gehen; denn in demselben ewigen Behalter, nach desselben Principii Eigenschaft, ist es gut. — 30. Es darf keine Kreatur sagen, daß ihr ein Wille von außen gegeben werde, sondern der Wille zum Bösen und Guten entstehet in der Kreatur: Aber durch auswendige Zufälle vom Bösen und Guten wird die Kreatur infiziert, gleich als wenn eine auswendige giftige Luft den Leib ansteckt und vergiftet, also auch verderben die auswendigen Dinge den eigenen Willen der Kreatur, daß sich der eigene Wille im Bösen und Guten fasset.

Kap. 8, 2. Sehet an einen Baum, welcher aus seinem Ente und Samen wächst, in welchem Samen die Tinktur des Wachstums, samt dem Wesen des Corporis, nämlich des Holzes inne liegen, darinnen alle vier Elemente, samt dem Gestirne, inne liegen, so wohl der Sonnen Kraft. — 3. Der Same fällt in die Erde, die nimmt ihn an; denn sie ist auch ein Wesen des Gestirns und der Elemente und das Gestirn und Element sind ein Wesen des Spiritus Mundi und der Spiritus Mundi ist Myste-

rium Magnum, als das geformte ausgesprochene Wort Gottes, aus dem ewigen Sprechen; und in dem ewigen Sprechen wird die Schiedlichkeit zu Liebe und Zorn, als zu Feuer und Licht, verstanden. — 4. Das Schiedliche aus dem Sprechen ist die ewige Natur und das Sprechen in sich selber ist Gottes Wort, das urständet aus der Kraft der Weisheit und die Weisheit ist das Ausgehauchte der Dreiheit, als Gottes Findlichkeit, darinnen der Ungrund im Grunde sich findet und die Findlichkeit ist der einige ewige Wille, der führet sich in sich selber in eine Scienz zur Gebärung der Gottheit, welche er selber ist, ein: Also sehen wir, wie sich das Innerste hat ausgegossen in ein Äußerliches: Und wie nun das Innerliche seine Gebärung und Wirkung hat, also hat es auch das Äußerliche. — 85. Denn es ist auch wohl kein Mensch, der nicht im Fleische eine Sündenqual hätte, aus Begierde seines tierischen Fleisches; und wie nun ein Baum muß aufwachsen im Streite und Widerwillen, da allenthalben Unwillen auf ihn fällt, bald Hitze, bald Kälte, bald drücket ihn der Wind, daß er brechen möchte, bald fällt ein Gift vom Gestirn auf ihn: Noch wachset er in der Sonnen Kraft und in seinem inwendigen Lichts Ente der Natur auf und träget gute Früchte, welche nicht der Erden Schmack haben, sondern die edle Tinktur hat sich also in ein gut wohlschmeckend Corpus eingeführet; also ist es auch mit dem Menschen zu verstehen.

Kap. 9, 39. Denn durch menschliche Werke war die Sünde in die Seele kommen: also mußte sie auch durch menschliche Werke in der Gnade, in Gottes Gerechtigkeit getötet werden, als es denn in der Menschheit Christi geschah, durch Menschentöten von den Pharisäern, welche das Gesetz Gottes der Gerechtigkeit führten und hatten. — 41. Denn die Gnade wäre sonst nicht offenbar, so nicht das Falsche ein Gegensatz der Wahrheit wäre. Gleich wie der freie Wille nicht hätte mögen in der Gnaden offenbar werden, wenn nicht die Gerechtigkeit

denselben ertötet hätte, welchen die Gnade, nachdem er denselben erwählten Willen verlor, in sich lebendig machte, auf daß er nicht mehr ihm selber wolle und lebe, sondern der Gnade lebe und wolle, welche in Christo offenbar ward.

Kap. 10, 30. Es gilt keine zugerechnete Gnade von außen zu, sondern eine ingeborne kindliche aus Christi Fleisch und Blut, die den Verdienst Christi an sich anziehe; nicht der Mensch von Mann und Weib geboren, aus der verdorbenen Natur, erlanget die Gnade der Kindschaft, daß sich derselben dürfte trösten und sagen: Christus hat es getan, er spricht mich von Sünden los, ich darf es nur glauben, daß es geschehen sei: Nein, der Teufel weiß das auch, so wohl der Verdammte, welcher sich dieser zugerechneten Gerechtigkeit und Gnade tröstet, was hilft ihm aber das, da er doch verdammt wird? Denn nicht alle die da sagen: Herr, Herr, sollen in das Himmelreich eingehen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel, saget Christus Matth. 7. — 31. Was ist aber derselbe Wille, den sie tun müssen, daß sie zur Kindschaft kommen? Da saget Christus: Die da umkehren und werden als die Kinder und werden aus Wasser und Geist, aus Gott geboren, diese sind es: Denn Christus ist der Wille Gottes, und die denselben tun wollen, die müssen aus Christo, aus seinem Fleisch und Blut, aus dem Worte der Mensch ward, das den Tod und die Sünde in der Menschheit tilgte, und in Liebe wandelte geboren werden, und das Verdienst Christi in der Seelen anziehen, und nach dem innern eingeleibten Gnaden Grunde, der lebendige Christus werden, als eine wahre Rebe an seinem Weinstocke.

Aus dem im „Dom“ erschienenen Auswahlband, dessen Herausgeber, Hans Kayser, auf Grund seiner jüngsten Forschungen, den Todestag Böhmes mit dem 18. Dezember 1624 bestimmt hat, während bisher der 17. November dafür galt. Eine vollständige Ausgabe des Werkes, in der Fassung des Urdrucks, wird als erster Band der Sammlung „Chorus mysticus“ zu gleicher Zeit mit zwei weiteren Bänden: „Alchimistische Transmutation aus Schmieders Geschichte der Alchimie“ und William Cocks „Meteorologia... ins Teutsch übersetzet“ in Kürze erscheinen.

MAX MELL

ÜBER DIE SCHRIFTEN RUDOLF KASSNERS

IN dem Buch, das in der Form eines Vortrags die „Grundlagen der Physiognomik" darlegt, einem der jüngsten Rudolf Kassners, stehen diese bedeutenden Dinge, die Ergebnisse höchst geübter und geschärfter Sinne, wie eines wahrhaft profunden Geistes; — die als Fragen, welche letztlich an die Erscheinungen zu stellen sind, festsetzen: „Wo und wie weisen die Organismen an sich selber das Siegel des Planeten auf, der sie durch den Äther trägt? Wie ist die Erde selber in den Gebilden? Und wie sind diese Gebilde wiederum in der Erde?" Hier, wie in dem unmittelbar voraufgehenden Bande „Zahl und Gesicht", dem ein „Umriß einer universalen Physiognomik" als Einleitung vorgesetzt ist, findet man diese merkwürdige und sehr belangvolle Auseinandersetzung mit der Welt, diese einzigartige Ordnung des Sichtbaren, die ein Ding oder Wesen aus seiner Idee, aus seinem Mittelpunkt heraus bestimmt: eine Stellung zur Welt, wie sie in Rudolf Kassners Schriften in der Ansicht früherer Stufe oder in der Teilansicht der besonderen Themenwahl längst vorgedeutet und vorgebildet erschien, und die uns nun in diesen reifsten Werken — zu den genannten zählt noch einiges Außerordentliche, Neueste in dem Bande „Essays" — als eine bewegende und erfüllende Begegnung die Anschauung der ganzen Persönlichkeit des Denkers und Künstlers gewährt. Hier sind Resultate, die zum Wesentlichsten gehören, was uns die Generation der nun Fünfzigjährigen gebracht hat; deren erster Gewinn, schon früh, sofort mit den ersten Äußerungen dieses künstlerischen Temperaments ersichtlich war; und die sich dann, in den schmalen Bänden, deren gewählte Überschriften selbst schon von einem Schönheitssinn hoher und klassischer Schulung geformt schienen, uns von Jahr zu Jahr bedeutungsvoller geworden



Hans Multscher: Grabmalsentwurf
für Herzog Ludwig den Gebarteten von Bayern

sind. In einer Einsamkeit, vergleichbar der Merlins des Wilden, ist dieses Werk herangewachsen: verwandt wohl dem Werk jener anderen Fünfzigjährigen, zumindest auf die geheimnisvolle Weise, mit der die gemeinsam erlebte Epoche einen mit dem andern selbst durch scheinbar undurchdringlich trennende Wände hindurch zusammenbindet; verwandt mit ihnen schon durch ein unnachahmliches Etwas an Haltung dem Leben gegenüber, in dem ein Abweisendes und ein Fremdsein als ein schicksalhafter Zug überwog und wovon es sich wie ein besonderer Schimmer über jede künstlerische Äußerung legte; frühe Verschwisterung ferner verratend in den ersten ästhetischen Bekenntnissen, in den Problemstellungen künstlerischen Hervorbringens und vornehmlicher Beachtung aller daraus stammenden menschlichen Inhalte. Für Rudolf Kassner ergab sich hieraus das Bild des „Musikers“ (in der „Moral der Musik“), des künstlerischen Menschen, „dessen Werk unter allen Umständen mit dem Äußersten das Innerste gibt“ und „dessen einzige Sorge die Ordnung und der Sinn des Ganzen ist“. Als er ihn, noch in früher Zeit, so vollkommen gültig zeichnete, war er selbst, in ausgesprochen männlicher Artung, bereits ganz er selber; unabhängig, einer, der nicht nachzugeben hatte und keine Konzessionen machte, der nur von dem Vorzüglichen zu gewinnen war, einzig der ihm gemäßen hohen Betrachtung der Erscheinungen zugewendet, längst befestigt in seinem Sehen und in seinem Ausdruck: von dem man, wenn jemals, sagen durfte, es wäre darin die Vermählung von Geist und Seele Ereignis geworden. Geist und Seele im Sinne seiner eigenen Unterscheidung, die der Welt der Seele, der Identität, die Welt des Geistes, der Individualität, entgegensetzt: in seiner Prosa ist es, als träume und dichte der Geist und als hätte die Seele jungfräulich vom Geiste empfangen. Grund freilich, daß manche von dem Doppelwesen dieser Sprache, das doch nur eines und sehr

einfach war, fremdartig angemutet wurden, Grund, daß Rudolf Kassner also lange Zeit fast ohne vernehmliches Echo in seiner Zeit geblieben ist, und zwar Bewunderer, aber keine Schüler fand — er, freilich, kein Lehrer, und das macht ihn schon einsam in seinem Volk; — und, selbst in dieser Zeit, ohne Nachahmer: weil sich ein höchstes Zeichen von Berufenheit nicht anschminken läßt; und seine arktische Unzugänglichkeit die Wärme nicht abgab, von der die geschäftigen Ausmünzer und Verteiler sonst wie Pilze ins Leben schießen.

Das Erstlingswerk Rudolf Kassners hieß „Die Mystik, die Künstler und das Leben" und erschien vor fünfundzwanzig Jahren. Es behandelte die hervorragenden Vertreter der englischen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts, von der ja manches ausging, was Erlösung verhieß aus Geschmacksbarbarei. In dem Band „Englische Dichter" ist ein Teil dieser Aufsätze neuerdings beisammen, und das Nachwort bezeichnet sie als „durchweg mehr das Werk eines Sehenden als eines Urteilenden". Dieses Wort nennt ganz den Wert des Buches und bezeichnet eben das Genügende, das dieses Werk des Fünfundzwanzigjährigen schon hat, und damit das, was Zukunft und Persönlichkeit in ihm war. Urteilen mochte der Reifere in manchem Betracht anders, aber das Sehen war da, als jenes schon Bestimmte, vollkommen in sich Beruhende, Geniehafte, aus dem das ganze künftige Werk gespeist wurde, und von dem es, von innen her, seine Farbe und seine Form nahm. Und mit einer Wendung, die vielleicht bewußt und diktiert war und deshalb so herb erscheint, ist danach die Auseinandersetzung mit der Welt, dem umgebenden Heute aufgenommen. Ein Abklingen des lyrischen Tonfalls, wie ihn die ersten Bücher aufweisen, ein Verlassen der dichterischen Formen von Parabel, Gleichnis und erzählender Einkleidung mögen als die in die Augen fallenden Denkzeichen gelten für die seelische Kraftanstrengung dieser Jahre, die dem entschie-

denen willentlichen Hereinreißen und Bezwingen der Welt galt. Gegenüber den weicheren, verbindlicheren Formen von Brief und Gespräch setzen sich die bedeutenden Formulierungen von Vortrag, von laut zu lesendem Traktat, von bestimmten Kurzformen fest, die vorgesprochen so stark wirken: diese Sprache ist immer gesprochen, wie jedes gute Deutsch, und will nicht nur gelesen, sondern auch gehört sein, und immer ist das Mündliche in den Büchern Rudolf Kassners ein gehoben Mündliches in ihrem direkten, scharfen und starken Ansprechen, wenn man will ein Platonisches. Und immer, wenn er von der modernen Welt spricht, und nicht einzig da, ist es fühlbar, auf welcher Plattform er ihr zu begegnen vorzog. Es ist von vornherein die einer höheren Geselligkeit, geistiger und gesellschaftlicher Kultiviertheit und Distinktion, wo sich sammelt, was Geltung gewinnt und was Gültigkeit hat, und also die Typen dieser Zeit sich einfinden und in dem, was sie der Gesellschaft zu bringen haben, schon unzweifelhaft bestimmt sind. Den Salons eines Ancien régime scheint die Charakterologie verdankt, die ihre Typen findet im „Raisonneur", im „Dilettanten", im „Indiskreten". Aber diese Bezeichnung meint die Seele; hat sie mit bestürzender Unfehlbarkeit erspürt, und zeigt sie, jedesmal samt den Wurzeln herausgezogen als kleines, oben grünes, unten nacktes Pflänzlein, hilflos unter diesem Griff und vor diesem unschonenden Blick, vor dem keine schiefgewachsene Form zu verbergen ist, der sieht, ohne Affekt sieht, auch ohne Liebe, ganz ohne Liebe, allenfalls mit vielem Vergnügen am Grotesken. Kassner erzählt nicht und deutet nicht an, wo er sah oder wann er sah. Höchstens daß ein Gedanke an Paris, eine Erinnerung an Rußland, ein Eindruck aus Indien genannt wird. Aber da sind sie, die Seelen unserer Zeit, und sie sind alle so fürchterlich nackt, wie sich Seelen in dem Nachen Charons sammeln, und man muß an den Charon denken von dem Fresko Michelangelos,

der mit der Ruderschaufel nach ihnen schlägt, um sie im Boot beisammenzuhalten zur Überfahrt.

Ist es schon unschätzbar, was man in dieser nicht großen Folge nicht großer Bücher, die vollkommen zeitlos erscheinen, an Material für die Erkenntnis unserer Zeit bewältigt findet, so bedeutete diese Gegenwärtigkeit doch nicht so viel, erschiene sie nicht als Folie nur einer weit größeren, umfassenderen Gegenwart. Man dürfte daraus, wie die Typen des modernen Menschen darin verzeichnet stehen, der Raisonneur, der Fanatiker, der Egoist, der Indiskrete, der Schauspieler..., noch keinen Schluß auf die Entstehung des physiognomischen Gedankens ziehen. Denn faßt man Physiognomik in ihrem weitesten Sinn, so wird man wissen, sie kann nicht erworben werden, wie sie der Richter erworben meint, der Schuldig oder Unschuldig mit dem ersten Blick zu unterscheiden vermag; noch wie sie der Mann, der „im Leben steht", erwirbt, noch wie der Einsame, der aus dem Gefängnis seiner Seele heraus furchtbar begehrenden Blicks in die Phantasmagorie des Menschlichen starrt. Was hier unter Physiognomik verstanden ist, kann nicht erworben und gewonnen und erlernt werden, so wenig als Religion, als Philosophie, als Kunst. Sie kann einzig Genie sein. Der Leser Kassners kennt aus seinen Büchern Sätze wie: „Kierkegaard mußte dort anfangen, wo der tragische Held aufhört..." oder: „Hebbel floh vor Gott zu sich selbst, und darum liebte er das Drama..." Daß in solchen Feststellungen, die hier ganz beiläufig herausgegriffen und die im Werk Rudolf Kassners überaus zahlreich sind und die so genau sind wie die Kreuzwegstationen des Katholiken, deren jede einzelne das Leiden des Erlösers bestimmt und eindeutig hinstellt — man weiß, daß solche Erkenntnisse Zellkerne jener universalen Physiognomik sind, die eben Ding oder Wesen aus seiner Idee, aus seinem Mittelpunkt heraus bestimmt. Man lese in dem Traktat „Von den Elementen menschlicher Größe",

dem ersten, in dem der Grundriß von Kassners Gesamtanschauung klar zutage liegt: wie dort der antike, der christliche Mensch neben den modernen — den Indiskreten — gesetzt ist. Man sehe (im „Indischen Gedanken“) den Gerechten, den Opfernden, den Heiligen, anderwärts den „Umkehrenden“, den Gottmenschen. Überall regt es sich in diesen Büchern von den großen Typen der Weltwesen, kehren die Geschöpfe Gottes (und die Geschöpfe der Künstler) uns die klaren, starken Linien ihrer Züge her, da das Auge dieses Sehenden ihre Gegenwart erkannt hat.

Wie Rudolf Kassner seine Physiognomik als eine rhythmische, symbolische der mechanischen und rationalistischen der Alten gegenüberstellt, die sich bis ins achtzehnte Jahrhundert erhalten hat, das ist eine Umwertung so stark, so notwendig, so zukunftssicher, wie er schon einmal den Übergang von der rationalistischen zur transzendentalen Ästhetik gebahnt und die neue Generation endgültig zum Unterscheiden von Allegorie und Symbol gebracht hat. Denn dies war seine Tat, und in den Briefen an einen Musiker, die „Die Moral der Musik“ überschrieben sind, steht das alles erstmalig drinnen, was sich nachher in der höheren modernen Kunstbetrachtung und Kunsttheorie als so besonders fruchtbar erwiesen hat. Man würdigt das viel zu wenig, darum muß es einmal ausgesprochen werden. Sein späteres Werk hat, dem früheren entsprechend und es auf höherer Basis, in umfassender Betrachtung gewissermaßen wiederholend, zwischen jenen zwei Welten geschieden: der Welt der Seele, der Vergangenheit, der Mitte, des Seins; und der Welt des Geistes, des Einzelnen, des Werdens, der Nachfolge (Jesus steht an der Wende der beiden Welten), der Zukunft. „Wir sind immer beides: Lehre und Beispiel, Identität und Individualität, Heidentum und Christentum, Gesetz und Gleichnis, Zahl und Gesicht.“ Uns ist im Leben und Denken die Aufgabe zugefallen, diese beiden Wel-

ten zu koppeln. Das Instrument dafür ist die Physiognomik. Sie hat deshalb nichts mit Psychologie zu tun, die das Innere von dem Äußern trennt, ist vielmehr berufen, diese zu überwinden; und ihre Grundlagen sind nicht die einer Welt als Wille und Vorstellung, sondern sie weist uns, wie alles große Denken seit den Veden und Plato, die Idee. Die Welt besteht durch die Idee, aus der Idee stammt ihre Form und ihre Gegenwart, und darum ist es wichtig, diese Gegenwart zu schauen und das Antlitz von allem, was uns umgibt, damit wir auch ganz wissen, wo wir sind. Mit dieser Gedankenfolge ist nichts Geringeres getan als der Physiognomik ihre Größe gegeben.

* * *

RUDOLF KASSNER
PHYSIOGNOMISCHE STUDIEN

Lawrence Sterne

ZWISCHEN Stirn (Auge) und Mund, zwischen Oben und Unten kein Bruch, kein Riß, vielmehr ein wundervolles Ineinandergleiten des Hohen und des Niedrigen. So durchdringt sich in dem, was wir Sternes Humor nennen, gegenseitig die obere Welt und die untere. An dieser Stelle (des Ineinanderfließens) ist das Gesicht durchsichtig, wie durchweicht, locker, spürend, bebend, in einem tiefen Sinn unanmaßend, eindringend und durchdrungen. Wer ist Sternes Gegenspieler? Der Heuchler. Sterne, ich sage gleich: Sternes Fleisch ist durchscheinend, gleich wie der Heuchler, gleich wie das Fleisch des Heuchlers zu und opak ist. Sternes Durchsichtigkeit, keineswegs die eines Kindes oder Mädchens, steht in tiefster Beziehung zur Opazität des Heuchlers. (Wer die Durchsichtigkeit des Fleisches auf die Schwindsucht Sternes zurückführt, bringt mich damit nicht in Verwirrung. Gewiß war die Schwindsucht die Krankheit Sternes, sie war darum aber nicht weniger seine Offenheit, seine Durchsichtigkeit auf der Ebene

des Pathologischen.) Die Idee seines Gesichtes ist der Mangel an Trotz. Vielleicht war kein Mensch in einem gleich hohen Sinne so nicht trotzig wie Sterne. Weil oder wo kein Trotz ist, darum oder dort ist auch kein Gesetz, kein Maß, keine Größe. Sterne war nicht groß, Größe in seinem Fall wäre Anmaßung, Sterne war einzig. In der Einzigkeit liegt gewissermaßen die Überwindung der Größe. Um seines Trotzes willen, in seinem Trotz perpetuiert sich der Mensch und reicht über sich hinaus in das nächste Geschlecht und so fort. So sind die Geschlechter durch den Trotz verbunden, und so ist der Trotz das Maß dessen, was ohne Anfang und ohne Ende ist. Nur wo Trotz ist, ist Gesetz und also auch Sünde, Sterne ist der unpaulinische Mensch. Statt Sünden hatte er Unarten. Wie die Tiere. Eben weil er nicht groß, sondern nur Wesen, nur Art, das einzig existente Individuum seiner Art war.

Friedrich Nietzsche

Den oberen Teil der Stirn mit den beiden tief in den Schädel eingeschnittenen Ausbuchtungen über den Schläfen erinnere ich mich ähnlich auf Köpfen von Gelehrten, von Philologen gesehen zu haben. Dazu gab es dort nie ein Kinn, oder nur ein unentwickeltes, degeneriertes. Und das schien mir jedesmal zusammengehörig: diese beiden meist sehr leuchtenden Stirnwülste parallel zur Scheitellinie und das weichende Kinn. Die Gewalt von Nietzsches Stirn akzentuiert sich in dem Grade mehr, als diese, die Schädelwelt verlassend, über die zwei herrlichen, dem musischen Kopf eigenen Ausbeugungen oder Schildern oder Stirnzitzen in der Mitte zwischen Haaransatz und Brauen in die Augen- oder Gesichtswelt taucht oder stürzt. Ist es nicht ein Sturz? Ist nicht alles im Gesicht Katarakt und Spannung? Ist der Gedanke etwas anderes als der Blitz, der sich aus eben der Spannung zwischen Geistes- und Gesichtswelt löst? Und jetzt werden wir auch das Kinn gewahr, jetzt

ist das Kinn da. Das gespaltene, eckige, ein wenig schiefe, harte, steinige, felsige. Es steht da wie ein Fels im Gischt oder in den Lichtgarben der Blitze. Wie erscheint der Fels davon nicht versengt und zerschlitzt! Zu Jupiters „blitzendem" Haupt gehört das Haar des Vollbarts. Dieser ist wie die fruchtbare Erde und der Wald auf dem Gestein des Kinns. Er ist das Milde, das Freundliche, dem erhabenen Gesetz des Göttlichen unterstehend und davon umspannt wie die menschennährende Erde vom Himmel ... Es gibt unter den vielen Arten des Kinnes eines, das ich das des Knechtes nennen will, vor dessen Stoßkraft die Stirn oben zurücktaumelt. Dann gibt es das Kinn des sinnlichen, des wollüstigen Menschen: für gewöhnlich versteckt, oft hinter der Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, stößt es in der Erregung, ein böser Knochen, hervor und macht, daß der Mann, der die Frau will, im Augenblick dieses seines wie bösen Willens einem Totschläger gleicht. Nietzsches Kinn ist das eines Offiziers: kahl, Vordergrund (Nietzsches Philosophie selber hat viel weniger Hintergründe und ist viel mehr Vordergrund, als Nietzsche es wahr hatte), angriffslustig, fast schneidend, unsinnlich. Das Gesicht Nietzsches ist unsinnlich und dennoch ganz und gar nicht asketisch oder asketenhaft. Im Asketengesicht ist der Sieg des Geistes über das Auge und der des Auges über den Mund verkündigt. Asketen sind Augenmenschen. Auch Kants Gesicht ist das eines Augenmenschen, nur hat hier beim Sieg des Auges über den Mund die Vernunft mitgeholfen, weshalb das Sinnliche in Kants Gesicht nicht so sehr überwunden wie abgestanden — gleich einem Gericht am nächsten Tag — erscheint. Nietzsches Gesicht ist das eines Ohrmenschen, diese sehr gewölbte, ja aufgebuckelte, durch eine von der Nasenwurzel aufsteigende Rille geteilte Stirn, eine vom Gedanken in zwei Teile zerschlagene Musikerstirn, Nietzsche selbst ganz und gar der Musiker unter den Philosophen. Seine war ganz und gar nicht die Platoniker- und Ma-

thematikerstirn mit den gegen einen imaginären Punkt zusammengezogenen Falten über der Nasenwurzel und den Buckeln über den Augen. Nietzsche suchte nicht die Einheit, ja in gewissem Sinne verwarf er das Suchen darnach, gleichwie er die Logik, wie er Sokrates, auch Plato, vor allem die platonische Geistesgebärde verwarf. Mathematik, die Geisteswelt der Zahl war ihm völlig fremd, er wollte die Zweiheit, den Tanz als die Einheit des Zwiefachen, den Rausch, das Glück, die Glückswelt des Ohres ... Im Mund und — da dessen Kontur durch den Schnurrbart hindurch sich nur erraten läßt, was nicht für den Bart, wohl aber für den Mund bezeichnend ist — noch mehr in der Nase trägt sich der Kampf zwischen Stirn und Kinn aus. Die Härte in diesem Gesicht ist nicht Form geworden, wie in jenem Dantes, sondern es muß so gesagt werden, daß die Weichheit, das Weiche oder, um mich zugleich bestimmter und übertragener auszudrücken, das feuchte Element, der Regen, der sich aus den von Blitzen durchzuckten Gewittern oben über die Vegetationswelt unten ergießt, fehlen. Welcher Gegensatz zu dem Gesicht des von Nietzsche so bewunderten Sterne! In Sternes Gesicht ist zuviel vom feuchten Element, zuviel Tränen (auch Schnupfen), zuviel Sentimentalität und der darin versteckten Sinnlichkeit, Laster und Nässe. Nietzsches Gesicht sündenlos zu nennen wäre falsch, vielmehr muß es heißen, daß darin der Begriff der Sünde verworfen erscheint. Auf alle Fälle läßt sich ein weniger lasterhaftes Gesicht, ein keuscheres — von der Keuschheit des Mannes — nicht denken. Nietzsches Gesicht ist in gewissem Sinne das Gegengesicht zu jenem des Bauern, des Adeligen, ganz und gar zu jenen entspannten Nasengesichtern Franz' I. und der Valois, zum Gesicht des Instinktmenschen. Nietzsches Nase ist zu klein. Trotz deren wundervoller, durch Leiden und Schmerzen vollzogener Innervation muß man sagen, daß dieser Mensch mehr denkt und redet, als er riecht. Und wenn er riecht, so ist es

schon das Riechen des Kranken, eines von furchtbaren Kopfschmerzen Gemarterten.

Buddha

Er hat den Blick nach innen gekehrt, gleichwie einer den Eimer umkehrt, wenn er das Wasser nach dem Brunnen zurückgießen will. So wird er, durch diesen Blick, Mitte und hört auf Person zu sein.

Es ist wichtig zu begreifen, daß er weder eine Erhöhung und Vergöttlichung menschlicher Eigenschaften und Kräfte noch auch ein Mittlertum zwischen Göttlichem und Menschlichem, sondern den vollendeten Ausgleich bedeute zwischen Wesen und Ordnung. Es ist nichts in ihm Wesen, was nicht zugleich Ordnung, und nichts Ordnung, was nicht zugleich Wesen ist. So ist er ewig im Gleichgewicht von All und Nichts. Gleich einem Gestirn, gleich einer Blume. Und dieses Gleichgewicht ist der Sinn seiner Gestalt. Darum besteht die Frage aller Fragen, ob Nirvana das Nichts oder das All sei, wohl für den Menschen, solange dieser strebt und das Untere gegen das Obere ist, doch nicht für den Vollendeten. Dies wiederum ist der Sinn der Vollendung.

Er ist inmitten einer Welt phallischer Götzen deren Überwindung. Götzentum im weitesten Sinne heißt Verräumlichung des Sinnes. Der Götze ist nur Rand und Spitze, oder er ist Götze nur am Rand des Wesens. So schreckt er den Menschen durch den Blick seines Auges, und darum trägt er die Geschlechtsteile offen und übergroß zur Schau. Im Vollendeten ist die Mitte Sinn und umgekehrt; der Sinn Mitte oder, was dasselbe ist, ewig, denn nur insoweit, als der Sinn ewig ist, darf man sagen, daß alles, was ist, aus dem Sinn geworden sei, oder daß der Sinn alles, was ist, gezeugt habe und ewig zeuge.

Aus dem neuen, Rainer Maria Rilke gewidmeten Buche „Die Verwandlung", das gleichzeitig mit der zweiten Auflage von „Zahl und Gesicht" demnächst erscheint.

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Mit diesem Hefte beginnt der sechste Jahrgang des „Inselschiffs". Jedes Heft wird nun in einem — vermehrten — Umfang von 80 Seiten mit zwei Bildtafeln erscheinen. Der niedrige Preis, den wir festgehalten haben (M 2.— für den Jahrgang), wird, so hoffen wir, die Verbreitung dieser unserer Hauszeitschrift weiter fördern.

Am 15. Oktober waren fünfundzwanzig Jahre verflossen, seitdem Alfred Walter von Heymel, der uns Unvergeßliche, in Gemeinschaft mit Rudolf Alexander Schröder und Otto Julius Bierbaum das erste Heft der „Insel" herausgab und damit zum Gründer des „Insel-Verlages" wurde. Aus diesem Anlaß erschien ein „Verzeichnis aller Veröffentlichungen des Insel-Verlages 1899—1924" (127 Seiten Bibliographie mit 52 Bildtafeln). Der Insel-Almanach konnte dieses Jahr in 30000 Exemplaren gedruckt werden. Er ist fast vergriffen; ein Neudruck wird nicht stattfinden. Ein neues Verzeichnis der zurzeit lieferbaren Bücher unseres Verlages erscheint Anfang Dezember. Es wird auf Wunsch unentgeltlich durch die Buchhandlungen oder unmittelbar von uns versandt.

Neu erschienen sind die bereits angekündigten Bücher von Albrecht Schaeffer: Gesammelte Novellen unter dem Titel Das Prisma, und Hans Carossa: Rumänisches Tagebuch. Sodann eine neue Liebhaberausgabe: Goethes Geschichte Gottfriedens von Berlichingen, der sogenannte Urgötz, mit seitengroßen oder in den Text gestreuten Steinzeichnungen von Werner Schmidt. Das Buch erschien in einer einmaligen Auflage von 220 Exemplaren. Unseren Freunden wird nicht entgangen sein, daß wir auf dem Gebiete der Liebhaberausgaben, die sich an einen kleinen Kreis wenden, nur noch bedächtig fortschreiten; um so größer ist die Sorgfalt, die wir dem einzelnen dieser Bücher zuwenden, und wir glauben mit dem „Urgötz" unsere Tradition würdig fortgesetzt zu haben. Gleichfalls in beschränkter Auflage erscheint in zwangloser Folge der Chorus mysticus, gewissermaßen in einer Seitenkapelle des „Doms". Durch ihn sollen bedeutende, aber wenig bekannte Dokumente der Mystik in der Urfassung in wortgetreuer Wiedergabe neu erschlossen werden. Bisher erschienen die drei Bände: Jacob Böhme, Von der Genadenwahl oder dem Willen Gottes im Menschen; Alchimistische Transmutation aus Schmieders Geschichte der Alchimie; William Cock, Meteorologia nach der Übersetzung von 1691.

Ein altes, erfolgreiches Unternehmen unseres Verlages haben wir neu aufleben lassen: die einstigen Zwei-Mark-Bände erscheinen nun — statt wie früher in Pappband, in Ganzleinen gebunden — als Drei-Mark-Bücher. Es liegen davon vor: Beethovens Briefe (26.—31. Tausend); Fichtes Reden an die deutsche Nation (21.—24. Tausend); Goethes Briefe an Frau von Stein (21.—30. Tausend); Briefe von Goethes Mutter (58.—63. Tausend); Humboldts

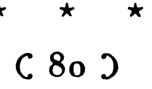
Briefe an eine Freundin (21.–26. Tausend). Die Reihe wird im Jahre 1925 weitergeführt werden; sie soll ausschließlich Bücher deutschen Geistes enthalten.

An Fortsetzungen erschienen: von Balzac, Die menschliche Komödie Bd. VI u. VII; von Shakespeare Julius Cäsar, Coriolanus, Viel Lärm um Nichts, Die beiden Veroneser; von Tolstoi Band I bis IV der Erzählungen, womit die zwölfbändige Ausgabe der Sämtlichen Romane und Erzählungen vollständig geworden ist. In der Sammlung Deutsche Vergangenheit ist der Band Die sächsischen und salischen Kaiser erschienen. Ihm wird der Hohenstaufen-Band im nächsten Jahr folgen. Vom Jahrbuch der Sammlung Kippenberg erscheint der vierte Band.

Neu aufgelegt wurden: Rainer Maria Rilke, Geschichten vom lieben Gott (34.–36. Tausend) und Das Stundenbuch (50.–54. Tausend); Friedrich von Stendhal, Von der Liebe (11.–13. Tausend); Adalbert Stifter, Der Nachsommer (10.–12. Tausend); Oscar Wilde, Die Erzählungen und Märchen (123.–132. Tausend); in der Bibliothek der Romane: Defoe, Robinson Crusoe (10. bis 16. Tausend); Walter Scott, Der Talisman (16.–21. Tausend).

Wir berichten zum Schluß über die in der Herstellung befindlichen neuen Bücher, soweit sie voraussichtlich bis zum Erscheinen des nächsten Heftes, also Ostern 1925, vorliegen werden. Die meisterhaften Übertragungen Rainer Maria Rilkes von den Gedichten Paul Valérys werden, auf der Cranach-Presse gedruckt, in einmaliger Ausgabe erscheinen. Rudolf Kassner erfreut seinen wachsenden Leserkreis mit neuen physiognomischen Studien, die unter dem Titel Die Wandlung zusammengefaßt werden; sein Buch Zahl und Gesicht drucken wir gleichzeitig in zweiter Auflage. Ein neuer Roman Söhne und Liebhaber von D. H. Lawrence, dem Verfasser des „Regenbogen", soll kurz nach Weihnachten herauskommen. Es befinden sich ferner im Druck neue Gedichtwerke von Ernst Bertram, Das Nornenbuch, und von Alfred Mombert, Ataïr, und eine von Hermann Uhde-Bernays besorgte, mit 22 Bildtafeln geschmückte zweibändige Ausgabe der kleinen Schriften und Briefe Winckelmanns. Unsere Sammlungen werden fortgeführt durch zwei neue Bände des „Doms": Mystische Dichtungen aus sechs Jahrhunderten, und eine Auswahl aus Keplers Schriften; durch zwei Bände der „Deutschen Meister": Die deutschen Bildhauer des 13. Jahrhunderts von Hans Jantzen und Peter Vischer von Simon Meller, mit je über hundert Abbildungen; endlich durch den ersten Band unserer neuen Heine-Ausgabe, der die sämtlichen Gedichte, herausgegeben von Jonas Fränkel, enthält; die Ausgabe soll in fünf Bänden, in Format und Ausstattung wie unsere übrigen Taschen-Klassiker-Ausgaben auf Dünndruckpapier erscheinen und im Laufe des Jahres 1925 vollständig werden.

* * *



DAS INSELSCHIFF

*

EINE ZEITSCHRIFT

SECHSTER JAHRGANG / ZWEITES HEFT

OSTERN 1925

*

Des Herzens Woge schäumte nicht so schön
empor und würde Geist, wenn nicht der alte
stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstände.
HÖLDERLIN

HERDER
MEIN SCHICKSAL

MEINES Lebens verworrene
Schattenfabel! o früh, frühe begann sie schon
dunkel. Bebte den kommenden
Lebensflüchtling ein Schaur hier auf die Wüste der
Erde, daß er in Wüste sich
unterm Klange der Nacht inne ward, daß ihm Schaur
mächtig ewig ins Innre klang!
Daß ihm Leben und Tod, Schlummer und Auferstehn,
Freud und Wonne des Lebens ihm
hoher Göttergedank und der zerfließenden
Seele Fülle, wie Wandeltraum
hindurch schwebet! daß ihm seine Erlesenen
stets im Wetter vorüber gehn!
Stets aus dunklem Gewölk Blitze! die weckenden

Väterstimmen ihm mitternachts
kommen, reden und hin wandeln in Mitternachts-
Dunkel, und er wandelt allein! —
Schicksalsschwestern, warum? die ihr sein Tagelos
warfet, warfet ihrs unhold stets
irrhinüber, wohin nimmer das Götterbild
seines leitenden Dämons wies?
Irrhinüber, wohin aller erstrebenden
Ahndung Kräfte nicht ahndeten? —
Ach! da weben sie nun meiner erzogenen
Hoffnung Blüte! da weben sie
einsam! Waisen! wie Wurf nächtlich-erstarreter
Frühlingsblätter! da flatterst du,
Schattenfabel, zerstückt! Szene zerrissen! Wurf
dort und hinnen verlorner Zeit!
Schicksalsschwestern! o wie? Sammeln sie, sammeln sich
dem ermatteten Lebensblick
einst die Szenen? ersieht er in den wehenden
Blättern je der Vorsehung Buch?
je einst Ernte der Saat: jener verflogenen
erdbegrabnen, gemoderten
Keime Frühling? und rauscht Ährengefild hinab,
rauscht durch früchtebelastete
Zweige! siehet erstaunt sich die verworrene
Schattenfabel zum Prachttriumph
sammeln! siehet erstaunt Krümmen und Mißgestalt
sich zur Schöne des Ganzen ziehn —
Matter Wandrer, wohlan! wie die verworrene
Schattenfabel auch enden mag — —!

* * *

KURT GERSTENBERG

DIE STILISTISCHEN QUELLEN DER MALEREIEN HANS MULTSCHERS

EINE unüberbrückbare Kluft scheint aufgetan zwischen dem derbknochigen Eroberergeschlecht, das Multscher als ein neuer Demiurg erschuf, und der biegsam-zarten, wie schwebenden Menschheit der gotischen Maler um 1400. Gründe geistig-sozialer Natur waren es, die die Umwälzung heraufführten. Die soziale Umschichtung hatte dem Bürgertum das Ruder in die Hand gegeben, das die Ohnmacht des Rittertums nicht mehr führen konnte; der Strom schöpferischer Kräfte, der nicht mehr die vielfach verästelten Kanäle durchlaufen wollte, sich ausbrechend ein neues Bett gewühlt. Die Inhalte der Kunst werden zwar auch weiterhin, wenn nicht von den kirchlichen Mächten, so doch von den religiösen Bedürfnissen bestimmt, aber in der Auffassung räumt die pralle Gesundheit und derbe Ursprünglichkeit mit aller Überfeinerung des 14. Jahrhunderts gründlich auf. Das neue Geschlecht baut nicht mehr mit feingeschichteten Mauern, sondern türmt Zyklopenwerk auf. Der Wert dieser kraftgenialischen Tat, die zuerst greifbar in Multschers Wurzacher Altarwerk von 1437 uns entgegentritt, wird nicht geschmälert, wenn man die entwicklungsgeschichtlichen formalen Voraussetzungen aufdeckt, aus denen sie erwuchs.

Zunächst muß der Maler dieses frühen Altars aus der Malerei seiner Heimatlandschaft in den vorausgehenden Jahrzehnten verstanden werden, weiter aber auch aus dem grandiosen historischen Hintergrund künstlerischer Mächte, die von Burgund und den südlichen Niederlanden her eine Umwälzung der malerischen Weltanschauung für die Länder nördlich der Alpen heraufführten. Aus Reichenhofen stamme er, gibt die Inschrift Multschers auf den Flügelbildern an. Der Ort liegt nicht allzu weit von Ravensburg, das neben Konstanz ein

Hauptsitz der oberschwäbischen Malerei zu Beginn des 15. Jahrhunderts gewesen ist. Diese Bodenseemalerei ist zwar noch nicht bis ins Letzte nach Sein und Werden herausgeschält, aber doch als kunstgeschichtlicher Landschaftsbegriff bereits eine feste Größe, die in die Rechnung eingesetzt werden darf. Sie läßt denn auch Multschers Wurzacher Bilder mit dem Rest eines Altarwerkes, das aus der Bodenseegegend stammt, auf einen Generalnenner bringen. Das Bild, ein heiliger Christophorus, in der Sammlung Binder in Berlin, veranschaulicht die Stilstufe unmittelbar vor dem Auftreten der neuen Kunst, also um 1430. Der physische Wuchs der mächtig zusammengenommenen Gestalt mit breiten Schultern und die seelische Haltung des mürrisch aufbegehrenden, dumpfgrollenden Riesen, der den Kopf wendet, als die göttliche Stimme des Knaben ertönt, aber noch nicht fassen kann, warum das Knäblein auf einmal mit dem Gewicht vieler Klafter auf seiner Schulter lastet, das zusammen ergibt eine verwandte Grundstimmung. Wie Christoph, halb umsinkend, den Stamm mit festen Fäusten umklammert und die Schulter gegen die Last stemmt, das zeigt, wie nun die Probleme des Mechanischen in der Bewegung eines Körpers schon erahnt, wenn auch noch nicht klar erfaßt sind. Die plumpe, schwere Bildung der Gliedmaßen, die knochigfeste Modellierung des Kopfes, die den Nasenrücken zweikantig formt, und dazu der Gegensatz des eigentümlich rieselnden Bartes, sind von der rhythmischen Schönlinigkeit der Gotik weit entfernt. Über dem eckig-massigen Träger, an dem sich die Falten des Gewandes mit breiten Stegen straff spannen, fliegt der Mantel des Knaben in reichen Brechungen wie ein Sterngewölbe auf. Kann man schon von einer besonderen Farbengebung der Bodenseeschule sprechen? Jedenfalls bieten die Farben noch weitere Beziehungen zum Wurzacher Altar. Rot und Grün liegen beim Christophorus heftig nebeneinander, und der Christusknabe ist gekleidet wie der Joseph auf der Ber-

liner „Anbetung des Kindes“ in dunkelgrauen Rock und hellvioletten Mantel.

Das Christophorusbild hat wieder seine ganz bestimmten Vorstufen in den Malereien, die zur Zeit des Konstanzer Konzils 1414—1418 entstanden, als in dem ungewöhnlich regen Leben, das damals in der Stadt herrschte, die heimische Kunst internationale Anregung erhielt. Das Zusammenwirken deutscher, burgundisch-niederländischer und italienischer Elemente bereitete damals den Boden für die neue Saat. Von dem Christophorus führt ein gerader Weg zurück zu den heiligen Einsiedlern auf dem südlichen Gemäldefries der Augustinerkirche in Konstanz, die laut Quittung vom 4. Juli 1417 die Maler und Bürger zu Konstanz Heinrich Grübel, Kaspar Sünder und Johannes Lederhofer um den beträchtlichen Preis von 1400 rheinischen Gulden für König Sigismund ausmalten. Wenn auch die Gewandlinien noch in weichen, großgeschwungenen Kurven gehen, die Loslösung von dem Idealstil der Gotik hat schon begonnen. Die Mischkunst dieser Wandgemälde enthält zum erstenmal, von neuen Säften durchströmt, einen wirklichkeitsnäheren Stil, der die Triebmäßigkeit hochgotischer Figuren zwar noch bewahrt, aber die Ausformung doch so bewirkt, daß die Linien sich in eigenwilligen Zügen und Schwüngen ergehen. Wie die heiligen Greise mit abgezehrten Beinen dasitzen und die durchfurchten Häupter mit wirrem Haar gen Himmel recken, das kündet den neuen Geist. Hier noch als Wind gesät, wächst er schnell zum Sturm. Der Naturalismus überhaupt ist nicht die Tat Multschers und seiner Generation, wohl aber ein neuer, stärkerer Naturalismus der Körperform, der alles Frühere hinter sich läßt und nun allein überzeugend wirkt.

Man muß sich dabei auch vor Augen halten, daß der Stil der Malereien Multschers in eine altertümlichere Schicht zurückweist, als sie für Konrad Witz in Frage kommt, der die

Malereiprobleme der Zeit auf Grund der Kenntnis niederländischer und auch italienischer Kunst neu formulierte. Während Multscher noch Kompositionsthemata des Trecento, etwa beim „Pfingstfest", glaubt mit neuem Leben erfüllen zu können, knüpft Witz vielfach an die italienische Kunst des Quattrocento an. Ein Landsmann des Witz, der Meister des „Noli me tangere" in der Karlsruher Gemäldegalerie (um 1440), steht aber der Wurzelschicht des Multscherschen Stils in der Bodenseemalerei noch näher. Im Figürlichen vergegenwärtigt das Bild die altertümlichere Stufe neben Konrad Witz, mit dessen „Befreiung Petri" man den „Christus", mit dessen „Magdalena" im Straßburger Zweiheiligenbild man die „Knieende Magdalena" vergleichen muß, um die ganze rückständige Ungelöstheit und unräumliche Haltung zu erkennen; in den Bäumen aber mit ihrer rosettenförmigen Blattgruppierung bewahrt dieser Meister ähnliche, doch eher noch primitivere Schemata als Multscher. Dies Karlsruher Bild steht zwischen Multscher und Witz, beweist aber auch wieder, wie Multschers Stil nur aus dem Zusammenhang mit der Bodenseemalerei zu erklären ist.

Und doch ist damit nur die eine Wurzel des Stils dieser Malereien des Wurzacher Altars bloßgelegt. Die andere Wurzel aber liegt in Burgund, wo auch die Grundlagen von Multschers plastischem Stil zu finden sind. In den Werken des Meisters von Flémalle, der in Tournay tätig war, wird zuerst mit rücksichtsloser Folgerichtigkeit das neue künstlerische Ziel des Naturalismus angestrebt und erreicht. Die Wucht des Greifbar-Plastischen, Physisch-Substanziellen war diesem Meister erste und letzte Bedingung allen malerischen Schaffens. Von der den gotischen Malereien angenäherten Formangabe und der Halbheit der unmittelbaren Vorgänger ging er zu handgreiflicher Deutlichkeit über, weil er sich in die Dinge mit intensivem Studium einbohrte und so Zug um Zug alle Körperlichkeit nachzubilden verstand. Fast aggressiv werden seine

Körper im Raume vorgetragen, und mit leidenschaftlichem Temperament. Das Erlebnis aber, das ihn am tiefsten erschütterte, war die Tiefenachse des Raumes. Den Raum, wie er sich erstreckt, empfand er als aktive Gewalt, als ein Geschehen. Darum sausen seine Linien in die Tiefe hinein, Verkürzung folgt auf Verkürzung und Schatten auf Schatten.

Vor solchen Bildern muß Multscher tief betroffen gestanden haben. Hier war in markiger Klarheit ausgesprochen, wonach er, der Bildhauer, nun auf der zweidimensionalen Malfläche rang, und die gleiche künstlerische Intention löste ihm die Zunge, wenn es auch mitunter nur beim Stammeln blieb. Was Multscher leicht und vollständig erreichte, waren die einzelnen Bravourstücke eines in die Augen springenden „Illusionismus", der nach dem Zeitalter nur symbolischer Andeutung so begehrenswert schien. Die Lust an einer sinnetäuschenden Gegenständlichkeit, die geradezu erst im Tappen gegen die Malfläche ihren Irrtum gewahr wird, führt immer wieder nach Zeiten undinglichen künstlerischen Schaffens einen gesunden Rückschlag herbei, wobei das Naturvorbild scheinbar bis zum Sinnentrug vorherrscht, aber doch immer einer künstlerischen Gesetzlichkeit eingebunden bleibt. Multschers Vorliebe für Stilleben gehört dahin, wie sie in seiner Helldunkelbehandlung mit Büchern, Krügen und Körben auf der „Geburt des Kindes" und der „Anbetung der Könige", mit Blumenkrügen, Büchern und Schachteln auf dem „Tod Marias" ins Auge fallen. Solch irdener Krug mit blauem Blumenmuster und Inschrift steht auch in dem Verkündigungszimmer in des Flémallers Mérode-Altar, und der blinkende Zinnkrug mit Schwertlilien erscheint wieder bei der heiligen Barbara auf dem Werle-Altar in Madrid. In solchem Naturalismus regt sich nicht zuletzt eine germanische Urkraft, die ein gefühlsmäßiges Mitleben mit allen Dingen betätigt. Nach allem, was für den Bildhauer Multscher naturgemäß

ausschied, griff der Maler Multscher nun um so begieriger. Der Sinn für das Aufleben des Metalls im Anprallen des Lichts, für das Rascheln sich wendender Blätter im Buch und für die zerbrechliche Sprödheit der Spanschachteln führt Multscher zur Aufnahme der Stilleben.

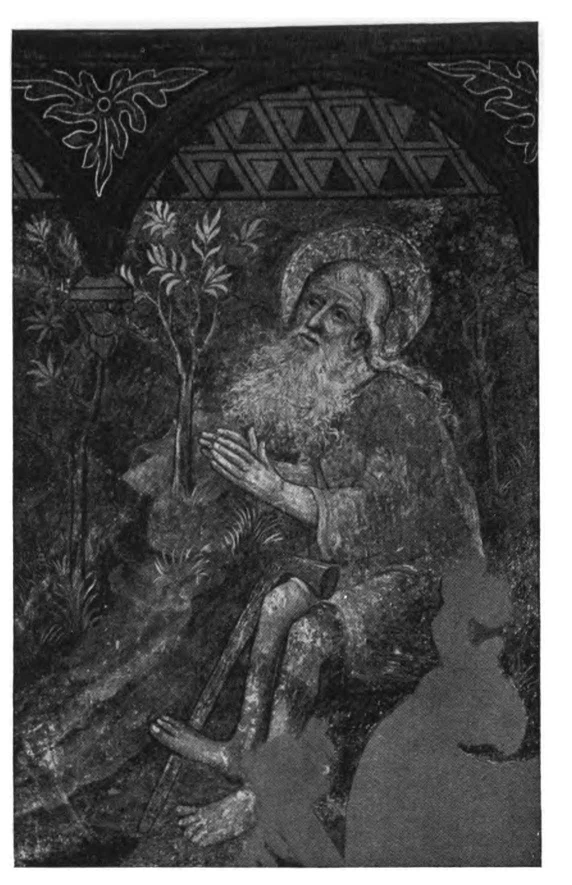
Wichtiger aber ist doch der gleiche Geist plastisch-räumlicher Kraft bei Multscher und dem Flémaller Meister, der immer wieder an unmittelbare Beziehungen zwischen beiden denken läßt. Die Silhouetten ihrer Figuren sind eigentümlich belebt und in ihren mechanischen Bedingungen entwickelt und bleiben gleichwohl schwer kompakt. Den Raum hat Multscher mit gleicher Intensität erlebt wie der Meister von Flémalle, aber indem er ihn körperhaft modelliert, benutzt er doch noch Architekturgerüste aus altem Typenvorrat, so daß seine Gestaltung nur unzulängliche Ergebnisse zeitigt. Er läßt Linien bildeinwärts jagen, verkürzt jäh und ruckweise, legt kräftige Schlagschatten, wenn auch nur im Vordergrund. Aber trotz solcher Mängel wirkt die Unmittelbarkeit seiner Raumauffassung stark und nachhaltig. In seinen Figuren aber möchte er den Flémaller nach Seite der Wucht schier noch übertreffen: es sind Gebilde von geradezu steinerner Schwere dabei. Solchen Gemälden gegenüber denkt man an die Worte des alten Goethe, als ihm Sulpiz Boisserée in Heidelberg 1814 altdeutsche Bilder wies: „Wahrhaftig! aus dem schlägt uns die Wahrheit wie mit Fäusten entgegen!"

Aus der im Sommer in der Reihe „Deutsche Meister" erscheinenden Multscher-Monographie.



Gustave Doré: Vignette zu Balzacs „Contes drôlatiques"





HANS MULTSCHER

Der heilige Christophorus. Bodenseeschule, um 1430
Berlin, Sammlung Binder

Heiliger Einsiedler aus den Wandgemälden der
Augustinerkirche in Konstanz. Um 1415

FELIX BRAUN

ZWEI GEDICHTE

Die kinderlose Frau

ERWACHT, find ich vom Mond das Zimmer hell.
Quer übern Wäschekasten fällt der Schein.
Des Spiegels Tiefe trinkt ihn blendend ein
und haucht ihn schwach zurück ans Bettgestell.

Schläfst du, Heinrich? — Ich horche, wie der Quell
der Stille durch die Nacht hinrieselt fein.
Ich soll wohl etwas tun? Etwas muß sein,
daß ich aufstehe, daß ich helfe schnell.

Rief eine Stimme nicht? — Ich komme! Ja!
Richtig: die Blumen goß ich heute nicht.
Auf! — Ach, für nackte Füße ist das kalt!

Wo ist die Kanne? Schattig hängt sie da.
Ich fülle sie. Der Hof liegt weiß im Licht.
Wie laut das Wasser durch das Schweigen schallt!

*

Elieser bringt Rebekka heim

In der letzten Nacht der langen Reise,
da sie endlich aus der Wüste ritten,
hoch im Sattel höckriger Kamele,
hielt Rebekka nah dem Knecht, dem Greise,
doch nicht wagte sie es, ihn zu bitten,
daß er ihr von Abraham erzähle.
Und sie sah in ihrer Mädchenseele
Haus und Herden, Garben, wohlgeschnitten,
und das Leben nach der Väter Weise.

Und wie war der Sohn an Leib beschaffen?
wie an Antlitz, Augen, Mund und Wangen?
wie an Händen? — Ach, ihr bangte wieder. —
Welche Kleidung trug er? welche Waffen?

von wie reichem Schmuck war er behangen?
und wie führte er im Tanz die Glieder?
Fiel das Haar ihm schwarz den Nacken nieder?
blond vielleicht? in Locken, wellenlangen?
oder nur in Strähnen, kurzen, straffen?

Und sie träumte so. In tiefer Ferne
war das Licht des Hauses schon zu sehen,
schwach, doch tröstlich: als das gute Ende.
An dem Himmel zitterten die Sterne,
voll von süßem Dufte kam ein Wehen,
linde strichs ihr über Stirn und Hände.
Und sie sprach: „Wie auch der Herr es wende,
irgend muß es doch für gut geschehen,
und so tu ich dieses Meine gerne.“

Und der Alte, nach dem Lichte zeigend,
tat den Mund auf, sprach: „Wir sind zu Hause.“
Etwas wie ein Schatten kam entgegen.
Und sie ritten weiter, wieder schweigend. —
In den Bäumen wuchs des Winds Gesause,
Blumen flüsterten entlang den Wegen.
Einer sagte: „Heut noch fällt ein Regen.“
Und schon hörten sie, ein Rauschen brause, —
doch der Born wars, hoch im Strahle steigend.

Jetzt war auch der Schatten zu erkennen.
„Mein Herr Isaak!“ rief der Knecht erschrocken,
beugend des Kameles Knie zur Erde.
Und das Mädchen meinte zu verbrennen,
halb vor Angst und halb doch vor Frohlocken,
daß für immer alles wirklich werde.
Aber er, mit freundlicher Gebärde,
hob sie abwärts — und ihr Herz blieb stocken,
als er fragte: „Wie soll ich dich nennen?“

Ihren Kopf an seine Brust gebettet,
sprach sie, während hold sich Hoffnung regte:
„Sag: Rebekka.“ Und er sprach den Namen
langsam nach. Da war sie schon gerettet.
Sein Gesicht mit dunklem Bart bewegte
sich ihr näher. Gütig sprach er: „Amen.“
Und die beiden alten Eltern kamen.
Und der Hund, der sich zur Ruh nicht legte,
ward von Elieser angekettet.

* * *

DIE TRUCKENE TRUNKENHEIT

Eine / aus
Jacobi BALDE
P. Soc. J.
Lateinischem gedeutschte
SATYRA oder Straff-Rede
wider den
Mißbrauch des Tabaks.
Samt einem Discurs
Von dem Nahmen / Ankunfft / Natur /
Krafft und Würkung dieses Krauts.
NÜRNBERG /
Gedrükt und verlegt durch Michael Endtner
1658.

Jener Höfling / am Hofe Kayser Alexanders / welcher die Hofabschiede üm Geld und Geschenke verkauffte / wurde / an einen Pfal gebunden / mit Stoppeln und feuchtem Holtz / so man üm ihn her angezündt / zu todt geschmäuchet / und darbey ausgeruffen:

Wer Rauch verkauffet / soll vom Rauch sterben.

Ein feiner Spruch für die Tabaksäuffer und Rauchpfeiffer: welche / in dem Tabakschmäuchen eine Wollust suchend / ihnen also selber den Rauch einer eingebildten Ergötzlichkeit verkauffen. Daß sie sich selbst damit pflegen todt zu schmäuchen / will die Erfahrung bezeugen: brauchen sie also keines Richters / der sie verdamme / weil diß Verbrechen seine Straffe selber bey sich träget. Ein warhafftes Sinnbild jetziger Zeiten; da / üm den eitlen Rauch einer Handvoll Sandes und Landes / gantze Länder schmauchen und rauchen: Dann / was ist weltliche Hoheit / Macht und Reichtum / anders / als die Welt selber ist / nemlich ein vergänglicher Rauch / der geschwind aufgehet und gählings verschwindet? Nach diesem Rauch strebet man / und vergist indessen der wahren himmlischen Hoheit und des Ewigen Reichtums. Ein Sinnbild itziger Weltlinge: Da man einander den Rauch großer Versprechen und falscher Freundschafft verkauffet. Ein Sinnbild itziger Christen: Da das Christentum allein aus dem Mund rauchet / aber in dem Hertzen kein fünklein Eiffer ist. Diesen Rauchverkäuffern wird es gehen / wie obangezogenem Höfling / aber leider weit ärger: Sie werden / an den Pfal der Ewigkeit angebunden / vom Rauch der Höllischen Flammen ohne Aufhören geschmäuchet werden.

*

Von einem / der den Leuten übel empfohlen ist / pflegen wir zu sagen: Er stinket. Wer wolte diesen Schmäuchern ein Lob zueignen / da die Nase alsobald ihnen das Urtheil spricht: Sie stinken! Und wie solten sie nicht übelrüchtig seyn / da sie so übel riechen / weil sie stätigs rauchen? Daher fliehet man vor ihnen / als vor den Aussätzigen; ich dörffte schier mehr sagen: wie vor der Pestilentz. Diß Volk / vielmehr diß Vieh / werdet ihr schon riechen / wann ihr noch drey Feldwegs weit von ihnen seyd. Siben Leichen / werden euch so widerlich nit anstinken / als ein einiger von diesen Stänkern. Ein alter zottichter Bock /

mit hundert seinen Weibern / die hinter ihm zur Weide gehen / ist noch erleidlicher / als diese Pursche. Laßt einen von ihnen / einem schwangeren Weibe begegnen: ihr werdet sie zittern / erblassen / und nit anderst / als hätte sie auf eine Schlange getretten / zurück springen sehen. Und billich! Dann in was Furcht geräht sie hierbey / ihrer Frucht halber? Sie möcht eine Mißgeburt zur Welt bringen / mit brandschwartzen Lippen; welche / die Mutter schändlich anschauend / von derselben schmertzlich angeschauet würde. Wie wann es ihr gar so übel ergienge / daß dem Kind eine Pipe am Maul hienge? Fliehet / fliehet diese Feuerwürmer / wie eine Taube den Habicht / wann ihr vieler Gefahr entfliehen wollet. Kehret üm / und lasset diese Pest euch nicht anhauchen: es sey dann / daß ihr mit der Hand die Nase darwider vermauert.

*

Lasset uns doch den Unform ihrer GEBÄRDEN hierbey ein wenig betrachten. Schauet / wie jener die beyden Backen / als ein Blaßbalg / bald aufbläset / bald niderläßt! wie er mit den Augen in die Quäre dazu schielet / als ein gestochener Bock!

*

Ein jeder hat eine Pfeiffe im Maul / und bläset; und immer einer nach dem andern / gibt den Tact darzu / mit dem Finger / wann er an der Pipe den Tabak nachstopffet. Doch ist dieses eine sonder- und wunderbare Musik: dann / sie kan nicht mit den Ohren gehöret / sondern sie muß mit der Nasen gerochen werden.

*

Also auch / ist dieser Tabakmartyrer Gewonheit / geplagt zu seyn. Sie müssen im Rauch hangen / wie die Schinken: sonst würden sie verwurmen und verderben. Und wo sie schon gerne davon ließen / so können sie doch nicht. Sie müssen schmäuchen / wollen sie anderst leben. Sie haben tausend Ursachen / und haben doch keine Ursachen / diese Nohtwendigkeit

damit zubehaupten. Sie wollen / sie müssen schmäuchen. Man solte gläuben / als sey ihnen solches angezaubert / gleich wie etlichen die Läuse. Wo die elenden Tropfen nit thäten / was sie ihnen selber gebieten / so musten sie krank werden. Es dünkt sie immer / ihnen mangle etwas / wann sie nicht Rauch schlucken. Sie werden von allerley Fantaseyen / und seltsamen Einfällen beunruhigt. Bey Nacht / traumt ihnen davon. Bey Tag / klagen sie: der Magen sey ihnen schwach / und hab keine Wärme / zudäuen und zukochen; es setze ein Fiber bey ihnen an; die Galle lauffe über; der Leib sey voll schädlicher Flüsse und Feuchtigkeiten; der Schwindel plage sie im Haupt: sie können nicht ümhin / sie müssen ein paar Pipchen zur Gesundheit trinken / und soviel Unheils hinweg schmäuchen.

*

Wer wolte nun nit aufruffen / mit dem weißen König: Es ist alles Eitel! weil Leute sind / die vom Eitlen leben / und darinn ihre Speiß und Trank suchen; die da nur leben / daß sie schmäuchen / und nit leben können / sie schmäuchen dann. Fragt ihr / was des Menschen Leben sey? Ein Dampf und Rauch ist es! können euch diese Rauchzapfen mit gutem Recht antworten.

*

Aurora kan kaum das Bette ihres Buhlen verlassen / da muß man dem Stänker seinen Buhlen / die Pipe / ins Bette bringen: üm einen Nebel zu machen / damit ihn die Morgen-Sonne nit blende oder steche. An der Seite / muß man ihm zu recht setzen die Bierkanne, die Gemahlin des Tabaks: deren Handhebe ganz abgenützet ist / weil er sie des Tags wohl hundertmal aufhebt und wieder nieder setzt; dann er / fast einen jeden Schluck Rauchs mit einem Trunk Bier anfeuchten muß. Diß / ist das Rauch- Brand- und Dankopfer / womit er des Morgens / Gott vor den Schutz der Nacht danket. Wann es also währet bis auf den Abend / und die Nacht durch bis wieder an

den Morgen: was ists Wunder / wann ein solcher Pipensauger / wie jener / jährlich drey ganze Brasilische Kisten Tabaks leeret und ausschmäuchet?

*

Bläset die Fama diese fröliche Post aus / es sey ein Schiff mit dem bästen Varinischen Tabak eingelauffen: Da erhebt sich unter ihnen ein Geläuff / ein Fragen und Antworten. Mein! üm Gottes willen / was sagst du? ists auch gewisse? O ja / gar gewisse. Von wem hast du es gehört? Von niemand; sondern ich habe es selber mit Augen gesehen. Wer hat die Flotta eingebracht? Ammiral Trompe. O des fürtrefflichen Helden!

*

Da wird / ihre Wonne / mit Wein begossen. Da wird / der alte Vorraht von Tabak / vollends verschmäuchet / und das neu-angekommene Schiff / aus der Pipe mit Freudenschüssen / und mit einem solchen Jubelgeschrey / gewillkommet / dergleichen niemahls auf dem Berg Cythäron vernommen worden / wann die toll-vollen Bacchinnen daselbst das Fest des Wein Gottes feyreten.

*

Etliche / können es nicht erwarten / bis die stinkende Waare ausgeschiffet werde: Darum steigen sie in das nächst Bot / und lassen sich an Bord führen. Man muß ihnen eine Kiste öffnen / und eine Rolle anschneiden. Alsdann prüfen sie das Unkraut mit den Zähnen / und beißen darein / als wann / es der beste Leckerbissen wäre. Befinden sie es nach ihrem Wunsch beschaffen / da entbrennen sie von Begierde / und sind vor Freuden nicht mehr bey sich selber. Nach langem Begaffen / beginnen sie auch darum zu kauffen und nach dem Preiß zu fragen. Fordert man einen Dukaten oder Goldgulden: das ist ihnen nicht zu viel. Es reuet sie kein Heller / den sie an diese

Waar legen. Was nützt das Geld / (denken sie) wann es im Beutel ligt?

*

Aber / höret noch von einer andern Art Liebhabern des Tabaks! Es ist nit genug / daß er von dem Maul an sich geröchelt wird: er muß auch mit der Nase genossen werden. ... Jene / schmäuchen / diese / schnupfen Tabak: urtheilet nun / welche von diesen beyden (bey der Übermaß) die größten Thoren sind? Doch scheinet es von den letztern / als wann sie etwas höflichere Tabakstänker seyen / und / sich scheuend / fremde Nasen mit dessen Rauch zu beleidigen / lieber ihre eigene mit dessen Staub belästigen und beunflätigen. Was ist aber das vor ein neu-seltsamer Gebrauch / mit der Nase schlekken und schlucken / und ihr des Mundes Ampt mit auftragen?

*

Diese Seuche ist so ungezämt / und so weit eingerissen / daß sie auch das Weibliche Geschlecht vergifftet. Man findet Frauen-Menscher / die / nicht allein / an stat des Nadelrohrs oder der Spindel / sich mit einer Tabakbüchse tragen; sondern auch so gar die Pipe ansetzen / und ihren glatten Mäulern / mit dem Tabakrauch / einen Bart anrußen und anschmutzen.

*

Nunmehr müssen wir das Gewehr ergreiffen / und uns rüsten / den Verfechtern des Tabaks zubegegnen / welche mit hellem Hauffen auf uns angezogen kommen ... Sie / scheuen sich nicht zu sagen / wie daß in diesem Kraut etwas Göttlichs / und die Quintessentz des Wassers aus dem Musen-Brunnen / verborgen sey. Daher dann / welcher den Rauch desselben an sich ziehe / von stundan gantz voller Geist und Feuers werde. Da beginne die Poesy-Ader zu fließen / und die Verse sich herbeyzudrängen / nit anderst / als wie die Lanzknechte zu ihrem Fähnlein / wann Alarm geschlagen wird.

Etliche von den alten und neuen Poeten / hat der Wein auf den Pegasus gesetzet: aber diese / muß ein Wind aus der Tabakspipe in den Sattel wehen und heben. Da werdet ihr / einen von diesen Rauch-Poeten / allemahl zugleich die Pipe im Mund / und die Feder in der Hand halten sehen. Die Priesterinn des Warsager-Tempels zu Delfos / fienge an zu rasen und zu weißsagen / wann sie von einem Wind aus dem Klufftloch / über welchem sie auf den güldenen Dreyfuß saße / ware angeblasen worden. Also auch dieser / sobald ihn der Tabak / als sein Appollo / aus der Pipen-Höle angehaucht / da ist alles Verse / was er redet; da steckt er voll Geist und Feuers / daß ihm der Kopf davon rauchend wird; da ist er / nicht nur ein Poet / sondern gar ein Profet / worden / und seine Reden sind lauter Orakel; da ist alles Göttlich / die Feder / die Dinte / die Worte / und er selber.

*

Ich weiß nit / warüm die Rechtsgelehrten diesen Schmäuchern (denjenigen nämlich / welche den Tabak zur Übermaß also mißbrauchen) nicht die Straffe aufsetzen / daß man sie nicht in die geweihete Gottslager-Erde begrabe. Dann / was ist / zwischen diesen und den Selbstmördern / vor ein anderer Unterschied / als daß diese geschwinder / sie aber etwas langsamer / sich üms Leben bringen? Durch diß ihr stätigs Geschmäuch / vertrucknet und verschwindet das Edle Oel der Lebens-Lampe / die natürliche Feuchte. Auch das schöne Lebens-Liecht selber / wird durch diesen Barbarischen Schmauch geschmächtet.

*

Die Frömmkeit / ist fast in allen Herzen erkaltet / wiewol sie fast von allen Mäulern gepriesen wird. Also dörffte auch das Tabakschmäuchen / wiewol es allhier genug scheltbar vorgestellet wird / dannoch von jederman fortgetrieben werden. Es wäre aber / in so gerechter Sache / keine Schande /

gewonnen geben / und sich überwunden bekennen. Bey den Hirten ware es vorzeiten gewöhnlich / daß / wann sie einen Wettlauf / oder sonst einen Wettstreit anstelleten / derjenige / der unten lage / dem Überwinder auf der Stelle ein Kraut abbrache / und als ein Zeichen des Siegs überreichete. Dißorts gleiche Ehre der Überwindung verlangend / erwarte ich / daß mir das Tabaks-Unkraut von allen dessen ungemeßnen Liebhabern überliefert / und dessen Mißbrauch hinfort von ihrer keinem mehr verlanget werde.

* * *

OTTO FREIHERR VON TAUBE

HÖRNERKLANG

I

Es tönt ein Horn.

Ein Klang, weiß nicht, woher,
Allein mir ist das Herz nicht mehr so schwer.

O Klang,
O wunderbarer Waldgesang,
In Nacht,
Vom Wind mir zugebracht!

Mit welcher Not
Ruft mich dein lockendes Gebot?
Wohin, wohin
Willst du mich zu dir ziehn,
Was hast du mir im Traum aus fernem Land
Botschaft gesandt?

Es hornt das Horn, —
— Ich will nicht deinen Zorn! —
Treibst du mich auf?

Es geht mein Lauf
Schlafwandlerisch im Mondenlicht dir zu,
Auf deinen Wogen
Gezogen,
Zur Ruh.

2

Vor Morgenrot —
Es bläst am Waldesrand der Tod.

Da müssen alle Seelen
Folgen seinen Befehlen,
Die ihn vernahmen.
Amen.

* * *

BRUNO E. WERNER

VENUS UND ADONIS

Beitrag zur stilgeschichtlichen Betrachtung Shakespeares

„VENUS und Adonis“ wurde im Jahre 1593 als erstes der Shakespeareschen Gedichte veröffentlicht. Es erschienen von 1602 bis 1632 zwölf Auflagen — ein für die damalige Zeit ungeheurer Erfolg, der nicht nur Shakespeares Ruf als Dichter begründete, sondern ihm auch den Ruhm verschaffte, als einer der ersten Dichter Englands gefeiert zu werden. In den Dramen der Zeitgenossen wurde der „süße Mr. Shakespeare“ um dieser Verse willen genannt, und das kleine Epos galt als ein Brevier der Liebe und lag neben Ovids „Ars amandi“ auf den Tischen der Kurtisanen.

Die Shakespeare-Biographen und die Literaturgeschichten unserer Tage wissen über das kleine Buch nicht viel Gutes zu melden. Soweit sie nicht die „Unsittlichkeit“ des Stoffes bemängeln, kritisieren sie die Künstelei der Behandlung. Nur der ererbte Respekt vor dem Genius Shakespeare bewahrt sie da-

vor, dies Gedicht zu verwerfen, und läßt sie einige meist nichtssagende Lobsprüche über die „einschmeichelnde Sprache“ oder die „prachtvollen Naturschilderungen“ finden.

Dieser Dichtung wieder zu ihrer eigenen Rolle zu verhelfen, bedeutet keine literarische Ausgrabung, wie man sie bei anderen Dichtern und Werken in unseren Tagen versucht hat. „Venus und Adonis“ ist nicht nur zur Erkenntnis des Phänomens Shakespeare genau so bedeutsam, wie für Goethe etwa die „Marienbader Elegie“, für Kleist „Die Familie Schroffenstein“, sondern gehört auch zu den schönsten Dichtungen der Weltliteratur.

Den Erfolg, den dieses Werk zu Lebzeiten Shakespeares erreichte, erklärt man heute damit, daß man das Drama zu jener Zeit nicht zur Literatur rechnete und daß nur ein Gedicht Dichterruhm verleihen konnte. Damit ist wohl Shakespeares Erwähnung neben dem Namen Chaucer, Spenser und anderen erklärt, nicht aber der ungeheure Erfolg, den dieses kleine Werk erlebte. Der Grund ist ein anderer, und seine Erkenntnis kann nicht durch psychologische, sondern nur durch eine geistesgeschichtliche Betrachtung erworben werden.[1]

Die Wirkung, die „Venus und Adonis“ auf das ausgehende 16. Jahrhundert ausübte, erklärt sich dadurch, daß der ungeheure bedeutungsvolle Ablauf der geistigen Verwandlung vom 16. zum 17. Jahrhundert im Rahmen dieser kleinen Dichtung zum Ausdruck kommt. Das Gedicht beginnt mit der glücklichen Einheitlichkeit eines klassischen Zeitalters. Die Gestalten des Jünglings und der Göttin ruhen in kraftvoller Geschlossenheit in sich selbst. Die Harmonie von Mensch, Pflanze und Tier wird im strahlenden Sonnenlicht einer mittaglichen Morgenstunde offenbar. Das Ganze endet mit der furchtbaren Zerrissenheit, mit dem Fluch der Göttin, mit der

[1] Der Verfasser bekennt sich im Nachfolgenden zu dem Literarhistoriker Fritz Strich [„Deutsche Klassik und Romantik“, München 1922].

Verneinung irdischen Glücks, mit der Dissonanz von Körper und Geist, mit Weltabkehr und mit Weltflucht. Aus dem Stoff, der Ovids Metamorphosen entnommen ist, hat der Dichter die Tragödie der alles vernichtenden Zeit gemacht. Die Zeitlichkeit ist der große Gedanke, der dieses Stück umwittert und der ihm den tragischen Schluß verleiht.

Es ist von tiefer Bedeutung, daß Shakespeare gerade diesen Stoff als Vorwurf benutzte. Die Adonissage entstammt dem Orient. Adonis war der Sohn der Myrrah, und so wie dem Harz der Myrrhe eine erhaltende Kraft zukommt, die man zur Mumifizierung verwendete, so trug Adonis den Begriff des Nichtverwesenden, immer wieder Auflebenden in sich. In Rom verbreitete sich der Adoniskult schnell, er wurde im Sommer gefeiert, und Adonis wurde das Symbol schnellen Aufkeimens und Verwelkens. Den Tod des Adonis beklagte man, und sein Wiederaufleben feierte man in berauschten Festen, die dem alten Dionysoskult verwandt waren. Bei Ovid warnt Venus den Adonis, den sie liebt, vor den Gefahren der Jagd. Der Jüngling wird jedoch von einem wilden Eber zerrissen, und Venus findet ihn in seinem Blute. Sie „hadert mit dem Geschick", aber ihre, vom Dichter nur mit diesen Worten gekennzeichnete Klage endet nicht in Verzweiflung, sondern mit dem Bewußtsein, daß dem Tod und der Vernichtung doch nicht alles anheimgefallen ist, denn ein Denkmal der Trauer soll fortbestehen, und sein Tod soll täglich erneut im Bilde wieder erscheinen. So trägt den Sieg nicht die zerstörende Zeit davon, sondern der Verewigungsdrang und die aller Zeitlichkeit entrückte und alle Verwandlung überstehende Dauer.

So war bei Ovid der Stoff ein Naturmythos und schließlich doch ein Idyll jenseits aller Zeitlichkeit. Es spielte im Lande der Götter unter einer ewigen Sonne, es wußte weder von einem Gestern noch von einem Morgen, es lebte in der Gegenwart mit jener seligen Freude, die im Augenblick die

Ewigkeit findet. Adonis war der schöne Jüngling, der in der Blüte seiner Jahre jäh verlöschte und als das dauernde Symbol knabenhafter Vollendung, die in sich selbst ruhte und zu ihrer Existenz keines anderen Wesens bedurfte, ewig lebendig blieb.

Bei Shakespeare spricht Venus am Anfang und am Ende. Aus ihrem Werben am Anfang spricht die Daseinsfreude einer noch klassischen Zeit, jenes Machtbewußtsein, das die Menschen dieser Epoche erfüllte und das Ulrich von Hutten ausrufen ließ: „Es ist eine Lust zu leben." Das Gedicht endet jedoch mit der Abkehr der Venus von dieser Erde, mit dem furchtbaren Bewußtsein der alles vernichtenden Zeit und mit der Verfluchung des höchsten irdischen Glücks, der Liebe: „Vanitas, Vanitatum Vanitas!" Und so, wie die vergangene Epoche „Gedenke zu leben!" auf ihre Fahnen geschrieben hatte, so wendet der Dichter mit Venus sein Gesicht von diesem Leben ab und ruft warnend: „Memento mori!"

Der Dichter der Antike hatte die Welt im Raum erlebt, Shakespeare erlebte sie in der Zeit. Bei Ovid waren Zeit und Ewigkeit, jene beiden im christlichen Abendland so schwer widerstreitenden Mächte, versöhnt worden, und es wurde die Dauer gefunden, die alle Verwandlung übersteht. Leben war hier eine schöpferische Entwicklung im unendlichen Strom, tötend und wieder gebärend im ewigen Kreislauf. Bei Shakespeare findet die Versöhnung von Zeit und Ewigkeit anders statt: es ist ein christliches Moment in dieser Dichtung, daß Venus die Welt opfern und dem Erdenleben entsagen will.

In der Tat, etwas anderes hatte Shakespeare zu dem antiken Stoff hingezogen als das, was das 16. Jahrhundert sonst bewegte. Scheint der Vorwurf auch dem daseinsbejahenden griechischen Zeitalter zu entstammen, so war es doch auch ein fast christliches Thema der Antike, was dem Vorgang seine Bedeutung verlieh. Seneca wurde der meistgelesene klassische Autor mit seinem Stoizismus, der den festen Pol in aller Ver-

wandlung suchte und damit aussprach, daß die Gestalt nichts, der Geist alles sei. Constantia, das war die Sehnsucht jener Zeit, die aufs neue von der schmerzlichen Vergänglichkeit furchtbar betroffen wurde. Dauer im Wechsel, das, was Martin Opitz später in seinem Buch „Die Ruhe des Gemütes" pries, das hatte Shakespeare zu diesem Stoff hingezogen. Aber er stand zwischen den Zeiten, die kraftvolle, heitere Daseinsfreude begann er zu verlieren, und Constantia hatte er noch nicht gefunden.

Wie um den Zeitablauf deutlich zu machen, so verwandelt sich die Szene bei Shakespeare. Aus dem Morgen wird Mittag, die Sonne strahlt mit Glutenaugen unerbittlich auf das ruhende Paar herab, und der Schatten, in dem sie liegen, wandert; der Abend kommt, der „Weltbeglücker" geht unter und endet im Westen sein heißes Tagewerk; das Gewölk zieht kohlschwarz herauf, der Kauz kreischt, und es ist Nacht. Und auch das nächtliche Dunkel wandelt sich, der Mond versteckt den Silberstrahl, Adonis bricht auf und wird vom Dunkel verschlungen. Venus klagt in den aufdämmernden Morgen. Die Lerche schwebt aus feuchtem Nest in den Himmel und weckt den Tag, von dessen Silberbrust sich majestätisch die Sonne erhebt. Der Morgen schreitet fort. Venus findet den toten Adonis, und als sie diese Erde verläßt, wandert die Sonne von neuem wieder in den Zenit.

Erkenntnis der Zeitlichkeit und Verewigungswille, das ist, wie in den Sonetten, auch hier das Thema. Dort ruft Shakespeare: „Raubgierige Zeit!" und das erste Sonett lautet:

Von schönsten Wesen wünschen wir Vermehrung,
Damit der Schönheit Rose nimmer sterbe;
Was reif ist, weicht der Zeit und der Verheerung,
Sein Angedenken hegt ein zarter Erbe.

Doch du kennst nur des eignen Auges Sonnen,
Am eignen Zündstoff schürst du deine Glut,

Läßt andere schmachten, wo doch reiche Bronnen,
Und bist ein schlimmer Feind dem eignen Blut.

Ja du, der jetzt des Lebens frische Zier,
Des frohen Lenzes einziger Verkünder,
Begräbst dein Gut in eigner Knospe schier,
Um kargend zu verschwenden, schöner Sünder!
Laß nicht die Welt voll Gier und ohn Erbarmen
Im Leben und im Tod durch dich verarmen.[1]

Hier spricht Shakespeare aus Venus:

Wie darfst du dich vom Erdenwachstum nähren,
Wenn nicht dein Wachstum auch die Erde nährt?
Naturgesetz befiehlt dir, dich zu mehren,
Daß, wenn du stirbst, dein Wesen weiter währt.
Dem Tod zum Trotz dein Leben weiter geht,
Indem ein Abbild von dir fortbesteht.

So wie das zwölfte, so enden alle Sonette von 1—17:

Nichts schirmt dich vor dem Sensenhieb der Zeit
Als Sprößlinge: durch sie bist du gefeit.

Hier endet Venus ihre Rede:

Was ist dein Leib als ein verschlingend Grab,
Das jene Nachwelt in die Gruft gebracht,
Die dir das Recht der Zeit zu Kindern gab,
Hättst du sie nicht zerstört in finstrer Nacht.
Wenn dem so ist, verachtet dich die Welt,
Durch deinen Stolz die Hoffnung ihr zerfällt.

War in den Adonien der Antike Leben und Tod des Adonis immer von neuem gefeiert worden und hatte so der zeitlose Gott doch den Sieg über die Vernichtung davongetragen, so siegt bei Shakespeare am Ende der Gott der Zeit, und die Schönheit fällt dem Tod anheim.

Die Dichtung endet in greller Dissonanz, und aus dem Fluch

[1] Nach der im Insel-Verlag erschienenen Übertragung von Eduard Saenger.

der Venus spricht der große Zwiespalt von Sensualismus und Spiritualismus, den die Renaissance zu überwinden versucht hatte. Geist und Sinnlichkeit haben hier die ruhende Polarität klassischer Zeiten verloren und stehen einander im Kampf gegenüber. Die Maße des schönen Gleichgewichts sind verloren. Maßlos ist das wollüstige Werben der Venus:

Gleich wie ein Adler, wild vom langen Fasten,
Den Schnabel hackt in Federn, Fleisch und Bein,
Die Schwingen schüttelnd, schlingend und mit Hasten
Den Schlund sich stopft, bis aller Raub hinein,
So küßt sie Wangen, Kinn und seine Lider,
Und wo sie endet, da beginnt sie wieder.

Oder

Und da sie nun der Beute Süße trinkt,
Ihr Antlitz glüht und raucht, es kocht ihr Blut,
In blindem Wüten schwelgend sie versinkt,
Und hemmungslose Lust schürt Wagemut,
Besinnungslos, nicht mit Vernunft mehr messend,
Der Ehre Schiffbruch und die Scham vergessend.

Maßlos ruft Venus Liebeslust und Leid in die Nacht hinaus. Maßlos schmäht sie den Tod, maßlos schmeichelt sie ihm wieder, als sie glaubt, daß Adonis doch noch lebt, maßlos und lange flucht sie schließlich der Liebe. Die Polarität ist hier die Disharmonie zweier Kräfte, die unversöhnt im Unendlichen verlaufen.

Die Maße versucht Shakespeare zu zersprengen, die ewigen Gesetze zu überwinden. So übernimmt die Frau die männliche, der Mann die weibliche Rolle. Venus zieht den Reiter vom Pferde, sie wirbt mit aktiver Beredsamkeit, und schließlich, als alle Überredung versagt, wirft sie sich über ihn. Adonis hat die Sprödheit einer Jungfrau, er wehrt und sträubt sich vor den Umarmungen der Göttin, er empfindet bei ihrem Ansturm fast körperlichen Schmerz, er pocht auf seine Jugend, seine

Unberührtheit, und schließlich entwindet er sich ihr und flieht. Jener Rollentausch hat in der deutschen Dichtung der Romantik seine Parallele in der bedeutsamen „witzigsten und schönsten Situation“ von Schlegels Lucinde. Auch dort spielt die Frau die Rolle des Mannes und umgekehrt. Die Verschiebung der Grenzen, der Rollentausch, die Verwandlung, die Maskierung, das Spiel im Spiel, ist ein tiefer Wesenszug aller barocken und romantischen Dichtung, und die Historiker, die an dieser Stelle nur die „abstoßende Umkehrung des natürlichen Verhältnisses der Geschlechter“ bemerken, werden damit der Dichtung nicht gerecht.

So wie die Rollen zwischen Mann und Frau getauscht werden, so vertauschen auch Mensch und Gott ihre Rollen. Adonis, der Mensch, ist der Spendende, der hier versagt. Venus, die Göttin, ist die Bittende, die aller Gottheit entkleidet wird und sich nur als leidender und handelnder Mensch zeigt. Hatte das frühe 16. Jahrhundert aus dem Menschen einen Heros gemacht, der in das Reich der Götter ragte und dessen Tat und Bedeutung ihn den Göttern gleichmachte, hatte es den Menschen vergöttlicht, so zeigt Shakespeare die vermenschlichte Göttin, die bei all ihrem Bemühen nur ein liebendes und leidendes Weib bleibt. Hatte die vergangene Epoche die Gestalt des autonomen Menschen geschaffen, der das Maß aller Dinge ist und der die Welt gestaltet, so zeigt Shakespeare hier, daß der Mensch nichts ist als der Spielball aller dunklen Mächte des Blutes. Hin und her gerissen von seinen Leidenschaften und der Vernichtung anheimfallend, offenbart er seine furchtbare Hilflosigkeit. Noch eine andere Art der Verwandlung ist es, die für Shakespeare charakteristisch ist und auch in diesem Gedicht zur Erscheinung kommt. Es ist dies der unmittelbare Wechsel von Scherz und Ernst, von Tragik und Komik. Man hat diesen Wechsel schon einmal als das Wesen der Romantik bezeichnet. Wir finden ihn im 17. Jahrhundert und der dieses

Jahrhundert vorbereitenden Zeit wieder. So dienen hier dem Dichter die beiden Schlußzeilen der Strophen häufig dazu, dem ernsten Pathos einen ironischen, fast sententiösen Schluß beizufügen:

Wer liebt, der weiß, die Zeit rennt ungenützt,
Wenn ihn nicht seine Zunge unterstützt —

oder

Die Liebe wirbt nicht, wie ein bleicher Schuft,
Nein, wo man trotzt, weht ihre wahre Luft.

Es ist dies ein eigenartiger Humor, ein Verlachen seiner selbst und dessen, was man liebt. So wie Venus im nächtlichen Walde nach Adonis ruft und vom Echo genarrt wird, oder wie sie an der Leiche des vom Eber getöteten Geliebten steht und nach dem ersten furchtbaren Entsetzen sich einredet, daß der Eber gar nicht Adonis töten, sondern vielmehr ihn küssen wollte:

An seiner Lende schnauft verliebt das Schwein,
Schlägt unachtsam den Fangzahn in ihn ein.

Nicht mehr die Darstellung von in sich ruhender Schönheit, von Gesetz und Maß wollte der Dichter geben, sondern bewegen und erschüttern wollte er, und die schnelle Aufeinanderfolge der Affekte schien ihm das beste Mittel.

Wurde hier der Mensch als ein Spielball der Schicksalsmächte gezeigt und hatte er seine autonome Stellung verloren, so war er mehr wie je einbezogen in das große Ganze der Natur. In der Renaissance war der Kosmos, die Natur, entdeckt worden, und der Mensch stand ihm als ein kraftvoller Gestalter gegenüber. Dadurch, daß er in der Lage war, die ewigen Gesetze zu ergründen, war er nicht nur ihr zugehörig, sondern gleichzeitig als Herrscher über sie gesetzt. Nun war er seiner Sonderstellung entrückt, und wie Tier und Pflanze, so wurde er der Landschaft eingeordnet. Das Thema des 16. Jahrhunderts war seine neue Entdeckung: ‚der Mensch' gewesen.

Nun mußte die Landschaft ein neues Stoffgebiet für Dichter und Künstler abgeben. Die Landschaft mit ihren unbestimmten Grenzen, ihren verfließenden Konturen begann ihren geheimnisvollen Reiz auf die Epoche auszuüben, sowie in der Betrachtung von Künstler und Dichter das Plastische zurücktrat, um dem Malerischen Platz zu machen. Die Landschaft war zugleich auch die sich ewig verwandelnde, die sich nie gleichbleibende. Die zarten Abschattungen, die Zwischentöne, das Dämmernde, die leisen Schwingungen wurden in ihr offenbar. Das musikalische Element, das der Musik im 17. Jahrhundert zu ihrer neuen ungeheuren Bedeutung verhelfen sollte, zog die Dichter zu ihr hin. So nimmt auch in „Venus und Adonis" das Landschaftliche einen großen Raum ein. Nicht nur die zahllosen Metaphern und Vergleiche sind der Landschaft entnommen, nein, vor allem die feierlichen Naturschilderungen, wie die der Nacht, der aufgehenden Sonne und, in der Klage der Venus, des durch das Land schreitenden Adonis, waren etwas, was die Zeitgenossen Shakespeares aufhorchen ließ und mit staunender Bewunderung erfüllte.

Und auch hier werden die Rollen vertauscht. Der Mensch wird verlandschaftlicht, die Landschaft vermenschlicht. Tier und Pflanze werden personifiziert. Das brünstige Roß und die Stute werden dem Menschen verglichen, und die Tiere werden mit rein menschlichen Attributen belegt. Vor allem aber — und das war für die Zeit das Neue, Bedeutsame — wird der Mensch zur Landschaft. Damit wurde die Menschengestalt ihrer natürlichen Grenzen beraubt und dehnte sich in die Unendlichkeit aus. Von einer ungeheuren Kühnheit aber, die nicht in der erotischen Wendung lag, sondern in der maßlosen Übersteigerung menschlicher Gestalt, war es, wenn nun Shakespeare Venus sprechen ließ:

> „Liebling," sprach sie, „ich halte dich umhüllt
> Von meines Leibs Gehege bleich und schön,

Ich will dein Park sein, und sei du mein Wild,
Gras', wo du willst, in Tälern und auf Höhn,
Auf meinen Lippen, und wenn die versiegen,
Schweif' tiefer, wo die muntren Quellen liegen."

Oder wenn von den Grübchen des Adonis gesagt wird:

Lieblichster Täler zauberhafte Rundung
Öffnet den Rachen, Venus zu verschlingen.

Oder wenn es schließlich von den kristallenen Tränen, die „zur süßen Bucht des Busens niedertropfen", heißt:

Durchs Fluttor rauscht der Silberregen nieder
Und öffnet es mit mächtgem Strome wieder.

Es war die maßlose Vergrößerung begrenzter Dinge, es war eine unaufhörliche Übersteigerung, die nicht mehr die Gegenstände dieser Erde, sondern die Unendlichkeit selber wollte. Die Antike und mit ihr die Renaissance hatte in Mensch und Gegenstand die Ewigkeit gefunden. Ewigkeit war ewiges Gesetz, das sich stets von neuem in den Dingen dieser Erde und vor allem im Menschen zeigte. So wurde der Augenblick heilig gesprochen, nicht um seiner Einmaligkeit, sondern um der Ewigkeit halber, in der er immer von neuem wiederkehrt. So wurde die Gestalt gepriesen, die aller Zeitlichkeit entrückt war, weil sie stets von neuem den ewigen Gott in sich trug. Nun dämmerte eine neue Welt herauf, und wie der Genius stets seiner Epoche weit voraus ist, so ragte Shakespeare in ein Jahrhundert hinein, das den Glauben an die schöne Form verlieren sollte, das die Gestalt durch Übersteigerung zertrümmerte und den ewigen Gott in der Unendlichkeit selber suchte.

Wie aber konnte dieser Unendlichkeitswille Form werden? Er mußte sich eine Sprache schaffen, die sich in ihrem Wesen völlig von der der vergangenen Epoche unterschied. So entstand eine Sprache, die die Dinge ihrer Gegenständlichkeit entkleidete, die sie „unwirklich" machte, die sie der Erde entrückte und deren Spiritualität sie in ein metaphysisches Reich

entführte. Eine solche Sprache wird metaphorisch. Eine Metapher jagt in „Venus und Adonis" die andere, und auch ihnen ist meist eine Übersteigerung eigen, die weniger den Gegenstand anschaulich macht, als vielmehr sich bemüht, auf das Gefühl des Lesers eine Wirkung auszuüben. So tritt an Stelle der Anschaulichkeit häufig die Abstraktion, und die Metapher erweckt nicht ein Bild, sondern wird zum Sinnbild:

Doch ist der Mund, des Herzens Anwalt, stumm,
So kommt sein Schützling vor Verzweiflung um.

Oder

Schmilzt schweres Herzblei durch der Augen Röte,
Daß so mich heißer Sehnsucht Tropfen töte.

Goethe hatte dies klar erkannt, als er von Shakespeare sagte: „daß er nicht für die Anschauung des Auges, sondern für den inneren Sinn durch Sprache wirke". Für sich aber hatte Goethe gefordert: Gegenständlichkeit! Brauchte er die Metapher, so sollte diese die Anschaulichkeit unterstützen und sie nicht etwa in Abstraktion auflösen, und er forderte einmal von der Dichtung, man solle nicht das Zeichen an Stelle des Wesens setzen! Die Sprache Shakespeares kommt hier nicht aus dem Organ irdischer Schau, dem Auge, sondern sie entspringt dem Ohr. Beim Tode des Adonis fragt Venus:

„Wer spricht Musik jetzt?"

Dies ist der Sinn des damaligen Spracherlebnisses: Sprache sollte Musik werden. Somit wurden auch ihre Grenzen zerstört, und als Nachklang von den Tönen dieser Erde wurde sie damit Organ der Unendlichkeit. Das musikalische Element war es, das die Zeitgenossen ergriff und das sie priesen, wenn sie von der „honigsüßen Sprache des Mr. Shakespeare" oder von den „zuckrigen Sonetten" sprachen. Nicht mehr plastische Tastbarkeit, nein, musikalische Empfindung sollte entscheidend werden. Aus diesem Willen heraus ist die metaphorische Sprache dieser Dichtung zu verstehen. Damit übernahm die

Sprache auch die Eigenheiten der Musik. Sie blieb nicht mehr gleichmäßig fließend, sondern wurde rhythmisch bewegt. Sie wechselte das Tempo und konnte leise beginnend ansteigen und schließlich, sich überstürzend, brausen und donnern, um endlich wieder allmählich abzuschwellen. Dies alles war nur durch Übersteigerung möglich. Die Sprache, die dadurch entstand, bezeichnet man als Schwulst.

Dieses neue musikalische Zeiterlebnis hatte um die Jahrhundertwende damals eine Welle im Gefolge, die sich über ganz Europa ausdehnte. In Italien nannte man sie Marinismus, in Spanien Gongorismus und in England Euphuismus. Euphuismus taufte man sie nach dem Roman des John Lylys „Euphues, oder die Anatomie des Witzes", ein Werk, das auch auf Shakespeare seinen großen Einfluß ausübte.

In die ruhig dahinfließende Sprache begann plötzlich Bewegung zu kommen. Das bewegte aktive Zeitwort und das farbige, schmückende Beiwort erhielten die größte Bedeutung. So wie die antikischen Säulen nun kreisende, wirbelnde Drehungen bekamen, so wie die linearen klaren Ornamente in schwellender Fülle überflossen, so wurde die Sprache schwellend, bewegt und überstürzend durch das Verbum, und das Epitheton mit seiner bunten Farbigkeit begann die Hauptrolle zu spielen. Das wichtigste Moment wurde die Antithese. Die Gegensätze schlossen sich nicht mehr versöhnt zusammen, sondern die Dissonanz zeigt sich in der sprachlichen Entgegensetzung. Verse wie die folgenden sind in ihrer antithetischen Stellung bedeutsam für die gesamte Dichtung der folgenden Epoche:

Die Liebe labt wie Sonnenschein nach Regen,
Bei Wollust bricht Gewittersturm ins Land;
Der Liebe Lenz bringt immer frischen Segen,
Wollust bringt Winter, eh der Sommer schwand:
Liebe hält Maß, die Lust als Schlemmer stirbt,
Liebe ist Wahrheit, Lust im Lug verdirbt.

Der Dualismus, der dem klassischen Ideal von der Einheit von Körper und Geist so sehr widerspricht, wird wie ein Schlüssel für die ganze Dichtung offenbar, wenn Venus von Adonis sagt:

> Hätt ich nicht Augen, würde meine Ohren
> Die innre Schönheit unsichtbar bewegen,
> Die äußre Schönheit, wär ich taub geboren,
> Wird alle meine Sinne tief erregen.

War vordem auch die Sprache in ihrem rhythmisch gleichmäßigen Verlauf, der gleichsam das ewige Gesetz in sich trug, der Zeit entrückt gewesen, so bekam sie nun ein progressives Gesicht in ihrem gesetzlos wechselnden Tempo und wurde damit ein Abbild der sich unendlich fortentwickelnden Zeit. Die Sprache war nicht mehr Ausdruck einer vorher schon klaren Gedankenfolge, sondern Sprache und Gedanke entwickelten sich beim Sprechen. Und wenn auch der Satz noch nicht seine hypotaktische Anordnung bekam wie in der darauffolgenden Zeit, so waren doch häufig in ihm Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft in Über-, Unter- und Nebenordnung eingeschachtelt. Dies alles ist Ausdruck der Zeitlichkeit. Sprache wurde dadurch nicht nur Ausdruck der sich schöpferisch entwickelnden, sondern auch der tötenden und vernichtenden Zeit. Dieser „Schwulst", von dem man auch in „Venus und Adonis" reden muß, entstammte einem tieftragischen Erlebnis, er erwuchs aus dem Leid, und so wurde sein Tonfall Pathos.

Man würde das Wesen dieses Gedichts — und damit das Phänomen Shakespeare — verkennen, wenn man dieses ganz der Dichtung des Barock einordnen würde. Vom 17. Jahrhundert ist es durch vieles getrennt. Neben der fieberhaft subjektiven Übersteigerung finden sich Schilderungen von überlegener Objektivität, — zwei Triebrichtungen in der Seele eines Dichters, die, ohne sich gegenseitig zu stören, in der Dichtung

nebeneinander herlaufen. Im 17. Jahrhundert sollte das ganz anders werden. Es wurden zwei unvereinbare getrennte Kunstwillen, deren einer etwa in den naturalistischen Schauspielen des Christian Weise, deren anderer in den pathetischen Dramen Lohensteins zum Ausdruck kam.

Kommt es Shakespeare auch darauf an, Affekte zu schildern und den Leser zu erschüttern, so verzichtet er doch darauf, eine Schilderung zu geben, die die Erschütterung auf das höchste, ja zum Grauen und Ekel getrieben hätte. So wird die Auffindung der Leiche des Adonis nur mit wenigen Worten beschrieben. Das 17. Jahrhundert hätte sich an dieser Stelle nicht versagt, den grauenhaften und fürchterlichen Zustand zu schildern, wenn es nicht schon die Tötung durch den Eber zum Gegenstand der Darstellung gemacht hätte. Bei Shakespeare findet hier jedoch dies alles, was in den Dramen des Barock stets in die grelle Bühnenbeleuchtung gerückt wurde, gleichsam hinter den Kulissen statt, und der Dichter begnügt sich, die Eindrücke in der Seele der Göttin zu schildern. In solchen Teilen der Dichtung liegt eine Weltbetrachtung, die weder durch das Pathos des irdischen Leides, noch durch den Rausch metaphysischer Lust sich von ihrem kühlen maßvollen Standpunkt vertreiben läßt.

Mag auch die Gepeitschtheit und die Übersteigerung stets zu spüren sein, so hat doch Shakespeare hier immer von neuem durch Verzicht auf das Irrationale, das nicht Form-, nicht Meßbare eine klare Gegenständlichkeit gefunden und die Leidenschaft des eigenen Herzschlags gemäßigt durch — Entsagung.

Eine Übertragung der Dichtung von dem Verfasser dieses Aufsatzes erschien in der Insel-Bücherei (Nr. 373). Der Übersetzer bemerkt dazu: „Meine Übersetzung bemüht sich, dem Gehalt und der Form des Originals gerecht zu werden. Sie versucht sich streng an das Vorbild zu halten und nicht nur den barocken Geist, sondern auch die Musikalität seiner

Form ins Deutsche zu transponieren. Es ist schon viel über die Schwierigkeit des Übertragens gesprochen worden, und man hat oft gezeigt, wie fern noch die beste Nachdichtung vom Original steht. Vor allem ist das Shakespeare-Englisch, das unendlich reich an Synonymen ist, viele einsilbige Worte und meist männliche einsilbige Reime hat, schwer ins Deutsche zu übertragen, ohne daß die Verse, in die so vieles hineingepackt werden muß, manchmal eine Gedrungenheit bekommen, die im Original nicht in diesem Maße vorhanden ist. Ich habe mich nicht gescheut, Verse, die bei anderen Übersetzern gut gelungen schienen, zu übernehmen, in dem Bewußtsein, daß eine gute Übersetzung einmalig ist. Unsere kleine Übersetzung von ‚Venus und Adonis' kann von sich sagen, daß sie nach Strenge gestrebt hat, sie bleibt sich aber stets bewußt, wie weit entfernt sie davon ist, das letzte Wesen des Originals den Deutschen vermitteln zu können."

* * *

ERNST BERTRAM

ZWEI GEDICHTE

aus dem „Nornenbuch"

JÜNGLINGE, tretet her. Zu hören ziemt.
Dies ist der letzte Ring, der uns umschließt.
Mit allen Schwingen saust ihr bald hinaus.
Dies ist die letzte Feier, die euch eint.

Jünglinge, horcht. Dies ist das letzte Land,
Des Scholle noch die mächtigen Horte hehlt,
Dies sind die letzten Wälder, drinnen ihr
Dem Wunderwilde noch begegnen könnt.

Schon scharrt der Huf. Ihr, wahrt im Aug den Traum.
Schon schnarrt der Ruf. Ihr, wahrt im Ohr das Lied,
Drin noch die Norne warnt: Jünglinge, wahrt
Das Feuer, das ihr seid. Rings ahn ich Asche.

*

NIMM den ganz verirrten Pilger auf,
Wärme seinen Fuß in deinen Händen,
Denn es sind die Könige auf der Flucht,
Und du weißt nicht, wer dir anpocht abends.

Nimm den schwer verwirrten Wandrer an,
Teile ihm dein Brot und deine Schale,
Denn es sind die Walter unterwegs,
Und du kannst nicht wissen, wen du tröstest.

Aus dem ganz verstaubten grauen Kleid,
Siehe, holt der späte Gast die Krone,
Und er fügt sie auf sein wirres Haar,
Deine Kinder fallen in die Kniee.

Denn du nahmst den König in dein Haus,
Und ein Wandrer schwindet in der Frühe:
Brüder sind der Pilger und der Fürst,
Wanderer und Walter sind Ein Blut.

* * *

EIN BRIEF WINCKELMANNS

Rom, den 8. Dec. 1762

An Friedrich Wilhelm Marpurg

Per tot discrimina rerum
Tendimus in Latium!

DU, der Du mir der einzige übrig geblieben bist, an welchen ich als Bruder schreibe! Von Dir glaubete ich, da uns Berge und Flüsse trennen, vergessen zu seyn, da mir Dein mir angenehmes Schreiben eingehändiget wurde. Ich habe es an Herz und Mund gedrücket, weil es von dessen Händen kommt, zu dem mich eine geheime Neigung zog in der ersten Blüthe unserer Jahre. Ich stelle mir, wie in einem Bilde, unsere ganze jugendliche Geschichte vor. Du verlangest, mein Schatz, meine

Lebensgeschichte zu wissen, und diese ist sehr kurz, weil ich dasselbe nach dem Genuß abmesse. M. Plautius, Consul, welcher über die Illyrier triumphiret hatte, ließ an sein Grabmal, welches sich ohnweit Tivoli erhalten hat, unter allen seinen angeführten Thaten setzen: vixit Ann. IX. Ich würde sagen: ich habe bis in das achte Jahr gelebet; dieses ist die Zeit meines Aufenthalts in Rom und in anderen Städten von Italien. Hier habe ich meine Jugend, die ich theils in der Wildheit, theils in Arbeit und Kummer verlohren, zurück zu rufen gesuchet, und ich sterbe wenigstens zufriedener; denn ich habe alles, was ich wünschte, erlanget, ja, mehr als ich denken, hoffen und verdienen konnte. Ich bin bei dem größten Cardinal und Enkel von Clemens XI. nicht zu dienen, sondern damit mein Herr sagen könne, daß ich ihm angehöre. Ich bin dessen Bibliothecarius; aber seine große und prächtige Bibliothek ist bloß zu meinem Gebrauche; ich genieße dieselbe für mich allein; ich bin mit aller Arbeit verschonet; ich thue nichts, als mit demselben ausfahren. Es kann keine Freundschaft genauer seyn, als das Verhältniß, worin ich mit demselben stehe, welches auch kein Neid, und nur der Tod allein trennen kann. Ihm offenbare ich die geheimsten Winkel meines Herzens, und ich genieße von seiner Seiten eben diese Vertraulichkeit. Ich schäze mich also vor einen von den seltenen Menschen in der Welt, welche völlig zufrieden sind und nichts zu verlangen übrig haben. Suche einen andern, welcher dieses von Herzen sagen kann! Bisher habe ich alle mir angetragene Stellen ausgeschlagen, weil für mein Alter gesorget ist in Dresden; denn Se. K. H. der Churprinz hat mir bereits vor vier Jahren die ansehnliche und ruhige Stelle eines Aufsehers über dessen Museum angetragen, und mir hierüber wiederholte Versicherungen gegeben, da man in Engelland an mich gedacht, wo ich neulich auch zum Mitgliede der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften bin ernennt worden. In dieser Absicht und

um mich an den Hof gebunden zu erhalten, genieße ich noch einen Theil meiner Pension, welche mir richtig aus den Händen des Königs selbst bis itzo ausgezahlet worden, ohnerachtet ich dieselbe ganz und gar selbst freywillig verbeten hatte, da ich vor vier Jahren meine itzige Stelle erhielt. Bis dahin lebte ich außer allem Verhältnisse, und ich hatte ein paar Jahre die Aufsicht über des Cardinals Archinto Bibliothek, ohne in Sold zu stehen, theils, weil ich es in dem völligen Genusse meiner Pension nicht nöthig hatte, theils, weil dieser Mann, welcher in Dresden das Werkzeug meiner Bekehrung war, nicht nach meinem Sinne geschnitten war, und vornehmlich, weil ich bloß als ein Königl. Pensionarius wollte geachtet werden. Ich genoß zu gleicher Zeit die Freundschaft des großen gelehrten Cardinals Passionei; ich erschien, wenn ich wollte, an dessen Tafel; ich fuhr mit demselben beständig aus, sowohl in der Stadt, als auf sein Landhaus, und diese Freundschaft hob mich in Rom und gab mir Credit. Sein Tod war mir ein großer Verlust. Vor vier Jahren war ich neun Monate zu Florenz, wohin ich berufen war, die Beschreibung der geschnittenen Steine des Baron Stosch zu machen. Ein halbes Jahr vorher that ich meine erste Reise nach Neapel, und von da bis nach Taranto; den vergangenen Winter that ich dieselbe zum zweytenmahle, mit dem Cammerherrn von Brühl, welchem ich das Send-Schreiben von den Herculanischen Entdeckungen geschrieben habe. Diese künftige Fasten werde ich zum drittenmahle dahin gehen bis nach Ostern, und in einer angenehmen Gesellschaft werde ich Deine Gesundheit in dem besten Syracuser ausbringen. Meine vorige Geschichte nehme ich kurz zusammen. In Seehausen war ich achthalb Jahre, als Conrector an der dasigen Schule. Bibliothecarius des Herrn Grafen von Bünau bin ich ebensolange gewesen [dieses ist unrichtig, denn er war es nur sechs Jahr], und ein Jahr lebte ich in Dresden vor meiner Reise. In dieser Zeit that ich in gewissen

eigenen Angelegenheiten, binnen zwey Monate, zweymahl eine Reise nach Potsdam; und der Freund, den ich besuchte, gab mir nicht Zeit Berlin zu sehen. Wenn die Sachen in Deutschland ein besser Ansehen gewinnen, werde ich eine Reise durch die Schweiz nach Sachsen thun; aber nach Rom zurückgehen, bis ich dasjenige, was ich angefangen habe, endige. Meine größte Arbeit ist bisher die Geschichte der Kunst des Alterthums, sonderlich der Bildhauerey, gewesen, welche diesen Winter gedruckt wird. Ferner ist ein Italiänisches Werk, wozu über hundert Kupfer von mir entworfen, unter dem Titel: Erklärung schwerer Punkte in der Mythologie, den Gebräuchen der alten Geschichte, alles aus unbekanter Denkungsart des Alterthums, welche hier zum erstenmahl erscheinen werden. Dieses Werk in Folio lasse ich auf eigene Kosten in Rom drucken. Beyläufig arbeite ich an einer Allegorie für Künstler.

Dieses ist das Leben und die Wunder Johann Winckelmanns, zu Stendal in der Altmark, zu Anfang des 1718. Jahrs geboren! Meine Nebenstunden wende ich auf die Arabische Sprache und eine Sammlung von Alterthümern, von Münzen und von Kupfern, damit ich künftig ferner von den hiesigen Schätzen etwas zum Spielwerk habe. Ich wünsche Dir, daß Du zu der Zufriedenheit gelangen mögest, die ich hier genieße und genossen habe, und bin beständig

Dein getreuer Freund und Bruder Winckelmann.

Aus der von Hermann Uhde-Bernays herausgegebenen zweibändigen Auswahl von Winckelmanns kleinen Schriften und Briefen.



Gustave Doré: Vignette zu Balzacs „Contes drôlatiques“

JOHANN JAKOB WILHELM HEINSE

APHORISMEN

Als Vorläufer zu dem achten Bande unserer Heinse-Ausgabe erscheint in der Insel-Bücherei eine ebenfalls von Albert Leitzmann besorgte Auswahl aus den Aphorismen. Ihr ist die folgende Zusammenstellung entnommen.

WER auf die Sitten wirken will, muß seine Sätze zur Religion machen. Alles andre, was die besten Schriftsteller sagen, geht zu einem Ohr hinein und zum andern wieder heraus.

*

Die Menschen gehen jeden am nächsten an. Es ist schön und groß, sie von Übeln zu befreien und das Gute für jedes an die Stelle zu setzen.

*

Der Mensch weiß nie recht, was er will; und wenn er einmal hat, was er gewollt hat: so sieht er, daß es das nicht war. Und so geht all unser Bestreben ins Unendliche. Wir sind nie groß und glücklich, außer wenn wir aus uns selbst verschwinden. O Plato! du hattest recht: Wir sind gefangne Gottheiten. Wohl dem, der seinen Kerker bald durchbrochen.

*

Wenn wir tot sind: sind wir weniger als ein neugebornes Kind; und vielleicht mehr als Mensch.

*

Jeder große Greis ist großer Dichter. Er sieht aus der Gegenwart in die Vergangenheit und Zukunft.

*

Der wahre Mensch ist immer traurig; seine Freuden sind Blitz in Nacht.

*

Das Leben unter vielen Menschen ist ein Gemisch von tausend verschiedenen Lichtern. Wessen Auge, der Natur getreu, nur an eins gewöhnt ist, der wird darin, je schärfer er sieht,

desto blinder; wenigstens tun ihm dabei die Augen so weh, daß sie ihm aus dem Kopfe springen möchten.

*

Die unmerklichste Veränderung fühlen, das ist das sicherste Zeichen von gutem Geschmack, philosophischem Geist und Genie; kurz, die sicherste Probe von dem lebendigsten Leben.

*

Mit der ersten Jugend ist der beste Umgang; alle Erwachsenen haben entweder Prätensionen, oder stellen sich wenigstens so an, und dies verbittert die herzliche Freude.

*

Die Gegenwart in ihrer ganzen Fülle zu empfinden, zu genießen, ist schön und macht lebendig. Sie aber mit der Vergangenheit und Zukunft zu beherrschen, macht groß auf die Dauer, gibt Besitz und erhebt den Menschen über das Tier.

*

Der Grundtrieb der Geselligkeit ist nicht bloß, mit den Menschen zu plaudern und sich die Zeit zu vertreiben, sondern mit allen Menschen ein Ganzes zu machen, wenigstens mit den Menschen, die um uns sind, wenigstens mit denen, die einerlei Interesse mit mir haben. Endlich der Trieb, durch das Geschlecht unsterblich zu werden, da, es persönlich zu sein, der Natur der Dinge nach nicht möglich ist.

*

Die Natur leidet allezeit durch den Mangel der Nahrung, die ihr durch die Unnatur entzogen wird.

*

Glückselig sein und moralisch handeln sind zwei verschiedene Sachen, wenn man nicht um bloße Wörter streiten will. Glückseligsein bezieht sich auf den einzelnen Menschen; moralisch handeln auf mehrere, aufs Ganze. Ein Dieb, ein Räuber, ein Mädchenschänder, ein Ehebrecher kann glückselig sein; aber er handelt nicht moralisch. Ein Held, der fürs Vaterland streitet

und dem Arm und Beine abgeschossen werden, handelt moralisch, aber er ist nicht glückselig; wenn auch sogar seine Partei den Sieg davontragen sollte. Einer, der köstliche Weine zecht und köstliche Speisen ißt, befindet sich sehr wohl, handelt aber deswegen nicht moralisch. Für moralisch Handeln und für Glückseligwerden gehören also auch verschiedene Principia. Der Gesetzgeber, Staatsmann betreibt das erstere; Arzt, Koch und Ökonom das andre. Der Philosoph beides.

Wie man moralisch leben müsse, das ist nicht schwer zu finden, wenigstens in den meisten Fällen; aber den Reiz, den Trieb, den innerlichen Zwang dazu in den Menschen zu erregen, das ist das schwere Problem. Es ist eben die höchste Vollkommenheit für Geselligkeit; eine Virtuosität, die durch die Übung erlernt werden muß, wie jede andre. Und wenn man sie hat, wird man auch dadurch, wie durch viele andre Virtuositäten bei der Ausübung glücklich. Das ist denn die Tugend *κατ' ἐξοχην*. Sie ist weder Gerechtigkeit noch Tapferkeit, noch Mäßigkeit noch Klugheit, sondern sie ist die Tugend für menschliche Gesellschaft. Ich kann z. B. sehr unmäßig sein, mich zuschanden fressen und saufen, und doch ein vortrefflicher moralischer Mensch sein.

Der gesunde Menschenverstand gibt dies auch überall zu.

*

Glücklich, glückselig zu werden, darnach streben alle Menschen. Moralisch zu werden, daran denken sie nur, insofern es zu ihrer Glückseligkeit beiträgt; außer daß manche Wohlgeborne der natürliche Trieb zur Geselligkeit nach und nach dahin leitet.

Vorschriften, Lehren dazu müssen leicht und reizend sein. Sobald sie schwerfällig, düster sind, den größern Trieb zur Glückseligkeit hart angreifen, fruchten sie wenig oder scheuchen gar zurück. Man muß beide Triebe vermählen, in angenehme Verbindung bringen.

Dies hat auch einige Philosophen verleitet, die Glückseligkeit zum Prinzip der Moral zu machen.

*

Mit mehrern ein größeres und schöneres Ganzes auszumachen, als man selbst ist, das ist das Prinzip der Moral.

Epaminondas mit Theben macht ein herrlicheres Ganzes aus, als wenn er allein oder auch nur mit einem Weibe auf einer Insel im weiten Ozean von allen übrigen Menschen abgesondert lebte.

Scipio, der eine Armee Römer anführt, ist so in seiner Person stärker als jeder Löwe und Elefant.

Um dieses vortrefflich zu können, müssen beide moralische Menschen sein. Glücklich oder unglücklich? Davon ist hier noch nicht die Rede. Sie erhöhen ihr Wesen. Sie können unglückseliger, aber auch viel glückseliger werden, als wenn sie unmoralisch allein für sich abgesondert geblieben wären. Sowie wir auf die Welt kommen, ist schon Glück und Unglück für uns Kleine aufs Spiel gesetzt. Also auch im großen, im moralischen Menschen oder in Gesellschaft.

Jeder einzelne muß Ton und Melodie zum großen Chore der Gesellschaft machen; und das Gefühl erheischt, daß er, daß sie passe und Harmonie mache, in wohlstimmendem Verhältnis sei.

*

Wenn ich die Unmöglichkeit oder die Schwierigkeit einsehe, mit mehrern ein größres und schöneres Ganzes zu machen, als ich allein bin: dann zieh ich mich in mich selbst zurück, wenn ich gescheit bin. So klagt z. B. Rousseau. Dies ist der Fall in allen schlechten Staatsverfassungen. Deswegen waren die Athenienser, die Spartaner, die Römer so treffliche moralische Menschen. Deswegen sind es die Neuern so wenig.

Wenn einer nicht einmal eine gute Ehe eingehen kann, wie will dieser ein vortrefflicher moralischer Mensch werden?

Ein Offizier kann es heutiges Tages noch am ersten werden, so hart auch der Soldatenstand ist. Die Elemente zu einem obgleich kleinen Ganzen sind doch da. Buonaparte kann deswegen immer ein vortrefflicherer Vorsteher sein als die elenden Advokaten, die mit nichts als Zwietracht beschäftigt waren.

Jeder, der ein Amt hat, muß auch ein moralischer Mensch sein, oder er übt es schlecht aus.

Kleine Staaten sind besser für die Moralität als ungeheure; weil ein Ganzes leichter da werden kann.

Die Moralität ist das Maß, wie groß ein Staat sein kann.

Die Moralität gegen Menschen, mit welchen ich kein Ganzes ausmachen kann, ist immer sehr seicht.

*

Die Schönheit ist die am besten verarbeitete Materie für jede Form.

* * *

STEFAN ZWEIG

DER KAMPF MIT DEM DÄMON

Hölderlin — Kleist — Nietzsche

Die Einleitung zu dem soeben erschienenen Buche gleichen Titels.

DIE drei heroischen Gestalten Hölderlins, Kleistens und Nietzsches haben eine sinnfällige Gemeinsamkeit schon im äußern Lebensschicksal: sie stehen gleichsam unter demselben horoskopischen Aspekt. Alle drei werden sie von einer übermächtigen, gewissermaßen überweltlichen Macht aus ihrem eigenen warmen Sein in einen vernichtenden Zyklon der Leidenschaft gejagt und enden vorzeitig in einer furchtbaren Verstörung des Geistes, einer tödlichen Trunkenheit der Sinne, in Wahnsinn oder Selbstmord. Unverbunden mit der Zeit, unverstanden von ihrer Generation, schießen sie meteorisch mit kurzem strahlenden Licht in die Nacht ihrer Sendung. Sie selbst wissen nicht um ihren Weg, um ihren Sinn, weil sie nur

vom Unendlichen her in Unendliches fahren: kaum streifen sie in jähem Sturz und Aufstieg ihres Seins an die wirkliche Welt. Etwas Außermenschliches wirkt in ihnen, eine Gewalt über der eigenen Gewalt, der sie sich vollkommen verfallen fühlen: sie gehorchen nicht (schreckhaft erkennen sie es in den wenigen wachen Minuten ihres Ich) dem eigenen Willen, sondern sind Hörige, sind (im zwiefachen Sinne des Worts) Besessene einer höheren Macht, der dämonischen.

Dämonisch: das Wort ist durch so viele Sinne und Deutungen gewandert, seit es aus der mythisch-religiösen Uranschauung der Antike bis in unsere Tage kam, daß es not tut, ihm eine persönliche Deutung aufzuprägen. Dämonisch nenne ich die ursprünglich und wesenhaft jedem Menschen eingeborene Unruhe, die ihn aus sich selbst heraus, über sich selbst hinaus ins Unendliche, ins Elementarische treibt, gleichsam als hätte die Natur von ihrem einstigen Chaos ein unveräußerliches unruhiges Teil in jeder einzelnen Seele zurückgelassen, das mit Spannung und Leidenschaft zurück will in das übermenschliche, übersinnliche Element. Der Dämon verkörpert in uns den Gärungsstoff, das aufquellende, quälende, spannende Ferment, das zu allem Gefährlichen, zu Übermaß, Ekstase, Selbstentäußerung, Selbstvernichtung das sonst ruhige Sein drängt; in den meisten, in den mittleren Menschen wird nun dieser kostbar-gefährliche Teil der Seele bald aufgesogen und aufgezehrt; nur in seltenen Sekunden, in den Krisen der Pubertät, in den Augenblicken, da aus Liebe oder Zeugungsdrang der innere Kosmos in Wallung gerät, durchwaltet dies Heraus-aus-dem-Leibe, dies Überschwengliche und Selbstentäußernde ahnungsvoll selbst die bürgerlich banale Existenz. Sonst aber ersticken die gemessenen Menschen in sich den faustischen Drang, sie chloroformieren ihn mit Moral, betäuben ihn mit Arbeit, dämmen ihn mit Ordnung: der Bürger ist immer Urfeind des Chaotischen, nicht nur in der Welt, sondern auch in

sich selbst. Im höheren Menschen aber, besonders im produktiven, waltet die Unruhe schöpferisch fort als ein Ungenügen an den Werken des Tages, sie schafft ihm jenes „höhere Herz, das sich quält" (Dostojewski), jenen fragenden Geist, der über sich selbst hinaus eine Sehnsucht dem Kosmos entgegenstreckt. Alles, was uns über unser Eigenwesen, unsere persönlichen Interessen spürerisch, abenteuerlich ins Gefährliche der Frage hinaustreibt, danken wir dem dämonischen Teile unseres Selbst. Aber dieser Dämon ist nur insolange eine freundlich fördernde Macht, als wir ihn bewältigen, als er uns dient zu Spannung und Steigerung: seine Gefahr beginnt, wo diese heilsame Spannung zu Überspannung wird, wo die Seele dem aufrührerischen Trieb, dem Vulkanismus des Dämonischen, verfällt. Denn der Dämon kann seine Heimat, sein Element, die Unendlichkeit, nur dadurch erreichen, daß er mitleidlos das Endliche, das Irdische, also den Leib, in dem er wohnhaft weilt, zerstört: er hebt an mit Erweiterung, aber drängt zur Zersprengung. Darum füllt er Menschen, die ihn nicht rechtzeitig zu bändigen wissen, erfüllt er die dämonischen Naturen mit fürchterlicher Unruhe, reißt ihnen das Steuer ihres Willens übermächtig aus den Händen, daß sie, willenlos Getriebene, nun in dem Sturm und gegen die Klippen ihres Schicksals taumeln. Immer ist Lebensunruhe das erste Wetterzeichen des Dämonischen, Unruhe des Blutes, Unruhe der Nerven, Unruhe des Geistes (weshalb man auch jene Frauen die dämonischen nennt, die Unruhe, Schicksal, Verstörung um sich verbreiten). Immer umschwebt das Dämonische ein Gewitterhimmel von Gefahr und Gefährdung des Lebens, tragische Atmosphäre, Atem von Schicksal.

So gerät jeder geistige, jeder schöpferische Mensch unverweigerlich in den Kampf mit seinem Dämon, und immer ist es ein Heldenkampf, immer ein Liebeskampf: der herrlichste der Menschheit. Manche erliegen seinem hitzigen Andrängen wie

das Weib dem Manne, sie lassen sich vergewaltigen von seiner übermächtigen Kraft, sie fühlen sich selig durchdrungen und überströmt vom fruchtbaren Element. Manche bändigen ihn und zwingen seinem heißen zuckenden Wesen ihren kalten, entschlossenen, zielhaften Manneswillen auf: durch ein Leben hin währt oft eine solche feindlich-glühende, liebevoll-ringende Umschlingung. Im Künstler nun und in seinem Werke wird dieses großartige Ringen gleichsam bildhaft: bis in den letzten Nerv seines Schaffens zittert der heiße Atem, die sinnliche Vibration der Brautnacht des Geistes mit seinem ewigen Verführer. Nur im Schöpfer vermag sich das Dämonische aus dem Schatten des Gefühles in Sprache und Licht zu ringen, und am deutlichsten erkennen wir seine leidenschaftlichen Züge in jenen, die ihm erliegen, im Typus des vom Dämon hinabgerissenen Dichters, für den ich hier die Gestalten Hölderlins, Kleistens und Nietzsches als die sinnvollsten der deutschen Welt gewählt habe. Denn wenn der Dämon selbstherrlich in einem Dichter waltet, ersteht in flammenhaft aufschießender Steigerung auch ein besonderer Typus der Kunst: Rauschkunst, exaltiertes, fieberhaftes Schaffen, spasmische, überwallende Aufschwünge des Geistes, Krampf und Explosion, Orgiasmus und Trunkenheit, die *μανια* der Griechen, die heilige Raserei, die sonst nur dem Prophetischen, dem Pythischen innewohnt. Das Maßlose, das Superlativistische ist immer das erste untrügbare Merkzeichen dieser Kunst, das ewige Sich-überbietenwollen in ein Letztes hinein, in jene Unendlichkeit, der das Dämonische als in seine urweltliche Natur heimatlich entgegendrängt. Hölderlin, Kleist und Nietzsche sind von diesem promethidischen Geschlecht, das feurig die Grenzen des Lebens durchstößt, rebellisch die Formen durchdringt und im Übermaß der Ekstase sich selbst vernichtet: aus ihrem Auge flackert sichtbar der fremde fiebrige Blick des Dämons, und er spricht von ihrer Lippe. Ja, er spricht sogar, da diese Lippe schon

stumm und ihr Geist erloschen ist, noch aus ihrem zerstörten Leib: nirgends wird der furchtbare Gast ihres Wesens sinnlich wahrnehmbarer, als da ihre Seele, von übermächtiger Spannung auseinandergequält, zerreißt und man nun wie durch einen Spalt hinabsieht bis in das innerste Geklüft, wo der Dämon haust. Gerade im Untergang ihres Geistes wird die sonst bluthaft verborgene dämonische Macht in allen dreien plötzlich plastisch offenbar.

Um diese geheimnisvolle Wesenheit des vom Dämon übermannten Dichters, um das Dämonische selbst ganz deutlich zu machen, habe ich unsichtbar einen Gegenspieler den drei tragischen Helden entgegengestellt. Aber der wahre Widerpart des dämonisch beflügelten Dichters ist durchaus nicht etwa der undämonische: es gibt keine große Kunst ohne Dämonie, ohne das der Urmusik der Welt entflüsterte Wort. Niemand hat dies gültiger bezeugt als der Erzfeind alles Dämonischen, der auch im Leben Kleisten und Hölderlin hart abwehrend gegenüberstand, als Goethe, da er zu Eckermann über das Dämonische sagt: „Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu ... steht in niemandes Gewalt und ist über alle irdische Gewalt erhaben.“ Es gibt keine große Kunst ohne das Inspirative, und alles Inspirative strömt wieder aus einem unbewußten Jenseits, einem Wissen über der eigenen Wachheit. Als den wahren Widerpart des exaltativen, des von seinem Überschwang sich selbst entrissenen Dichters, des göttlich Maßlosen, sehe ich den Herrn seines Maßes, den Dichter, der die ihm verliehene dämonische Macht mit dem irdisch ihm verliehenen Willen bändigt und zielhaft macht. Denn das Dämonische, zwar die herrlichste Kraft und Urmutter aller Schöpfung, ist vollkommen richtungslos: es zielt einzig ins Unendliche, in das Chaos zurück, dem es entstammt. Und eine hohe, gewiß nicht geringere Kunst als die der Dämonischen entsteht, wenn ein Künstler diese Urmacht menschlich bemeistert, wenn

er ihr Maß im Irdischen und Richtung nach seinem Willen gibt, wenn er die Poesie im Sinne Goethes „kommandiert“ und das „Inkommensurable“ in gestalteten Geist verwandelt. Wenn er Herr des Dämons wird und nicht sein Knecht.

Goethe: damit ist nun schon der Name für den polaren Typus ausgesprochen, dessen Gegenwart sinnbildlich dies Buch durchwaltet. Goethe war nicht nur als Naturforscher, als Geologe „Gegner aller Vulkanität“ — auch in der Kunst hat er das Evolutive über das Eruptive gestellt und alles Gewaltsam-Krampfhafte, alles Vulkanische, kurz, alles Dämonische mit einer bei ihm seltenen und geradezu erbitterten Entschiedenheit bekämpft. Und durch nichts mehr als durch diese Erbitterung der Abwehr verrät er, daß auch ihm der Kampf mit dem Dämon das entscheidende Existenzproblem seiner Kunst gewesen ist. Denn nur wer dem Dämon inmitten seines Lebens begegnet, wer ihm schauernd ins medusische Auge gesehen, wer ihn erfahren in seiner ganzen Gefahr, nur der kann ihn dermaßen als fürchterlichen Feind empfinden. Irgendwo im Dickicht seiner Jugend muß Goethe dem Gefährlichen einmal Stirn an Stirn zu einer Entscheidung über Leben oder Tod gegenübergestanden haben — Werther bezeugt es, in dem er Kleistens und Tassos, in dem er Hölderlins und Nietzsches Schicksal prophetisch von sich fortgestaltet hat! Und von dieser schreckhaften Begegnung her ist Goethe ein ganzes Leben lang eine erbitterte Ehrfurcht, eine unverhohlene Furcht vor der tödlichen Kraft seines großen Gegners geblieben. Mit magischem Blick erkennt er den Blutfeind in jeder Gestalt und Verwandlung: in Beethovens Musik, in Kleistens Penthesilea, in Shakespeares Tragödien (die er schließlich nicht mehr aufzuschlagen vermag: „es würde mich zerstören“), und je mehr sein Sinn auf Gestaltung und Selbsterhaltung gerichtet ist, um so sorglicher, um so ängstlicher weicht er ihm aus. Er weiß, wie es endet, wenn man sich dem Dämon hingibt, darum wehrt er sich,

darum warnt er vergeblich die andern: Goethe verbraucht ebensoviel heroische Kraft, um sich zu erhalten, wie die Dämonischen, um sich zu verschwenden. Auch ihm geht es in diesem Ringen um eine höchste Freiheit: er kämpft um sein Maß wider das Maßlose, um seine Vollendung, indes jene einzig um die Unendlichkeit.

Nur in diesem Sinne habe ich, nicht in dem einer (im Leben zwar vorhandenen) Rivalität, Goethes Gestalt gegen die drei Dichter und Diener des Dämons gestellt: ich glaubte einer großen Gegenstimme zu bedürfen, damit nicht das Exaltative, das Hymnische, das Titanische, das ich in Kleist, Hölderlin und Nietzsche darstellend verehre, als die einzige oder als die sublimste Kunst im Sinne eines Werts erscheine. Gerade ihr Widerspiel innerhalb einer gleich göttlichen Sphäre des Genius will mir als ein geistiges Polaritätsproblem höchsten Ranges erscheinen; so mag es nicht überflüssig sein, wenn ich diese immanente Antithese in einigen ihrer Beziehungen übersichtlich abwandle. Denn beinahe mathematisch formelhaft setzt sich diese Kontrastierung aus der umfassenden Form bis in die kleinsten Episoden ihres sinnlichen Lebens fort: nur der Vergleich zwischen Goethe und den dämonischen Widerpartnern gibt, als ein Vergleich der höchsten Wertformen des Geistes, Licht bis in die Tiefe des Problems.

Was zunächst an Hölderlin, Kleist und Nietzsche sinnfällig wird, ist ihre Unverbundenheit mit der Welt. Wen der Dämon in der Faust hat, den reißt er vom Wirklichen los. Keiner der drei hat Weib und Kind (ebensowenig wie ihre Blutsbrüder Beethoven und Michelangelo), keiner Haus und Habe, keiner dauernden Beruf, gesichertes Amt. Sie sind nomadische Naturen, Vaganten in der Welt, Außenseiter, Sonderbare, Mißachtete und leben eine vollkommen anonyme Existenz. Sie besitzen nichts im Irdischen: weder Kleist, noch Hölderlin, noch Nietzsche haben jemals ein eigenes Bett gehabt, nichts ist ihnen

zu eigen, sie sitzen auf gemietetem Sessel und schreiben an gemietetem Tisch und wandern von einem fremden Zimmer in ein anderes. Nirgends sind sie verwurzelt, selbst Eros vermag nicht dauernd zu binden, die sich dem eifersüchtigen Dämon vergattet. Ihre Freundschaften werden brüchig, ihre Stellungen zerstieben, ihr Werk bleibt ohne Ertrag: immer stehen sie im Leeren und schaffen ins Leere. So hat ihre Existenz etwas Meteorisches, etwas von unruhig kreisenden stürzenden Sternen, indes jene Goethes eine klare geschlossene Bahn zieht. Goethe wurzelt fest, und immer tiefer, immer breiter greifen seine Wurzeln aus. Er hat Weib und Kind und Enkel, Frauen umblühen sein Leben, eine kleine, aber sichere Zahl von Freunden umsteht jede seiner Stunden. Er wohnt im weiten wohlhabenden Haus, das sich mit Sammlungen und Seltenheiten füllt, er wohnt im warmen schützenden Ruhm, der mehr als ein halbes Jahrhundert seinen Namen umfängt. Er hat Amt und Würde, ist Geheimrat und Exzellenz, alle Orden der Erde blitzen von seiner breiten Brust. Bei ihm wächst ständig die irdische Schwerkraft, so wie bei jenen die geistige Flugkraft, und so wird sein Wesen immer welthafter mit den Jahren (indes jene immer flüchtiger, immer unsteter werden und wie gejagte Tiere über die Erde rennen). Wo er steht, ist das Zentrum seines Ich und zugleich der geistige Mittelpunkt der Nation: von festem Punkte, ruhend-tätig umfaßt er die Welt, und seine Verbundenheit reicht weit hinweg über die Menschen, sie greift hinab zu Pflanze, Tier und Stein und vermählt sich so dem Element.

So steht der Herr des Dämons am Ende seines Lebens mächtig im Sein (indes jene zerrissen werden wie Dionysos von der eigenen Meute). Goethes Existenz ist eine einzige strategische Weltgewinnung, während jene in heldischen, aber niemals planhaften Kämpfen von der Erde abgedrängt werden und ins Unendliche flüchten. Sie schwingen sich immer wieder gewaltsam

auf, um dem Überweltlichen vereint zu sein; Goethe braucht nicht mit einem Schritt die Erde zu verlassen, um die Unendlichkeit zu erreichen: langsam, geduldig zieht er sie an sich. Seine Methode ist derart eine durchaus kapitalistische: er legt jedes Jahr ein gemessenes Teil Erfahrung als geistigen Gewinn sparend zurück, den er am Jahresende als sorgfältiger Kaufmann dann ordnend in seinen „Tagebüchern" und „Annalen" registriert, sein Leben trägt Zins wie der Acker die Frucht. Jene aber wirtschaften wie Spieler, immer werfen sie, in einer herrlichen Gleichgültigkeit gegen die Welt, ihr ganzes Sein, ihre ganze Existenz auf eine Karte, Unendliches gewinnend, Unendliches verlierend — das Langsame, das Sparbüchsenhafte des Gewinns ist dem Dämon verhaßt. Erfahrungen, die einem Goethe das Wesenhafte des Daseins bedeuten, haben für sie keinen Wert: so lernen sie nichts an ihren Leiden als verstärktes Gefühl und gehen als Schwärmer, als heilig Fremde sich selber verloren. Goethe aber ist der ständig Lernende, das Buch des Lebens für ihn eine unablässig aufgeschlagene Aufgabe, die gewissenhaft, Zeile um Zeile, mit Fleiß und Ausdauer bewältigt werden will: ewig fühlt er sich schülerhaft, und spät erst wagt er das geheimnisvolle Wort:

„Leben hab ich gelernt, fristet mir, Götter, die Zeit."

Sie aber finden das Leben weder erlernbar noch lernenswert: ihre Ahnung höheren Seins ist ihnen mehr als alle Apperzeption und sinnliche Erfahrung. Was ihnen der Genius nicht schenkt, ist ihnen nicht gegeben. Nur von seiner strahlenden Fülle nehmen sie ihr Teil, nur von innen, von dem aufgehitzten Gefühl lassen sie sich steigern und spannen. So wird Feuer ihr Element, Flamme ihr Tun, und dies Feurige, das sie erhebt, zehrt ihnen das ganze Leben weg. Kleist, Hölderlin, Nietzsche sind verlassener, erdfremder, einsamer am Ende ihres Daseins als am Anbeginn, indes bei Goethe zu jeder

Stunde der letzte Augenblick der reichste ist. Nur der Dämon in ihnen wird stärker, nur das Unendliche durchwaltet sie mehr: es ist Armut an Leben in ihrer Schönheit und Schönheit in ihrer Armut an Glück.

Aus dieser durchaus polaren Einstellung ins Leben ergibt sich bei innerster Verwandtschaft im Genius ihr verschiedenes Wertverhältnis zur Wirklichkeit. Jede dämonische Natur verachtet die Realität als eine Unzulänglichkeit, sie bleiben — Hölderlin, Kleist, Nietzsche, jeder in einer andern Weise — Rebellen, Aufrührer und Empörer gegen die bestehende Ordnung. Lieber zerbrechen sie, als daß sie nachgeben; bis ins Tödliche, bis in die Vernichtung treiben sie ihre unbeirrbare Intransigenz. Dadurch werden sie (prachtvolle) tragische Charaktere, ihr Leben eine Tragödie. Goethe dagegen — wie deutlich war er über sich selbst! — vertraut Zelter an, er fühle sich nicht zum Tragiker geboren, „weil seine Natur konziliant sei". Er will nicht wie jene den ewigen Krieg, er will — als „erhaltende und verträgliche Kraft", die er ist — Ausgleich und Harmonie. Er unterordnet sich mit einem Gefühl, das man nicht anders als Frommheit nennen kann, dem Leben als der höheren, der höchsten Macht, die er in allen Formen und Phasen verehrt („wie es auch sei, das Leben, es ist gut"). Nichts nun ist diesen Gequälten, Gejagten, Getriebenen, den vom Dämon durch die Welt Gerissenen fremder, als der Wirklichkeit solch hohen Wert oder überhaupt irgendeinen zu geben: sie kennen nur die Unendlichkeit, und als einzigen Weg, sie zu erreichen, die Kunst. Darum stellen sie die Kunst über das Leben, die Dichtung über die Realität, sie hämmern sich wie Michelangelo durch die tausend Steinblöcke blindwütig, finsterglühend, in immer fanatischerer Leidenschaft durch den dunklen Stollen ihres Daseins dem funkelnden Gestein entgegen, das sie tief unten in ihren Träumen fühlen, indes Goethe (wie Leonardo) die Kunst nur als einen Teil, als eine der tausend schö-

nen Formen des Lebens fühlt, die ihm teuer ist wie die Wissenschaft, wie die Philosophie, aber doch nur Teil, ein kleiner wirkender Teil seines Lebens. Darum werden die Formen der Dämonischen immer intensiver, jene Goethes immer extensiver. Sie verwandeln ihr Wesen immer mehr in eine großartige Einseitigkeit, eine radikale Unbedingtheit, Goethe das seine in eine immer umfassendere Universalität.

Durch diese Liebe zum Dasein zielt alles beim antidämonischen Goethe auf Sicherheit, auf weise Selbsterhaltung. Durch diese Verachtung des realen Daseins drängt alles bei den Dämonischen zu Spiel, zu Gefahr, zu gewaltsamer Selbsterweiterung, und endet in Selbstvernichtung. Wie bei Goethe alle Kräfte zentripetal, also vom Äußern zum Mittelpunkt hin sich sammeln, so wirkt bei jenen der Machtdrang zentrifugal, aus dem innern Kreis des Lebens herausdrängend und ihn unvermeidlich zerreißend. Und dies Ausfließen — dies Überfließenwollen ins Gestaltlose, in den Weltraum, sublimiert sich am sichtlichsten in ihrer Neigung zur Musik. Dort vermögen sie ganz uferlos, ganz formlos sich auszuströmen in ihr Element: gerade im Untergang geraten Hölderlin und Nietzsche, ja sogar der harte Kleist in ihre Magie. Verstand löst sich vollkommen in Ekstase, die Sprache in den Rhythmus: immer (auch bei Lenau) umbrandet Musik den Einsturz des dämonischen Geistes. Goethe dagegen hat eine „vorsichtige Haltung“ zur Musik: er fürchtet ihre verlockende Kraft, den Willen ins Wesenlose abzuziehen, und dämmt sie in seinen starken Stunden (selbst Beethoven) gewaltsam zurück: nur in der Stunde der Schwachheit, der Krankheit, der Liebe ist er ihr offen. Sein wahres Element aber ist Zeichnung, ist Plastik, alles was feste Formen bietet, was Schranken stellt gegen das Vage, das Gestaltlose, alles, was das Zerfließen, Zergehen, Entströmen der Materie hemmt. Lieben jene das, was entbindet, in eine Freiheit führt, ins Chaos des Gefühls zurück, so greift sein wissender

Selbstbewahrungstrieb nach allem, was die Stabilität des Individuums fördert, nach Ordnung, Norm, Form und Gesetz.

Mit hundert Gleichnissen könnte man diesen fruchtbaren Gegensatz zwischen dem Herrn und den Dienern des Dämons noch abwandeln: ich wähle nur noch das geometrische als das immer deutlichste. Goethes Lebensformel bildet der Kreis: geschlossene Linie, volle Rundung und Umfassung des Daseins, ewige Rückkehr in sich selbst, gleiche Distanz zum Unendlichen vom unverrückbaren Zentrum, allseitiges Wachstum von innen her. Darum gibt es in seiner Existenz auch keinen eigentlichen Kulminationspunkt, keine Spitze der Produktion — zu allen Zeiten, nach allen Seiten wächst sein Wesen gleich rund und voll dem Unendlichen entgegen. Die Form der Dämonischen dagegen deutet die Parabel: rascher, schwunghafter Aufstieg in einer einzigen Richtung, in der Richtung gegen das Obere, Unendliche empor, steile Kurve und jäher Absturz. Ihr Höhepunkt ist (dichterisch und als Lebensmoment) knapp vor dem Niederbruch: ja, er fließt mit ihm geheimnisvoll zusammen. Darum ist auch der Dämonischen, ist Hölderlins, ist Kleistens, ist Nietzsches Untergang integrierender Bestandteil ihres Schicksals. Erst er vollendet ihr Seelenbildnis, so wie der Niederfall der Parabel die geometrische Figur. Goethes Tod dagegen ist nur ein unmerkbares Partikel im vollendeten Kreise, er gibt dem Lebensbild nichts Wesentliches dazu. Tatsächlich stirbt er auch nicht wie jene einen mystischen, einen heroisch-legendären Tod, sondern einen Betttod, einen Patriarchentod (dem vergebens die Volkslegende durch eine Erfindung: Mehr Licht! etwas Weissagendes, Symbolisches zulegen wollte). Ein solches Leben hat nur ein Ende, weil es in sich erfüllt war; jenes der Dämonischen einen Untergang, ein loderndes Schicksal. Der Tod entgilt ihnen für Armut des Daseins und gibt ihrem Sterben noch mystische Macht: wer das Leben als Tragödie lebt, hat das Sterben eines Helden.

Leidenschaftliche Hingabe bis zur Auflösung ins Elementare, leidenschaftliche Bewahrung im Sinne der Selbstgestaltung — beide Formen des Kampfes mit dem Dämon fordern aber höchsten Heroismus des Herzens, beide schenken sie herrliche Siege im Geist. Die Goethische Lebenserfüllung und der Dämonischen schöpferischer Untergang — beide bewältigen sie, aber jeder Typus in einem anders bildnerischen Sinn, die gleiche, die einzige Aufgabe des geistigen Individuums: an das Dasein unermeßliche Forderungen zu stellen. Wenn ich ihre Charaktere hier widereinander stellte, geschah es nur, um das Zwiefache ihrer Schönheit im Sinnbild zu verdeutlichen, nicht aber, um eine Entscheidung herauszufordern, und am wenigsten, um jene noch umgängliche und durchaus banale klinische Deutung zu fördern, als ob Goethe die Gesundheit darstelle, und jene die Krankheit, Goethe das Normale, und jene das Pathologische. Das Wort Pathologisch gilt nur im Unproduktiven, in der niedern Welt: denn Krankheit, die Unvergängliches schafft, ist keine Krankheit mehr, sondern eine Form der Übergesundheit, der höchsten Gesundheit. Und wenn das Dämonische auch am äußersten Rande des Lebens steht und sich schon darüber hinausbeugt ins Unbetretbare und Unbetretene, so ist es doch immanente Substanz des Menschlichen und durchaus innen im Kreise der Natur. Denn auch sie selbst, die Natur, sie, die seit Jahrtausenden dem Saatkorn seine Zeit des Wachstums unveränderlich zuzählt und dem Kind im Mutterleib seine Frist, auch sie, das Urbild aller Gesetze, kennt solche dämonische Augenblicke, auch sie hat Ausbrüche und Überschwänge, wo sie — im Gewitter, in den Zyklonen, in den Kataklysmen — ihre Kräfte gefährlich spannt und bis ins Äußerste der Selbstvernichtung treibt. Auch sie unterbricht manchmal — selten freilich, so selten, wie solche dämonische Menschen der Menschheit erscheinen! — ihren geruhigen Gang, aber nur dann, nur aus ihrem Übermaß werden wir erst ihres

vollen Maßes gewahr. Nur das Seltene erweitert unsern Sinn, nur am Schauer vor neuer Gewalt wächst unser Gefühl. Immer ist darum das Außerordentliche das Maß aller Größe. Und immer — auch in den verwirrendsten und gefährlichsten Gestaltungen — bleibt das Schöpferische Wert über allen Werten, Sinn über unsern Sinnen.

* * *

MYSTISCHE DICHTUNG

Unter diesem Titel wird im „Dom“ eine von Friedrich Schulze-Maizier aus sieben Jahrhunderten gesammelte Auswahl erscheinen.

Der 62. Kühlpsalm

Als er, von Lutetien an der Ostervormittwoche aufbrechend, über Peronne, Cambray, Valency, Mons, Halle, Brüssel, Antwerpen, Sevebergen, Yselmonde Rotterdam, nach 15 Tagen am 1. Mai um 5 Uhr abends, zum dritten und siebenten Male nach Amsterdam kommen und nun mit Johannes a Cruce den Berg Carmel durch die dunkle Nacht mit der lebendigen Liebesflamme nach seinem eigenen Großzentrum aufstieg, dem Jesuelischen Jerusalem heimlichst nahend den 26. Julius 1680.

IN einer dunkler Nächte,
Als Liebesangst beflammend mich durchweckt,
(O Fall von Glücksgeschlechte!)
Entkam ich, allen unbemerkt,
Da schon mein Haus die Still und Ruh verstärkt.

Im Dunkeln, doch satt sicher,
Die Treppen warn geheim und ich verkleidt,
(O Fall vor Glückesbücher!)
Das Finstre gab Verhohlenheit,
Da schon mein Haus gestillt zu dieser Zeit.

In jener Nacht voll Segen,
In dem geheim, da keiner mich erblickt,
Noch sah ich was bewegen,
Da ALLES Licht und ALLS entrückt,
Ohn das im Herz auslodernd mich beglückt:

O lebend Liebesflamme,
Die lieblichst trifft den tiefsten Seelengrund!
Nun bäumst du sanft im Stamme!
Ei, Lieber, mach das Ende kund!
Reiß das Geweb im süßen Anlaufsrund!

O lieblichzartes Brennen!
O sanfte Hand! O überzarter Griff!
Er schmeckt ein ewigst Kennen,
Löst alle Schuld, die mir nachlief!
Du tötst den Tod, durchlebst ihn ewigtief.

O feur'ge Lampenfeuer!
In deren Glanz die tiefsten Sinngrüft' licht!
Vor dunkle Nachtgeheuer,
Nun voll gewohnter Prachtgesicht'!
Ihr Hitzlicht strahlt dem Liebsten gleicher Pflicht.

Wie sanftmutvoller Liebe
Erwachst du mir, Geheimster, auf der Schoß?
Welch süßte Atemtriebe?
Voll Guts und Ehr, die sinnenlos!
Entzündst du so? Ich sink auf dich, mir bloß.

Das Bett ist ganz durchblümet,
Mit Löwen ist behöhlet rings sein Ring!
Bepurpurt, als geziemet,
Im Fried' erbaut, voll Wunderding'!
Ja tausend Schild' von Gold war'n hier gering.

Aus Blumen und Gesteinen,
Die höchster früh erlesen aller Art,
Laß uns die Kränze feinen!
Sie blühn in Lieb aus dir gepaart:
Dies ein'ge Haar hat sie sehr fest bewahrt.

Zu Felses Höhlen Höhen
Eil'n wir zugleich still zum Granatmoosstein.
Des Feindes sein Vergehen
Entlägert Uns. Das Feld ist rein.
Der Wasser Schall macht ALLES dein und mein.

Quirinus Kuhlmann

*

Hymnen

WENIGE wissen
Das Geheimnis der Liebe,
Fühlen Unersättlichkeit
Und ewigen Durst.
Des Abendmahls
Göttliche Bedeutung
Ist den irdischen Sinnen Rätsel;
Aber wer jemals
Von heißen, geliebten Lippen
Atem des Lebens sog,
Wem heilige Glut
In zitternde Wellen das Herz schmolz,
Wem das Auge aufging,
Daß er des Himmels
Unergründliche Tiefe maß,
Wird essen von seinem Leibe
Und trinken von seinem Blute
Ewiglich.
Wer hat des irdischen Leibes
Hohen Sinn erraten?
Wer kann sagen,
Daß er das Blut versteht?
Einst ist alles Leib,
Ein Leib,
In himmlischem Blute

Schwimmt das selige Paar. —
O! daß das Weltmeer
Schon errötete,
Und in duftiges Fleisch
Aufquölle der Fels!
Nie endet das süße Mahl,
Nie sättigt die Liebe sich.
Nicht innig, nicht eigen genug
Kann sie haben den Geliebten.
Von immer zärteren Lippen
Verwandelt wird das Genossene
Inniglicher und näher.
Heißere Wollust
Durchbebt die Seele.
Durstiger und hungriger
Wird das Herz:
Und so währet der Liebe Genuß
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Hätten die Nüchternen
Einmal gekostet,
Alles verließen sie
Und setzten sich zu uns
An den Tisch der Sehnsucht,
Der nie leer wird.
Sie erkennten der Liebe
Unendliche Fülle,
Und priesen die Nahrung
Von Leib und Blut.

*

HINÜBER wall ich,
Und jede Pein
Wird einst ein Stachel
Der Wollust sein.

Noch wenig Zeiten,
So bin ich los.
Und liege trunken
Der Lieb' im Schoß.
Unendliches Leben
Wogt mächtig in mir,
Ich schaue von oben
Herunter nach dir.
An jenem Hügel
Verlischt dein Glanz —
Ein Schatten bringet
Den kühlenden Kranz.
O! sauge, Geliebter,
Gewaltig mich an,
Daß ich entschlummern
Und lieben kann.
Ich fühle des Todes
Verjüngende Flut,
Zu Balsam und Äther
Verwandelt mein Blut —
Ich lebe bei Tage
Voll Glauben und Mut
Und sterbe die Nächte
In heiliger Glut.

Novalis

* * *

JONAS FRÄNKEL

ZUR NEUEN INSEL-AUSGABE VON HEINES GEDICHTEN

WENN Heines Gedichte heute neu herauskommen, so werden sie einen wesentlich andern Widerhall finden als noch vor einem und zwei Jahrzehnten. Es gibt eben Dichter, deren Tiefstes man erst erfaßt, wenn man selber tief Durchwühlendes erlebt hat. Der satt-zufriedenen Stimmung der Generation, die

das Aufflackern der gewaltigen Kriegsflamme mit der unsäglichen Not, die darauf folgte, noch nicht erlebt hatte, klangen die durchdringenden Töne der Heinischen Lyrik fremd; lieber ließ man sich von Tönen einwiegen, die dem Bedürfnis nach einem allgemein harmonischen Zusammenklingen entgegenkamen. Heines Gedichte, in denen immer wieder der schmerzliche Riß nachzittert, der durch das menschliche Herz wie durch die gesamte Welt geht, pflegte man so gern der Lyrik der ausgeglichenen seelischen Mitte gegenüberzustellen und als minderwertig zu achten.

Es liegt eine tiefe Tragik über Heines Nachruhm. Das „Buch der Lieder" wurde ihm zum Schicksal. Wie rasch ist Heine über seinen berückenden Erstling hinausgewachsen! Doch ein Jahrhundert lang stand das „Buch der Lieder" mit seinem begrenzten Motivenkreis der Anerkennung der großen Lyrik Heines im Wege. Man übersah sie fast vollständig. Und doch ist sie es, die Heines menschliche und dichterische Größe offenbart. Das „Buch der Lieder" ist ein Kapitel der deutschen Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts, Heines Spätpoesie aber ist ein Kapitel ewigen Menschentums.

Doch vielleicht ist die mangelnde Beachtung, die Heines Pariser Lyrik bis heute erfahren, noch auf anderes zurückzuführen — auf die Art, wie man im neunzehnten Jahrhundert Heines Erbe verwaltet hat. Nimmt man ältere Heine-Ausgaben zur Hand, so wird man zurückgestoßen durch das verwirrende Allerlei, das in den Gedichtbänden ausgebreitet wird. Wie kunstvoll hat Heine seine lyrischen Sammlungen komponiert! Wie greifen da die Motive ineinander, wie absichtsvoll werden die Kunstmittel der Motivenwiederholung und des Kontrastes angewendet! Heine hat ja nicht, oder nur selten, zyklisch gedichtet, doch beim Aufbau seiner Gedichtbücher verfuhr er streng nach zyklischen Gesetzen und verwarf erbarmungslos alles, was sich dem zyklischen Gedanken nicht fügen wollte.

So erklärt sich die große Masse von Gedichten, die aus seinem Nachlaß in wiederholten Schüben ans Licht traten. Die älteren Herausgeber von Heines Werken (der verdienstvolle Strodtmann und Gustav Karpeles) verfuhren nun so, daß sie die drei großen Gedichtbücher — Buch der Lieder, Neue Gedichte und Romanzero — als Stapelplätze für Heines Gesamtlyrik behandelten und die kunstvolle Gliederung, die sie aus des Dichters Händen empfangen hatten, ohne Bedenken durchbrachen. Erst in Elsters vor rund fünfunddreißig Jahren erschienener Ausgabe kamen jene drei Grundbücher Heinischer Lyrik in ihrer ursprünglichen Gestalt, also befreit von allem Flickwerk, wieder zum Vorschein. Allein Elsters Ausgabe hatte doch wieder ihre Nachteile. Die Fülle der Nachlaßgedichte wußte er nicht zu meistern; beim Aufbau versagte auch er. Fast die Hälfte des zweiten Bandes seiner Ausgabe nimmt die Nachlese zu den Gedichten in Anspruch; im ersten Buch marschieren rund hundert „Liebeslieder" auf, das zweite Buch pfercht fünfundachtzig „Vermischte Gedichte" zusammen, woran sich dann die weniger umfangreichen Gruppen anschließen. Am meisten ärgerlich für jeden Benutzer der Ausgabe war die Abteilung „Vermischte Gedichte". Denn was bedeutet diese Überschrift? Doch nichts anderes als eine euphemistische Umschreibung für: „Ich weiß mit diesen Gedichten nichts anzufangen." Und in der Tat: Gymnasiastenreimerei neben den ergreifendsten Offenbarungen Heinischer Lyrik aus den Matratzenjahren ist in dieses Massengrab eingeschlossen. Wer nicht die Anfangszeile eines Gedichtes genau im Kopfe hatte, um im Register nachschlagen zu können, fand sich unmöglich in diesem Labyrinth zurecht.[1]

Die Elstersche Anordnung wurde gleichwohl von allen späteren Herausgebern, die sich — ohne Ausnahme — den

[1] In der soeben erschienenen Neubearbeitung seiner Ausgabe hat Elster die alte Anordnung aufgegeben.

Luxus eigener Arbeit und eigenen Nachdenkens sparten, ohne viel Skrupel übernommen.[1]

* * *

Unsere Ausgabe, die in einem Dünndruckbande von beinahe tausend Seiten das gesamte Corpus lyricum Heines umschließt, wandelt eigene Wege. Im ganzen nutzt sie die Ergebnisse mehrjähriger kritischer Arbeit, die ich in den Bänden I bis III der kommentierten Heine-Ausgabe des Insel-Verlages niedergelegt habe.[2] Ich hatte nur weniges zu berichtigen. Was die sogenannte Heine-Forschung — eine Mitteilung Elsters in der Hamburger Zeitschrift „Bimini" ausgenommen — in den letzten zehn Jahren an angeblich Unbekanntem ans Licht brachte, das konnten die Besitzer des Insel-Heine in meinen drei Bänden wiederfinden und lächelnd ihr eigen nennen (nebenbei ein Beweis, wie wenig die längst vergriffene Ausgabe, die bis heute in keinem einzigen wissenschaftlichen Organ eine Besprechung erfahren hat, trotz ihrer hohen Auflageziffer in den literarhistorisch interessierten Kreisen bekannt geworden ist). Ich hatte jetzt nur in der damals eingeschlagenen Richtung weiterzuschreiten. Die Aufgabe der einstigen Dreiteilung und der Verzicht auf einen Kommentar erwiesen sich für die Anlage des Bandes als Vorteil. Ich konnte schon für die frühere Ausgabe geschlossene Stücke aus dem Leichenfeld der „Lesarten" hervorziehen und beispielsweise das reizvolle Kapitel aus dem ursprünglichen „Atta Troll" mit den Erlebnissen des Dichters in der Hexenküche der Uraka und den höchst anzüglichen Erzählungen des Wiedehopfs Hut-Hut von Salomo und der Königin von Saba auch solchen Lesern

[1] Nur eine dieser Ausgaben, im Jahre 1921 erschienen, lehnt sich an meine Bände an und schreibt — in nicht mehr erlaubter Weise — meinen Kommentar aus.

[2] Die gesamte Konstitution des Textes stammt von mir; die Druckrevision jedoch besorgte Herr Dr. Fritz Bergemann vom Insel-Verlag, der für alles Orthographische, aber auch für das Register verantwortlich ist.

mitteilen, die nicht das Glück genießen, etwa für ein germanistisches Seminar ein philologisches Thema über Heine behandeln und zu diesem Zwecke die Lesarten studieren zu müssen. In der neuen Ausgabe konnten noch weitere Stücke auf diese Weise für die Leser der Gedichte gerettet werden, etwa das Satyrspiel zu der herrlichen Christusvision am Schlusse des ersten Nordseezyklus, das Heine für das „Buch der Lieder" gestrichen hat.

Vor allem aber galt es, das schwierige Problem der Nachlese in der Weise zu lösen, daß dieser reiche Teil der Heinischen Lyrik sich künftig nicht mehr als Brachfeld jenseits des blühenden Gartens ausdehne, sondern für den Leser fruchtbar gemacht werde. Der Brache mußte ein Stück nach dem andern entzogen werden, damit das Unkraut der unwesentlichen und der Gelegenheitsverse sich nicht vordränge oder gar, wie dies bislang gewesen, die wertvollen Gedichte ersticke.

Das wurde auf folgenden Wegen erreicht:

Erstens. Von Heines lyrischen Hauptbüchern sind zwei — das „Buch der Lieder" und die „Neuen Gedichte" — auf die Weise entstanden, daß der Dichter selbständige Gedichtgruppen, die vorher an anderer Stelle gedruckt worden waren, aneinander reihte und, die einzelnen Teile entsprechend abtönend, zu einem Ganzen zusammenschloß. So ist etwa der wesentliche Inhalt des ersten unter Heines Namen erschienenen Bändchens, der „Gedichte von H. Heine" (Berlin in der Maurerschen Buchhandlung 1822), als „Junge Leiden" in das Buch der Lieder eingegangen, das aber überdies noch die Gedichteinlagen aus andern Bänden: aus den „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo" (1823) und den beiden ersten Teilen der „Reisebilder" (1826 und 1827) übernahm. Bei der Gelegenheit wurden die Gruppen erneut auf ihren Inhalt geprüft: was vor dem strengen Auge des Dichters nicht bestehen konnte, wurde unterdrückt. Andererseits aber behielten die Ge-

dichtgruppen „Heimkehr“ und „Nordsee“ ihren Platz auch in späteren Auflagen der Reisebilder, ja, die „Heimkehr“ erfuhr dann sogar noch einige Bereicherung in ihrem Bestande, und führten so jahrzehntelang ein Doppelleben. Es erschien nun gerechtfertigt, die solcherweise dem „Buch der Lieder“ ihrer Bestimmung nach zugehörenden, ihm aber vorenthaltenen Gedichte in die Nähe desselben zu ziehen; sie wurden ihm als „Anhang“, mit ihren ursprünglichen Gruppenüberschriften, beigegeben. Sie weisen die gleiche Stilfarbe auf wie die entsprechenden Teile des „Buchs der Lieder“ und lassen die gleichen Töne widerklingen. (Ebenso verhält es sich mit dem Anhang zu den „Neuen Gedichten“.)

Zweitens. Man hatte bis zum Erscheinen des Insel-Heine nur drei Hauptbücher Heinischer Lyrik gekannt: Buch der Lieder, Neue Gedichte und Romanzero. Es gibt ihrer aber vier. Man staunt, wie das vierte lyrische Hauptwerk übersehen werden konnte. Drei Jahre nach dem Erscheinen des „Romanzero“ hat Heine dem ersten Bande seiner Sammlung späterer Pariser Prosa — „Vermischte Schriften“ — als gewichtiges Mittelstück eine geschlossene Gedichtsammlung eingefügt, die mit das Erschütterndste enthält, was sich den letzten Schmerzensjahren des Dichters entrungen hat. Ein Geisterhaft-Entrücktes spricht aus diesen Gedichten, sie stehen jenseits alles Literarischen und dringen oft bis zur letzten Ausdrucksmöglichkeit vor. Heine selbst war sich dessen bewußt, daß er mit der Sammlung einen neuen Gipfel seiner Kunst erklommen hatte: „Ein ganz neuer Ton, und zu dem Eigentümlichsten gehörend, das ich gegeben“: so äußerte er sich selbst über die Gedichte. Er ließ sie nach den Aushängebogen als Ganzes ins Französische übertragen und gab der Übersetzung den Titel: „Le livre Lazare.“ „Das Buch Lazarus“ wäre denn auch die Sammlung zweifellos betitelt worden, wenn Heine dazu gekommen wäre, sie in einen selbständigen, bereicherten Band

überzuführen, und nicht schon nach fünfzehn Monaten sein Leben ausgehaucht hätte. In den „Vermischten Schriften“ sollte sie einen Band füllen helfen (ähnlich wie die Gedichte in den früheren Prosabänden), und da begnügte sich denn Heine mit dem Verlegenheitstitel „Gedichte. 1853 und 1854“. Der hieratisch klingende Titel sollte dem Buche vorbehalten bleiben. Doch wegen des nüchternen Namens fühlten sich die Herausgeber berechtigt, den mit kunstvoller Absichtlichkeit komponierten Zyklus aufzulösen und die Gedichte willkürlich unter ihre „Nachlesen“ aufzuteilen.

Während eines halben Jahrhunderts und darüber war die letzte Kunstanstrengung Heines aus seinem Werke verschwunden.

Durch die Aufnahme der „Gedichte 1853 und 1854“ in die beiden Insel-Ausgaben ragt nunmehr eine neue Säule Heinischer Kunst in die Zukunft. Und neben ihr konnte gleich eine zweite Säule sichtbar errichtet werden: „Bimini“, diese poesiegetränkte Dichtung von der Sehnsucht nach Verjüngung, die noch Elster unter die „Romanzen und Fabeln“ versteckt hatte, durfte in unserer Ausgabe einen Platz für sich beanspruchen, gleich den ihr vorausgegangenen größeren Dichtungen: Atta Troll und dem Wintermärchen.

* * *

Solchergestalt war der Bestand der Nachlese, der von den bisherigen Herausgebern als schwere Ladung mitgeschleppt wurde, auf die Hälfte zusammengeschrumpft; nachdem dann noch die Gelegenheitsverse, die lediglich biographischen, keinen selbständigen Wert beanspruchen, ausgeschieden und an den Schluß des Bandes verwiesen worden waren, füllte der Rest nur noch etwa 125 Seiten. Und die brauchten keineswegs als Ballast behandelt zu werden. Ganz im Gegenteil. Hier setzte die Aufgabe einer sinnvollen Gliederung ein.

Die Einreihung in vier Gruppen ergab sich von selbst: Liebesverse, Romanzen und Fabeln, Zeitgedichte, Aus der Matratzengruft.

In Heines Liebeslyrik bildet das Jahr 1827, in dem er zum erstenmal der Gebundenheit norddeutscher Verhältnisse enteilt und in England, bald auch in München und in Italien eine neue Welt mit andern Menschen kennen lernt, eine sichtbare Scheidegrenze: was diesseits liegt, gehört noch der sentimentalen Welt des „Buchs der Lieder" an; was jenseits entsteht, weist bereits auf Paris hin. Danach sind die Liebesverse unserer Nachlese verteilt. Innerhalb der beiden Abteilungen konnten sie um leicht erkennbare Motive gruppiert werden, die in der ersten Abteilung teilweise den Grundmotiven innerhalb des „Intermezzo" und der „Heimkehr" parallel laufen. Die zweite Abteilung führt bis hart an die Matratzengruft.

Bei der Anordnung der „Romanzen und Fabeln" war die Chronologie, hie und da aber auch die Motivenverwandtschaft, maßgebend. Daß bei Heine der Begriff der Romanze nicht zu eng gefaßt werden darf, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Da die Fabeln (als deren Leser dem Dichter sicher nicht nur der kleine Sohn seines Verlegers, ihr erster Empfänger, vorschwebte) in die allerletzten Jahre fallen, durften sie, ohne äußere Trennung, als abschließende Gruppe zusammengestellt werden.

Für den Politiker Heine bedeutete die Übersiedelung nach Paris das entscheidende Erlebnis. Das wenige, was an politisch-sozialen Gedichten aus der vorpariser Zeit mitzuteilen war, ist unwesentlich oder gar schülerhaft, bis auf die drei dem Judenschmerz entsprossenen Gedichte mit ihrem starken Herzenston, die als Einheit zusammengefaßt werden durften. Die „Zeitgedichte" aus den Pariser Jahren hingegen, die als zweite Abteilung zusammengereiht sind, bieten fast ohne Ausnahme lauter Stücke ersten Ranges, die für die Beurteilung des

Menschen Heine für alle Zeiten entscheidend bleiben werden, wie sie auch stets einen Probierstein für das Menschliche an Heines Beurteilern bilden werden. Es sind die einzigen politischen Gedichte in deutscher Sprache von dichterischer Prägung (neben den politischen Gedichten des jungen Gottfried Keller, deren Veröffentlichung bevorsteht).

Die Gruppe „Aus der Matratzengruft“ stellt gleichsam den zweiten Teil des „Buchs Lazarus“ dar, die Fortsetzung zu den „Gedichten 1853 und 1854“: sie mündet in die Gedichte der letzten Liebe des Todkranken (sie deckt sich vollkommen mit derselben Gruppe in meiner kommentierten Ausgabe).

Auf diesen beiden Reihen: auf der zweiten Abteilung der Zeitgedichte und auf den Gedichten aus der Matratzengruft, liegt der Hauptakzent unserer Nachlese; in ihnen, im Romanzero und in den „Gedichten 1853 und 1854“ ist das unverwischbare Bild des unsterblichen Heinrich Heine eingeprägt.

Über die „Gedichte 1853 und 1854“ schrieb Heine an seinen Verleger: „Zu ihrer Würdigung sind nur die ganz naiven Naturen und die ganz großen Kritiker berufen.“

Den ganz naiven Naturen, die ja allein in Betracht kommen, wo es noch nicht abgestempelte Poesie zu erspüren gilt, ist der Weg zu Heines großer Leidenslyrik nunmehr erschlossen. Möchten ihr auch die ganz großen Kritiker nicht fehlen!

* * *

GESCHICHTEN AUS TAUSENDUNDEIN TAG

Die Geschichte von einem Könige, einem Sufi und einem Arzte

EIN alter König der Tatarei schritt eines Tages aus seinem Palaste, um außerhalb der Stadt mit seinen Beis zu lustwandeln. Nun begegnete er auf seinem Wege einem Abdal, der mit erhobener Stimme rief: „Dem, der mir hundert Dinare schenkt, will ich einen guten Rat geben.“ Der König blieb vor

ihm stehen, um ihn zu betrachten, und sprach ihn an: „O Abdal, welches ist denn der gute Rat, den du um hundert Dinare anbietest?" „O Gebieter," entgegnete ihm der Abdal, „ehe ich ihn dir sage, mußt du Befehl geben, daß man mir diese Summe zahlt." Der König ließ sie ihm reichen und wartete darauf, für sein Geld irgend etwas Außergewöhnliches zu hören, als der Derwisch zu ihm sagte: „Dies, o Gebieter, ist mein Rat: Beginne niemals etwas, dessen Ende du nicht bedacht hast!"

Alle Beis und die anderen Leute, welche in der Gefolgschaft des Königs waren, stimmten bei solchen Worten ein Gelächter an; und es höhnte einer, daß der Abdal sehr neue Lebensregeln auftische. „Er tat recht daran," sagte ein anderer, „sie sich vorher bezahlen zu lassen." Als der König sah, wie sich alle Welt über den Derwisch lustig machte, nahm er das Wort: „Ihr habt keine Ursache," sprach er, „über den Rat zu lachen, welchen mir der gute Abdal eben gegeben hat; niemals sollten wir es versäumen, wenn wir ein Unternehmen vor uns haben, zu erwägen und wohl zu überlegen, wie es ausgehen kann; nichtsdestoweniger verwickelt man sich alle Tage, statt solches zu beherzigen, in schlechte Händel. Ich für meine Person will den Rat des Derwisches sehr beherzigen, will mich seiner unaufhörlich erinnern; und um ihn täglich vor Augen zu haben, befehle ich, daß man ihn in goldenen Lettern über allen Toren meines Palastes anbringt, auf allen Mauern und auf meinem Hausrat, und daß man ihn in mein Tafelgeschirr einprägt." Solches wurde alsogleich vollzogen.

Wenige Zeit nach diesem Abenteuer beschloß ein Großherr des Hofes — mehr durch Ehrsucht angestachelt als durch einen Grund, den er hatte, sich über den König zu beklagen —, seinen Fürsten der Krone und des Lebens zu berauben. Um dies anzubahnen, setzte er sich in den Besitz einer vergifteten Lanzette, und sich an den Leibarzt des Königs wendend, sprach er zu ihm: „Wenn du dem Könige mit dieser Lanzette zur Ader

lassen willst, so nimm hier zehntausend Golddinare, die ich dir jetzt geben will. Sowie du den Stich getan hast, ist der Thron mein, und ich weiß, mit welchem Mittel ich ihn besteigen kann, und verspreche dir, wenn ich erst herrsche, will ich dich zu meinem Großwesir machen, und du sollst die königliche Macht mit mir teilen!" Den Arzt verblendete der Vorschlag des großen Herrn, und er willigte ohne Bedenken darein, empfing die Goldstücke und steckte die Lanzette in seinen Turban, um sich ihrer bei der nächsten Gelegenheit zu bedienen.

Sie bot sich ihm bald. Der König hatte einen Aderlaß nötig. Man ruft den Arzt. Er kommt und beginnt den Arm des Königs zu verbinden, als man ihm ein Gefäß bringt, um das Blut aufzufangen. Der Arzt nimmt die unheilvolle Lanzette aus seinem Turban, aber in der Zeit, als er sich vorbereitet, den König zu stechen, wirft er zufällig einen Blick auf das Gefäß und liest dort diese Worte, welche oben eingegraben waren: ‚Beginne niemals etwas, dessen Ende du nicht bedacht hast.' Er fällt alsobald in tiefes Nachdenken und spricht zu sich selbst: ‚Wenn ich den König mit dieser Lanzette steche, muß er sterben. Wenn er stirbt, wird man nicht zögern, mich festzusetzen und unter schrecklichen Martern zu Tode zu bringen; wozu könnten mir dann die Goldstücke nützen, welche ich empfangen habe?' Durch diese Erwägungen bestürzt geworden, bringt er die vergiftete Lanzette wieder in seinen Turban zurück und zieht eine andere aus seiner Tasche. Der König, welcher ihn beobachtet, fragt, weshalb er die Lanzette wechsele. „O Gebieter," antwortet ihm der Arzt, „solches geschieht, weil die Spitze der ersten nicht gut ist!" „Zeige sie mir," begehrt der Fürst, „ich will sie sehen!" Der Arzt stand betreten und zitternd da. „Was bedeutet dein Zittern?" rief der König. „Deine Verwirrung verbirgt ein Geheimnis, eröffne mir ihre Ursache, oder du stirbst zur Stunde!" Der durch diese

Drohungen eingeschüchterte Arzt warf sich dem Könige zu Füßen, indem er ausrief: „O Gebieter, wenn Deine Erhabenheit mir Gnade werden lassen will, gestehe ich die Wahrheit!" „Nun wohl, sprich," erwiderte der König, „ich verzeihe dir alles, wenn du mir nichts verheimlichst." Und der Arzt erzählte ihm alles, was sich zwischen dem Großherrn und ihm zugetragen hatte, und gestand, daß der König den Worten, welche in das Becken eingegraben waren, das Leben verdankte.

Der König befahl auf der Stelle seinen Wachen, den Großherrn festzunehmen, und wandte sich dann zu seinen Beis und sagte: „Nun, findet ihr jetzt noch, daß ihr recht hattet, euch über den Derwisch lustig zu machen? Ich befehle, man soll ihn überall suchen und vor mich führen. Ein Rat, der Königen das Leben rettet, kann nicht teuer genug bezahlt werden!"

Die Geschichte dreier vom Himmel erhaltener Prinzen

Es gab einst in dem Palaste des Mogul einen Sultan, der eine sehr schöne Frau besaß. Beide liebten sich sehr zärtlich, und es fehlten ihnen nur Kinder zu einem vollkommenen Glücke; aber obwohl sie jung waren, der eine und die andere, konnten sie doch keine bekommen. Der Sultan war hierüber sehr betrübt und ließ einen Derwisch holen, der für einen heiligen Mann im Lande galt und dessen Bitten in der Tat auch immer erhört wurden. „O Derwisch," sprach er zu ihm, „ich bin trostlos, keine Kinder zu haben. Bete zu Allah, dem Allmächtigen, daß er mir in seiner Güte einen Prinzen schenkt!" „O König," sagte der Derwisch dawider, „dazu ist es notwendig, daß Deine Erhabenheit dem Kloster meiner Ordensbrüder ein Geschenk schickt, auf daß wir zu Allah zur Vollendung deiner Wünsche Gebete schicken. Allah ist ein freigebiger König, der dir einen Sohn gewähren wird!"

Der Sultan aber hatte einen fetten Widder, den er über die

Maßen liebhatte, zumal er immer siegreich aus den Kämpfen der Widder hervorging, welche oft das Vergnügen Seiner Hoheit ausmachten. Er ließ dieses Tier mit mehreren Lasten Reis und Butter zum Kloster der Derwische bringen. Die frommen Abdals töteten den Widder, zerlegten ihn in Stücke und kochten ihn in dem Reis und der Butter. Als das Gericht so weit war, daß es aufgetragen werden konnte, schickten sie dem Sultan eine Schüssel voll davon, indem sie ihm anempfahlen, von der Zukost der Derwische zu essen, mit dem Wunsche, einen Sohn zu bekommen. Darauf begannen sie, wie um die Wette, alle über das zubereitete Essen herzufallen. Nach dem Mahle tanzten sie den verzückten Tanz, welcher Semaa heißt; und in ihrer Verzückung beteten sie zu Gott um einen Prinzen für den Sultan und sagten zu diesem Zweck ein Gebet auf; und durch die göttliche Allmacht wurde die Sultanin in dieser Nacht schwanger. Sie gebar neun Monate später einen Sohn, welcher die Schönheit der Sonne verdunkelte. Der König veranstaltete außergewöhnliche Lustbarkeiten wegen der Geburt dieses Sohnes und versammelte seine Völker und erwies ihnen zahllose Freigebigkeiten. Er nahm den kleinen Prinzen und hüllte ihn, um ihn mit Segen zu überschütten, in das Gewand des Obersten der Derwische ein, dessen Kloster er viele Wohltaten erwies.

Als sich einige Jahre hernach aber der Sultan mit diesem ehrwürdigen Manne unterhielt, sprach er zu ihm: „O Derwisch, ich wünschte, daß du dieselbe Bitte an Gott richtetest und ihn für mich um noch einen kleinen Prinzen bätest!" „O Gebieter," sprach der Abdal, „die Gnade des Allerhöchsten ist unerschöpflich, es steht bei dir, sie zu erbitten, und bei ihm, sie uns zu gewähren, wenn es ihm für seinen Ruhm gut dünkt; jedoch mußt du den armen Derwischen ein neues Geschenk geben." Der Sultan schickte ihnen das schönste Pferd seines Marstalls. Sie verzehrten es, tanzten und beteten wie das erste-

mal; die Königin wurde schwanger, und am Ende des neunten Monats gebar sie einen Prinzen, der dem Monde ähnlich war. Der König hatte nicht weniger Freude über diesen Sohn als über den ersten, noch gab er weniger Almosen für die Abdals.

In der Folge bat der Sultan den Derwisch, zu Gott um einen dritten Sohn zu beten. „O Gebieter," entgegnete der Abdal, „unsere Sache ist es, zum Herrn zu beten, die seine, uns zu geben, worum wir ihn bitten; aber es bedarf noch eines Geschenkes für die armen Derwische." Der Sultan schickte ihnen einen schönen Maulesel, sie verkauften ihn; von dem Gelde aber, das sie für ihn lösten, handelten sie Vorräte ein. Ihre Bitte ward erhört, die Sultanin wurde guter Hoffnung und brachte neun Monate später einen Prinzen zur Welt, welcher den andern an Schönheit nicht nachstand.

Als die drei Prinzen herangewachsen waren, erwiesen sich die beiden ältesten als sehr tugendreich; der jüngste jedoch zeigte tausend schlechte Eigenschaften und beging jeden Tag seines Lebens ein neues Verbrechen. Er schlug die Ermahnungen seiner Lehrer und auch die Drohungen seines Vaters, welcher lebhaft betrübt war, einen solchen Sohn zu haben, in den Wind.

Eines Tages sprach nun der Sultan zum Derwisch: „Möchte es doch Allah gefallen haben, daß ihr nicht zu ihm gefleht hättet, um mir zu einem so schlechten Sohne zu verhelfen!" „O König," antwortete der Abdal, „das ist Schuld Deiner Erhabenheit. Sie ist Ursache, daß der dritte Prinz einer so elenden Gemütsart ist!" „Und wie das?" fragte der König. Antwortete der Derwisch: „O Herr, du hast für deinen ersten Sohn einen Widder gegeben, der ein edles und mutiges Tier ist, und für den zweiten ein Pferd, das ein Tier von einer sanften Gemütsart ist, welches dazu dient, die Menschen auf der Erde zu tragen; solche Geschenke waren Allah genehm, der dir zur Belohnung zwei tugendbegabte Kinder gegeben hat; du hast

ihm aber für deinen dritten Sohn einen Maulesel gegeben, das gemeinste und lasterhafteste unter den Tieren, und um dich zu bestrafen, weil du ihm ein so verächtliches Opfer dargebracht hast, hat er dir einen den andern so unähnlichen Prinzen geschickt. Wer Gerste sät, kann keinen Weizen ernten." Solcherart war die Antwort, welche der Abdal dem Sultan gab, der sich mit seinen Leuten nicht eher darüber beruhigte, bis er seinen Sohn hatte töten lassen.

Die Geschichte von der gerechtfertigten Frau

Ein reicher, schon bejahrter Kaufmann aus Agra, der kein Weib mehr hatte, beschloß, seinen einzigen, heißgeliebten Sohn zu verheiraten; sobald dieser Sproß das Mannesalter erreicht hatte, gesellte er ihm eine Frau zu, die gleichzeitig alle Reize und alle Fehler ihrer Mitschwestern in sich vereinte. Ein junger Inder ging unter dem Balkon dieser Schönen vorüber und verliebte sich bald in sie und drückte ihr seine Liebe durch Gebärden aus; sie blieb nicht unempfindlich; die beiden Liebenden konnten sich aber nicht leicht ihre gegenseitigen Gefühle aussprechen, jedoch überwand ihre List die Schwierigkeiten.

Der junge Mann wandte anfangs die bekanntesten Mittel an. Ein altes Weib übernahm für weniges Geld die Besorgung eines Schreibens; dieser erste Schritt wurde scheinbar böse aufgenommen und der Botin befohlen, nachdem sie hart geschmält worden war, durch eine Wasserleitung zu fliehen, die von außerhalb mit dem Garten in Verbindung stand. Sie kehrte heil von ihrem Gange zurück; der Umstand mit der Wasserleitung freilich entging dem hellsehenden Liebhaber nicht; fest überzeugt, die Alte sei nicht ohne Grund durch die Wasserleitung gejagt worden, beschloß er, sich auf gleichem Wege in das Haus seiner Schönen Eingang zu verschaffen.

Die Inderin war überzeugt, daß ein so hitziger Liebhaber

alles verstände, ohne daß man viel zu sagen brauche, und erwartete ihn in dem Garten zu einer Stunde, in der er dort hinkommen konnte. Diese köstliche Nacht war nicht die einzige, zu der sich das Liebespaar verhalf. Je größer die Schwierigkeiten waren, desto stärker wappneten sie sich gegen sie; aber obwohl sie geschickter als andere Liebesleute waren, waren sie doch nicht klüger: man bediente sich der Wasserleitung so oft, daß schließlich der Vater des Gatten, welcher im selben Hause lebte, hinter die Untreue seiner Schwieger kam. Er belauschte die beiden Liebenden und überraschte sie im Augenblicke, als sie sich unbedachterweise der Süße des Schlummers hingegeben hatten.

Der Greis, welcher auf Rechnung seines Sohnes eifersüchtiger war, als ein andrer es für seine eigene gewesen wäre, suchte nach einem Mittel, um die Treulose zu überführen, und löste von ihrem Arme eine Spange los, die sie von ihrem Gatten erhalten hatte; beim Erwachen merkte die Schöne den Diebstahl und argwöhnte, daß eher ihr Schwiegervater ihn verübt habe, als ihr Gatte, den sie in einen tiefen Schlaf versunken wußte.

Um ihre Ehre zu retten und der Unbill, die sie bedrohte, zuvorzukommen, verabschiedete sie schnell ihren Geliebten, der sie dort der Gefahr ausgesetzt hatte. Bei der Rückkehr in ihr Ehegemach fand sie ihren Gatten schlafend vor; einige geheuchelte Liebkosungen erweckten ihn bald, und die Verräterin zog den Gimpel in denselben Garten, der Zeuge ihrer Treulosigkeit gewesen war; dort verbrachten sie den Rest der Nacht, die sie ihm zu verschönen bestrebt war.

Bevor sie jedoch ins Haus zurückkehrten, gab die Falsche vor, den Verlust ihrer Armspange zu bemerken, von der sie behauptete, daß sie ihr vermutlich während einiger Augenblicke Schlummers entrissen sein müßte.

Sobald der Tag gekommen war, beeilte sich der Schwieger-

vater, seinen Sohn von dem schlechten Betragen seines Weibes zu unterrichten, und gab ihm als Beweis die Armspange, die sie alle beide kannten. Der gefoppte junge Mann konnte angesichts dieses stummen Zeugen nur lachen und sprach zu seinem Vater: „Ich selbst war es, der mit meiner Frau in dem Zelte schlief, in welchem du uns fandest. Sie ist nicht untreu, das glaube mir nur, den solches mehr als dich angehen muß!"

Der Vater war ob der Blindheit seines Sohnes verdrossen und nahm sich vor, sie ihm, koste es, was es wolle, zu nehmen. Man verehrte in Agra ein geheimnisvolles Wasserbecken, das von Weisen hergestellt war, die Wasser dorthin unter der Zusammenkunft gewisser Planeten geleitet hatten. Die Kraft dieses Wassers bestand darin, alle Lügereien zu prüfen. Eine in Verdacht stehende Frau, die schwur, daß sie treu sei, und in dieses Wasserbecken getaucht wurde, welches das Becken der Probe genannt ward, ging, wenn sie falsches Zeugnis gab, sofort unter; hatte sie aber die Wahrheit gesagt, schwamm sie auf dem Wasser.

Der erzürnte Schwiegervater lud seine Schwieger gemäß dem Rechte aller Familienhäupter zu dieser Probe. Die in ihrem Herzen überführte Frau suchte nach Mitteln, sich vor den Augen der Welt rein zu waschen. Sie ließ dem, der sie erobert hatte, sagen, er solle sich wahnwitzig stellen und sie in seine Arme ziehen, in dem Augenblicke, wo sie sich anschicke, die verhängnisvolle Probe über sich ergehen zu lassen; der Geliebte, dem die Rettung und das Leben seiner Liebsten gar sehr am Herzen lag, machte keine Schwierigkeiten, sich öffentlich bloßzustellen; er brachte es fertig, an seine Geliebte heranzukommen und sie zu umarmen, und kam mit einigen Stockhieben davon, weil er in den Augen derer, die ihn nicht kannten, als irrsinnig erschien.

Die verklagte Frau trat an den Rand des Wasserbeckens heran und sprach, die Stimme erhebend, sicheren und ehr-

baren Tones: „Ich nehme Allah, der mich hört, als Zeugen, und den Propheten, den Urheber der Gesetze, den Gatten, den beleidigt zu haben man mich anklagt, seinen Vater, meinen Kläger und meinen Richter; ich nehme die Tugend als Zeugin; die Wahrheit, die Ehre, selbst das Leben, dessen ich nicht entsage, und das Volk, welches mich hört: daß ich niemanden berührt habe außer meinem Gatten, welchen der Himmel mir gegeben, und jenem Unglücklichen, der mich vor aller Augen überfallen hat. Möge dieses Wasser mich strafen, wenn ich falsch geschworen habe!" Sprachs und warf sich in das verhängnisvolle Wasserbecken. Die Wasser aber trugen sie vor den Augen des Volkes, das sie angehört, und die Feinheit ihrer Rede ersetzte die Tugend, welche sie beleidigt hatte; alle Umstehenden traten für sie ein, und siegreich kehrte sie in die Arme ihres Gatten zurück, der sie stets für treu gehalten hatte.

Der hartnäckige Schwiegervater ging nicht von dem Beweise ab, den ihm seine eigenen Augen gegeben hatten; wenn auch das Wasserbecken die Tugend seiner Schwieger verkündet hatte, so hatte er darum nicht weniger die Schöne in dem Zelte und in den Armen eines Geliebten gesehen, der nicht sein Sohn war; und er setzte die strengste Wache in dem Garten fort. Der junge Liebhaber freilich, der weniger verrückt war, als er es in den Augen des Volkes gewesen, und die durch die Gefahr, in der sie geschwebt hatte, gewitzigter gewordene Schöne gaben ihre Stelldichein auf.

Die Wachsamkeit des Alten ließ nicht nach. Der König von Indien vernahm alle Maßregeln, die dieser Argus traf, und hielt ihn für geeigneter als jeden anderen, die Aufführung seiner Frauen zu überwachen; überzeugt, daß das Alter ihn dazu machte, wozu ein Schnitt die machte, denen man die Wache über die Frauen anvertraut, glaubte er ohne Gefahr diesen Mann zu seinem Kislaraga auswählen zu dürfen. Der durch dies Amt geehrte Alte erfüllte seine Pflichten mit einer

merkwürdigen Strenge: alles zitterte vor ihm, und seine Augen schienen das Äußere des Serails bis zu dem geheimsten Gemache des Sultans zu durchdringen.

Als nun eines Nachts der unbarmherzige Kislaraga den gewöhnlichen Rundgang machte, erblickte er den Elefanten des Fürsten, auf welchem sein Aufseher saß; das bevorzugte Tier näherte sich dem Balkon der Favoritin; der Balkon öffnete sich, der Elefant faßte die Sultanin mit seinem Rüssel und setzte sie auf seinem Rücken zu dem Aufseher nieder; nach einiger Zeit kehrte dann die Sultanin auf dieselbe ungewöhnliche Weise zu dem Balkon zurück. Der Alte konnte sich nicht enthalten, ob der Güte des Tieres, der Zuversicht der Schönen und des Glücks des Aufsehers zu lachen. Dieses Abenteuer bewies ihm, daß der Sultan nicht glücklicher war als sein Sohn; solches tröstete ihn, und er beschloß, das Geheimnis der Sultanin besser zu bewahren als das seiner Schwieger.

Aus der in Vorbereitung befindlichen neuen Ausgabe.

★ ★ ★

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Wir beginnen unseren Bericht mit dem Hinweis auf das soeben erschienene Buch von Stefan Zweig: Der Kampf mit dem Dämon. Hölderlin, Kleist und Nietzsche sind die drei großen Bildnisse in diesem neuen Drei-Meister-Buch, drei Dichtergestalten, dichterisch gesehen und geistig zu einer höheren Einheit gebunden, zum Typus des vom Dämon überwältigten und in heroischen Untergang gerissenen Künstlers. Ihnen steht unsichtbar die Vision Goethes gegenüber als des Bezwingers des Dämons, und aus diesem Gegenspiel entwickeln sich entscheidende Auseinandersetzungen über die schöpferischen Formen des Genius. Das große Gedicht-Werk Atair von Alfred Mombert und das neue physiognomische Buch Die Verwandlung von Rudolf Kassner, aus denen wir im vorigen Heft Proben brachten, sind inzwischen erschienen. Von Ernst Bertram legen wir eine neue Gedichtsammlung Das Nornenbuch vor. Mit besonderem Nachdruck machen wir nochmals auf das Erscheinen des Romans Söhne und Liebhaber von D. H. Lawrence aufmerk-

sam. „Kein Schriftsteller englischer Zunge", so schrieb Max Meyerfeld, „hat in den Jahren seit Kriegsausbruch so viel von sich reden gemacht wie D. H. Lawrence. Unverkennbar, dieser Lawrence ist ein Kerl. Zweifellos wagt er Dinge auszusprechen, die niemand vor ihm in der englischen Literatur mit solcher Offenheit behandelt hat. Was ist das Bezwingende an D. H. Lawrence? Daß er keinen Zweifel an seiner Gestaltungskraft aufkommen läßt. Hier ist wirklich ein Menschenbildner am Werke. Er stellt scharf ausgeprägte Individuen hin, die sich scharf einprägen." Wiederum ist die Übertragung von F. Franzius besorgt, dessen Verdeutschung des „Rainbow" Meyerfeld als eine ungewöhnliche Leistung rühmt.

Die Reproduktion der Manesseschen Liederhandschrift ist in vollem Gange, so daß in einigen Monaten die erste Lieferung erwartet werden kann. Die Deutschen Meister werden um die Bände Deutsche Bildhauer im 13. Jahrhundert von Hans Jantzen und Hans Multscher von Kurt Gerstenberg vermehrt. Die Arbeit an dem achten Band der Wilhelm Heinse-Ausgabe, der drei Teilbände umfassen wird, ist nun so weit fortgeschritten, daß wir dessen Erscheinen in der nächsten Zeit bestimmt in Aussicht stellen können. Gleichzeitig wird die Gesamtausgabe durch Neudruck der vergriffenen Bände wieder vollständig. Ein elfter Band, der das Register und die Nachträge, darunter eine erst jetzt Heinse zuerkannte, im Jahre 1778 erschienene Schrift, die „Theorie des Paradoxen" enthält, wird das Werk abschließen. Vom Balzac erscheint der achte Band. Die Shakespeare-Ausgabe wird mit den Dramen Viel Lärm um Nichts und Die beiden Veroneser weitergeführt.

Die Insel-Bücherei wartet mit einer neuen sorgfältig ausgewählten Reihe von zehn Bänden auf, deren Inhalt unsere Leser auf der dritten Umschlagseite verzeichnet finden. Auch die Bibliothek der Romane wird wichtigen neuen Zuwachs erhalten.

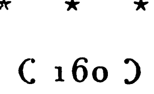
An erster Stelle unserer Neuauflagen nennen wir die des Volks-Goethe, die eine nicht länger aufschiebbare Notwendigkeit geworden war. Die hohe Auflage, die das Werk nunmehr erreicht hat – wir haben das 71.–85. Tausend gedruckt –, beweist, daß unsere Ausgabe wirklich ein Volks-Goethe ist. Sie erscheint in bedeutend, um vierzig Bogen, erweiterter Gestalt. Was man in der früheren Ausgabe noch schmerzlich vermißt hatte, und was zur vollen Erkenntnis des Goetheschen Schaffens auch nicht zu entbehren war, ist nunmehr berücksichtigt worden. So wurden neu aufgenommen die Dramen: „Stella", „Die natürliche Tochter", „Pandora" und „Epimenides", von den Erzählungen „Das Märchen", sodann die epischen Dichtungen „Reineke Fuchs" und „Achilleis", die Fragmente vom „Ewigen Juden" und „Die Geheimnisse", endlich

unter der Lyrik Goethes so viele neue kostbare Stücke, daß besonders auch diese vermehrte Gedichtauswahl ein vollkommen neues, abgerundetes Bild von dem Lyriker Goethe bietet. Diese Vermehrung des Inhaltes erfolgte unter der Leitung Gustav Roethes, des jetzigen Vorsitzenden der Goethe-Gesellschaft, der die neuaufgenommenen Stücke kommentiert und die leitenden Gesichtspunkte für die Erweiterung in einem Vorwort begründet hat.

Stifters Studien erscheinen im 18. bis 20. Tausend, Felix Braun hat dazu eine Einleitung geschrieben, die auf einer großen Vertrautheit mit dem Dichter und der Landschaft, aus der Stifters Werk erwuchs, beruht. Ferner erschienen die folgenden Bücher in neuen Auflagen: Goethe, Briefe an Frau von Stein. Kleine Ausgabe (21.–30. Tausend); Hölderlin, Hyperion oder der Eremit in Griechenland (8. und 9. Tausend); Ricarda Huch, Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri (16.–18. Tausend) und Michael Unger (26.–28. Tausend); Gottfried Keller, Der grüne Heinrich (16. bis 21. Tausend); Henrik Pontoppidan, Hans im Glück (9. und 10. Tausend); Rousseau, Bekenntnisse (2. Auflage); Karl Scheffler, Italien (13.–15. Tausend); Der Geist der Gotik (36.–40. Tausend); Friedrich von Stendhal (Henri Beyle), Rot und Schwarz (10.–14. Tausend); Felix Timmermans, Pallieter (16.–20. Tausend); Die Jugendfreunde des „Alten Mannes“: Johann Wilhelm und Friederike Tugendreich Volkmann, herausgegeben von Ludwig Volkmann (2. Auflage); Stefan Zweig, Erstes Erlebnis (20. bis 22. Tausend). Eine besondere Stellung innerhalb der neuen Auflagen nehmen J. J. Winckelmanns Kleine Schriften und Briefe ein, die durch Hinzufügung des Briefbandes ein neues Werk geworden sind. Es ist von Hermann Uhde-Bernays herausgegeben und mit 22 Bildtafeln geschmückt.

Der sechzehnbändige Goethe wird eine Zeitlang fehlen müssen. Wir haben die nicht auf einwandfreiem Papier gedruckten Bände zurückgezogen und einstampfen lassen. Die neue Ausgabe wird im Sommer wieder lieferbar sein. Sie ist in allen Bänden wesentlich ergänzt worden, so wird sie unter anderem den „Werther“ vom Jahre 1774 – neben der späteren Bearbeitung – und „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“ enthalten. Die naturwissenschaftlichen Schriften, die immer mehr in den Mittelpunkt des Interesses an Goethe rücken, werden neu geordnet und um einen Band vermehrt, so daß die ganze Ausgabe siebzehn Bände umfassen wird. Mit alledem ist dann unsere Goethe-Ausgabe die weitaus vollständigste und übertrifft in manchem sogar die Sophien-Ausgabe.

* * *



DAS
INSELSCHIFF
*
EINE
ZEITSCHRIFT
SECHSTER JAHRGANG / DRITTES HEFT
JOHANNI 1925
*

Verweile nicht und sei dir selbst ein Traum,
Und wie du reisest, danke jedem Raum,
Bequeme dich dem Heißen wie dem Kalten:
Dir wird die Welt, du wirst ihr nie veralten.
GOETHE

ALFRED BREHM
DIE NACHTIGALL

DIE erste Stelle unter den Meistersängern gebührt unserer seit altersgrauer Zeit berühmten Nachtigall. Wo diese köstliche Sängerin des Schutzes der Menschen sicher sein kann, siedelt sie sich unmittelbar bei seiner Behausung an, bekundet dann nicht die geringste Scheu, eher eine gewisse Dreistigkeit, und läßt sich daher ohne Mühe in ihrem Tun und Treiben beobachten. Gewöhnlich gewahrt man sie niedrig über dem Boden auf Zweigen sitzend, den Schwanz erhoben, die Flügel so tief gesenkt, daß ihre Spitzen unter die Schwanzwurzel zu liegen kommen. Im Gezweig hüpft sie selten, wenn es aber geschieht, mit großen Sprüngen umher; auf dem Boden trägt sie sich hochaufgerichtet und springt, den Schwanz gestelzt, mit förmlichen Sätzen, wie Naumann sagt, „stolz" dahin, immer in Absätzen, die durch einen Augenblick der Ruhe unter-

brochen werden. Erregt irgend etwas ihre Aufmerksamkeit, so schnellt sie den Schwanz kräftig und jählings empor; diese Bewegung wird überhaupt bei jeder Gelegenheit ausgeführt. Ihr Flug ist schnell, leicht, in steigenden und fallenden Bogen, auf kleinen Räumen flatternd und schwankend; sie fliegt aber nur kurze Strecken, von Busch zu Busch, und am Tage nie über freie Flächen. Daß sie auch sehr schnell fliegen kann, sieht man, wenn sich zwei eifersüchtige Männchen streitend verfolgen.

Die Lockstimme der Nachtigall ist ein helles gedehntes „Hüit", dem gewöhnlich ein schnarrendes „Karr" angehängt wird. Geängstigt, wiederholt sie das „Hüit" oft nacheinander und ruft nur ab und zu einmal „Karr". Im Zorne läßt sie ein unangenehmes „Räh", in behaglicher Gemütsstimmung ein tiefklingendes „Tak" vernehmen. Die Jungen rufen anfangs „Fiid", später „Kroäk". Daß alle diese Umgangslaute durch verschiedene Betonung auch verschiedene Bedeutung gewinnen, ist selbstverständlich. Der Schlag der Nachtigall ist, wie Naumann trefflich schildert, „so ausgezeichnet und eigentümlich, es herrscht in ihm eine solche Fülle von Tönen, eine so angenehme Abwechslung und eine so hinreißende Harmonie, wie wir in keinem anderen Vogelgesange wiederfinden. Mit unbeschreiblicher Anmut wechseln sanftflötende Strophen mit schmetternden, klagende mit fröhlichen, schmelzende mit wirbelnden; während die eine sanft anfängt, nach und nach an Stärke zunimmt und wiederum ersterbend endigt, werden in der anderen eine Reihe Noten mit geschmackvoller Härte hastig angeschlagen und melancholische, den reinsten Flötentönen vergleichbare, sanft in fröhlichere verschmolzen. Die Pausen zwischen den Strophen erhöhen die Wirkung dieser bezaubernden Melodien, so wie das darin herrschende mäßige Tempo trefflich geeignet ist, ihre Schönheit recht zu erfassen. Man staunt bald über die Mannigfaltigkeit dieser Zaubertöne, bald über

ihre Fülle und außerordentliche Stärke, und wir müssen es als ein halbes Wunder ansehen, daß ein so kleiner Vogel imstande ist, so kräftige Töne hervorzubringen, daß eine so bedeutende Kraft in solchen Kehlmuskeln liegen kann. Manche Strophen werden wirklich mit so viel Kraft hervorgestoßen, daß ihre gellenden Töne dem Ohre, das sie ganz in der Nähe hört, wehe tun."

Der Schlag einer Nachtigall muß zwanzig bis vierundzwanzig verschiedene Strophen enthalten, wenn wir ihn vorzüglich nennen sollen; bei vielen Schlägern ist die Abwechslung geringer. Die Örtlichkeit übt bedeutenden Einfluß aus, denn da die jungen Nachtigallen nur durch ältere ihrer Art gebildet und geschult werden können, ist es erklärlich, daß in einem Gau fast ausschließlich vorzügliche, in dem anderen hingegen minder gute Schläger gehört werden. Ältere Männchen schlagen besser als jüngere, denn auch bei Vögeln will die edle Kunst geübt sein. Am feurigsten tönt der Schlag, wenn die Eifersucht ins Spiel kommt; dann wird das Lied zur Waffe. Einzelne Nachtigallen machen ihren Namen insofern wahr, als sie sich hauptsächlich des Nachts vernehmen lassen, andere singen fast nur bei Tage. Während des ersten Liebesrausches, bevor noch das Weibchen seine Eier gelegt hat, vernimmt man den herrlichen Schlag zu allen Stunden der Nacht; später wird es um diese Zeit stiller, der Sänger scheint mehr Ruhe gefunden zu haben.

Erdgewürm mancherlei Art und Kerbtierlarven oder kleine glatthäutige Räupchen und dergleichen, im Herbste verschiedene Beeren bilden die Nahrung der Nachtigallen. Sie lesen diese vom Boden auf und sind deshalb gleich bei der Hand, wenn irgendwo die Erde aufgewühlt wird. Nach fliegenden Insekten sieht man sie selten jagen. Fast jeder Fund wird durch ausdrucksvolles Aufschnellen des Schwanzes begrüßt.

Die Nachtigallen erscheinen bei uns im April, je nach der

Witterung früher oder später, ungefähr um die Zeit, wenn der Weißdorn zu grünen beginnt. Sie reisen einzeln des Nachts, die Männchen voran, die Weibchen etwas später. Zuweilen sieht man am frühen Morgen eine aus hoher Luft herniederstürzen, einem Gebüsche sich zuwendend, in dem sie dann während des Tages verweilt; gewöhnlich aber künden sie sich zuerst durch ihren Schlag an. Jede sucht denselben Waldesteil, denselben Garten, dasselbe Gebüsch, in dem sie vergangene Sommer verlebte, wieder auf; das jüngere Männchen sucht sich in der Nähe der Stelle anzusiedeln, wo seine Wiege stand. Sofort nach glücklicher Ankunft in der Heimat beginnt das Schlagen; in den ersten Nächten nach der Rückkehr tönt es ununterbrochen. Das Pärchen einigt sich nicht ohne Kampf, denn jedes unbeweibte Männchen sucht einem anderen Gattin oder Braut abwendig zu machen. Wütend verfolgen sich die Gegner, mit „schirkendem" Gezwitscher jagen sie durch das Gebüsch, bis zu den Wipfeln der Bäume hinauf- und bis zum Boden herabsteigend; ingrimmig fallen sie übereinander her, bis einer Herr des Platzes und wahrscheinlich auch des Weibchens geblieben oder geworden ist. Die Nachtstunden, der frühe Morgen und der späte Abend werden jetzt vom Männchen dem Gesange und vom Weibchen dem Anhören der Liebeslieder gewidmet; die Zwischenzeit füllt die Sorge um das liebe Brot aus. Zu ihr gesellt sich bald die um die Wiege der Kinder.

Im Mai wird das Nest in Angriff genommen und rasch vollendet. Es ist kein Kunstbau. Ein Haufen dürres Laub bildet die Grundlage, trockene Halme und Stengel, Schilf und Rohrblätter die Mulde, die mit feinen Würzelchen oder Hälmchen und Rispen, auch wohl mit Pferdehaaren und Pflanzenwolle ausgekleidet wird. Es steht regelmäßig auf oder dicht über dem Boden, in Erdhöhlungen, zwischen jungen Schößlingen eines gefällten Baumes oder an der Seite eines Baumstrunks, im Gestrüpp, in einem Grasbusch. Ausnahmen hiervon sind

auch beobachtet worden; eine Nachtigall baute nach Naumann in einen Haufen dürres Laub, der im Innern eines Gartenhäuschens lag; eine andere nach Dubois auf das Nest eines Zaunkönigs, etwa anderthalb Meter über dem Boden auf einem Tannenaste. Die vier bis sechs Eier sind grünlichbraungrau von Farbe, in der Regel einfarbig, zuweilen dunkler gewölkt.

Sobald das Gelege vollzählig ist und das Brüten beginnt, ändert das Männchen sein Betragen. Die Brut beansprucht auch seine Tätigkeit; es muß das Weibchen wenigstens auf einige Stunden, gegen Mittag, im Brüten ablösen und findet schon deshalb weniger Zeit zum Singen. Noch schlägt es, aber fast nur am Tage, kaum mehr des Nachts. Das Nest bewacht es sorgsam, die Gattin hält es zu eifrigem Brüten an. Nahenden Feinden gegenüber zeigen sich die Nachtigallen sehr ängstlich, aber auch wieder mutig, indem sie rührende und gefährliche Aufopferung betätigen. Die Jungen werden mit allerlei Gewürm großgefüttert, wachsen rasch heran, verlassen das Nest schon, „wenn sie kaum von einem Zweige zum andern flattern können", und bleiben bis gegen die Mauser in Gesellschaft der Eltern. Diese schreiten nur dann zu einer zweiten Brut, wenn man ihnen die Eier raubte. Ihre Zärtlichkeit gegen die Jungen erleidet keinen Abbruch, wenn man diese vor dem Flüggewerden aus dem Neste nimmt, in ein Gebauer steckt und dieses in der Nähe des Nestortes aufhängt; die treuen Eltern füttern auch dann ihre Kinder, als ob sie noch im Neste säßen. Schon kurze Zeit nach ihrem Eintritt in die Welt beginnen die jungen Männchen ihre Kehle zu proben: sie „dichten" oder versuchen zu singen. Dieses Dichten hat mit dem Schlage ihres Vaters keine Ähnlichkeit; der Lehrmeister schweigt aber auch bereits, wenn seine Sprößlinge mit ihrem Stammeln beginnen; denn bekanntlich endet schon um Johanni der Nachtigallenschlag.

„Willst du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit zaubervoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen —
Nur solang sie liebten, waren sie.“

Noch im nächsten Frühling lernen die jugendlichen Sänger. Anfangs sind ihre Lieder leise und stümperhaft, aber die erwachende Liebe bringt ihnen die Meisterschaft.

Im Juli wechseln die Nachtigallen ihr Kleid, nach der Mauser zerstreuen sich die Familien; im September begibt sich alt und jung auf die Wanderschaft, gewöhnlich wiederum zu Familien, unter Umständen auch zu Gesellschaften vereinigt. Sie reisen rasch und weit, machen sich aber in der Fremde wenig bemerklich. Ich habe sie einzeln in den Waldungen des östlichen Sudan angetroffen.

Der vielen Feinde halber, die den Nachtigallen und zumal ihrer Brut nachstellen, tut der vernünftige Mensch nur seine Schuldigkeit, wenn er den edlen Sängern Plätze schafft, auf denen sie möglichst geschützt leben können. In größeren Gärten soll man, wie der hochverdiente Lenz rät, dichte Hecken pflanzen, z. B. aus Stachelbeerbüschen, und alles Fallaub liegen lassen. Derartige Plätze werden bald aufgesucht. Das dichte Gestrüpp schützt, das Laub wird zum Sammelplatze von Würmern und Insekten und verrät raschelnd den nahenden Feind. Noch mehr als vor vierbeinigen und geflügelten Räubern hat man die Nachtigallen vor nichtsnutzigen Menschen, insbesondere gewerbsmäßigen Fängern zu behüten. Wer schlagende Nachtigallen in seinem Garten, von seinem Fenster aus hören kann, braucht sie nicht im Käfig zu halten; wer dagegen durch seinen Beruf an das beengende Zimmer gebannt ist und die rechte Liebe in sich fühlt, mag nach wie vor seine Nachtigall pflegen.

Aus Nr. 383 der Insel-Bücherei:
Die Singvögel des deutschen Waldes.

GUIDO GEZELLE
DAS TAMBURIN

Zwiesprach zwischen dem Engel und der betrübten Seele

Engel

WARUM allzeit, allzeit weinen,
Allzeit klagen, nie nicht einen,
Einen Tag, da ohne Trän
Deine blanken Augen stehn?
Auf, mit dir, Geliebte! Laß doch ab, komm!
Lausche nach der Schellentrommel Willkomm;
Ringe, ringe, ringe, ringe, ring rom!

Seele

Laß mich trüb und traurig weinen,
Niemals werd ich froh erscheinen,
Tiefer liegt die Wunde noch.
Schweig und laß mich, laß mich...

Engel

Doch!
Nie hat niemand irgend noch geweint um
Meiner Schellentrommel hellen Willkumm:
Ringe, ringe, ringe, ringe, ring rum!

Seele

Nacht ist vor mir, allzeit Nacht, und
Fruchtlos bleib ich auf der Wacht; und
Käm der Tag nun? Ist es wahr?

Engel

Nein, 's ist Nacht und mondenklar.
Nein, und alle Sterne in der Luft stumm
Lüstern aufs Geflüster und den Willkumm
Meiner Schellentrommel, ringe, ring rum!

Seele

Blaue Wolken, grüne Weiden,
Keine, keine kann ich leiden,

Schwarz ist alles ringsum zu,
Schwarz ist alles . . .

Engel

Schwarz, ja du,
Du, du selbst und alles, das du siehst, um -
Daß du nimmer lauschest auf den Willkumm
Meiner Schellentrommel, ringe, ring rum!
Sind die Blumen fort, sie müssen
Wiederum den Frühling grüßen;
Und in Bälde übers Moos
Bricht das Rieselbächlein los
Lachend und all trippelnd übers Moos um
Meiner Schellentrommel hellen Willkumm,
Ringe, ringe, ringe, ringe, ring rum!

Seele

Ha! wo sind die Sonnenfunken,
Die mein Auge sonst getrunken, —
Weggeschleiert unters Grün
Vor des Mittags Flammensprühn?

Engel

Komm mit mir, ich leite dich hinzu, komm,
Komm mit mir, die Sonne sitzt im Willkomm
Meiner Schellentrommel, ringe, ring rom!

Seele

Weg und hin und fort mit allen,
Die mir süß und wohl gefallen,
Nirgend ist ein Wohlsein mehr,
Nirgend, niemals . . .

Engel

Gott und Herr!
Droben in dem Himmel ist es noch, komm,



Letzte Bildtafel aus dem Blockbuch
vom Antichrist

Hörst du nicht der Schellentrommel Willkomm:
Ringe, ringe, ringe, ringe, ring rom!

Seele

Von den liebsten Freunden allen
Ein bei ein sind abgefallen;
Niemand, der mein Herze mag,
Will und kann beminnen — ach!

Engel

Einer ist geblieben, das ist Gott, komm!
Lausche nach dem Engel und dem Willkomm
Seiner Schellentrommel: ringe, ring rom!
Einer ist allein geblieben,
Einer hört nicht auf zu lieben,
So du nur ihn selber liebst
Und ihm Leid für Liebe gibst:
Kehre dann dein Herze nach dem Herrn um,
Kehr es nach der Schellentrommel Willkumm:
Ringe, ringe, ringe, ringe, ring rum!

Seele

Er war mir allein geblieben,
Er, er hört nicht auf mit Lieben,
Hätt ich selbst nicht, ach...

Engel

Laß sehn:
Eine Träne! — 's ist geschehn.
Tränen auf die Bahnen, auf den Weg, komm,
Träufeln auf der Schellentrommel Willkomm:
Ringe, ringe, ringe, ringe, ring rom!

Seele

Möchte mir der Herr erscheinen,
Keinen Tag mehr lebt ich, keinen,

Oder eine Liebesträn
Sollte mir im Auge stehn.
Weg, ihr alten Tränen! Freudenträn, komm
Lieblich wie der Schellentrommel Willkomm!

Engel

Ringe, ringe, ringe, ringe, ring rom!

Engel und Seele

Wem nun unsre Liebe klagen,
Unser glühend Herz auftragen?
Menschen, Tiere, Pflanzen all,
All Lebendiges zumal
Lauschet auf das Läuten und den Rom bom,
Hüpfet auf der Schellentrommel Willkomm:
Ringe, ringe, ringe, ringe, ring rom!

Aus dem Flämischen übertragen
von Rudolf Alexander Schröder.

* * *

LEO N. TOLSTOI

NACH DEM BALL

„SIE sagen, daß der Mensch von selbst nicht erkennen könne, was gut und was böse sei, daß alles auf seine Umgebung ankomme, daß das Milieu den Charakter bilde. Ich glaube aber, alles ist nur Zufall. Da kann ich von mir selbst erzählen . . .“

So redete der von uns allen hochverehrte Iwan Wasiljewitsch nach einem Gespräch darüber, daß eine sittliche Besserung des einzelnen nur möglich sei, wenn die Verhältnisse geändert würden, unter denen die Menschen leben. Eigentlich hatte niemand behauptet, daß der Mensch nicht fähig sei, selbst zu erkennen, was gut und was böse sei, aber Iwan Wasiljewitsch hatte nun einmal die Gewohnheit, seine eigenen, im Laufe des Gespräches auftauchenden Gedanken zu beantworten und im Anschluß an

diese Gedanken allerlei Selbsterlebtes zu erzählen. Oft vergaß er völlig den Anlaß zu seiner Erzählung, weil diese selbst ihn hinriß, und das um so mehr, weil er stets sehr aufrichtig war und immer die Wahrheit sagte.

So war es auch jetzt.

„Ich kann mich da auf mich selbst berufen. Mein ganzes Leben hat sich so und nicht anders gestaltet, nicht weil meine Umgebung bestimmend einwirkte, sondern aus ganz andern Gründen."

„Aus welchen denn?" fragten wir.

„Ja, das ist eine lange Geschichte. Damit Sie es verstehen, müßte ich sehr viel erzählen."

„Nun, so erzählen Sie doch."

Iwan Wasiljewitsch schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Ja," sagte er, „mein ganzes Leben wurde anders infolge einer einzigen Nacht, richtiger eines Morgens."

„Wie kam denn das?"

„Das kam daher, weil ich leidenschaftlich verliebt war. Ich war oft verliebt gewesen, aber das war meine stärkste Leidenschaft. Das alles liegt weit zurück; sie hat jetzt schon verheiratete Töchter. Es war Fräulein B., ja, Warenka B." — Iwan Wasiljewitsch nannte den Namen —; „sie war auch noch mit fünfzig Jahren eine auffallende Schönheit, in der Jugend aber, so mit achtzehn, war sie ganz entzückend: groß, schlank, graziös, und würdevoll — jawohl, würdevoll! Sie hielt sich immer sehr gerade, als könnte sie gar nicht anders, und warf dabei den Kopf ein wenig zurück. Und gerade diese Haltung verlieh ihr bei ihrer Schönheit und ihrem hohen Wuchs, obgleich sie recht mager, ja sogar knochig war, etwas Majestätisches, das vielleicht hätte abschrecken können, wäre nicht das freundliche, immer heitere Lächeln gewesen, das um ihren Mund, um die herrlichen, blitzenden Augen, ja um ihr ganzes holdes, junges Wesen spielte!"

„Wie der Iwan Wasiljewitsch das ausmalt!"

„Ach was, malen kann ich soviel ich will, Sie werden doch nie begreifen, wie schön sie war, aber darauf kommt es auch gar nicht an. Was ich Ihnen jetzt erzählen möchte, hat sich in den vierziger Jahren abgespielt. Ich war damals Student an der Universität einer Provinzstadt. Ich weiß nicht, ob das gut oder schlecht war, aber zu jener Zeit gab es an unserer Universität keine literarischen und philosophischen Zirkel, wir gaben uns nicht mit Theorien ab, sondern waren einfach jung und lebten so, wie es der Jugend zukommt: wir lernten und waren lustig. Ich war ein sehr flotter, toller Bursche, zudem auch sehr reich. Ich hatte einen prächtigen Gaul, einen Paßgänger, rodelte mit den jungen Damen (Schlittschuhe waren damals noch nicht Mode), zechte mit den Kommilitonen (wir tranken damals ausschließlich Champagner; hatten wir kein Geld, so tranken wir gar nichts; nie aber tranken wir Schnaps, wie man das heute tut). Mein Hauptvergnügen waren Bälle und Gesellschaften. Ich war ein guter Tänzer und nicht gerade häßlich."

„Seien Sie nicht zu bescheiden," fiel ihm eine von den Damen ins Wort, „wir haben ja noch ein Daguerreotyp von Ihnen gesehen. Sie waren nicht nur nicht häßlich, sondern wirklich ein schöner junger Mann."

„Schön oder nicht, darauf kommt es nicht an. Die Sache war nämlich die, daß ich in der Zeit meiner leidenschaftlichsten Verliebtheit am letzten Abend der Karnevalswoche einen Ball beim Gouvernements-Adelsmarschall, einem gutmütigen und gastfreundlichen, sehr reichen alten Kammerherrn, mitmachte. Die Gäste wurden von der ebenso gutmütigen Gattin des Hausherrn empfangen; sie erschien in einem Samtkleide, ein Brillantendiadem um die Stirne, die alten, fetten, weißen Schultern und die Brust entblößt, wie ein Bildnis der Kaiserin Elisabeth. Der Ball war glänzend. Ein herrlicher Saal mit einer Galerie, auf der die berühmte Hauskapelle eines für seine

Musikliebhaberei bekannten Gutsbesitzers sich hören ließ, ein vorzügliches Büfett und Champagner, der in Strömen floß. So gern ich sonst Champagner trank, verzichtete ich diesmal fast ganz darauf, denn ich war auch ohne Wein schon berauscht, berauscht von meiner Liebe; dafür tanzte ich aber auch bis zum Umfallen Walzer und Polka, natürlich, soweit es irgend möglich war, mit Warenka. Sie hatte ein weißes Kleid mit einem rosa Gürtel, weiße Glacéhandschuhe, die nicht ganz bis an die magern, spitzen Ellbogen reichten, und weiße Atlasschuhe. Zur Mazurka entführte sie mir der widerliche Ingenieur Anisimow — ich kann es ihm bis auf den heutigen Tag nicht verzeihen! Er hatte sie schon engagiert, als sie eben erst den Saal betreten hatte; ich aber war etwas zu spät gekommen, weil ich meine Handschuhe beim Friseur abholen mußte. Die Mazurka tanzte ich also nicht mit ihr, sondern mit einer jungen Deutschen, der ich früher ein wenig den Hof gemacht hatte; ich fürchte aber, daß ich diesen Abend nicht sehr höflich gegen sie gewesen bin. Ich sprach kaum mit ihr, schenkte ihr keinen Blick, sondern sah immer nur die hohe schlanke Gestalt im weißen Kleide mit dem rosa Gürtel und ihr strahlendes, leicht gerötetes Gesicht mit den Grübchen und den lieben, freundlichen Augen. Und nicht ich allein, alle sahen nach ihr und freuten sich an ihr, die Männer sowohl als die Frauen, obgleich sie doch alle in Schatten gestellt hatte. Man konnte nicht anders als sie bewundern.

Sozusagen offiziell tanzte ich also die Mazurka nicht mit ihr, in Wirklichkeit aber tanzte ich fast die ganze Zeit mit ihr. Ohne verlegen zu werden, ging sie durch den ganzen Saal gerade auf mich zu, und ich sprang auf, ohne erst eine Aufforderung abzuwarten, und sie dankte mir mit einem Lächeln für meinen Scharfsinn. Wenn man uns zu ihr hinführte und sie meinen Decknamen nicht erriet und ihre Hand dem andern Kavalier reichte, zuckte sie mit den magern Schultern und

lächelte mich an, um gleichzeitig ihr Bedauern zu zeigen und mich zu trösten. Als die Mazurkatour kam, die im Walzerschritt getanzt wird, tanzte ich lange mit ihr, und sie sagte ganz außer Atem lächelnd zu mir: ‚Encore!' und ich drehte mich immer weiter und fühlte meinen Körper nicht."

„Wie ist denn das möglich, wenn Sie ihre Taille umfaßt hielten? Sie haben wohl nicht nur den eignen, sondern auch ihren Körper sehr deutlich gefühlt, meine ich", bemerkte einer der Gäste.

Iwan Wasiljewitsch wurde plötzlich ganz rot und sagte ärgerlich mit lauter, fast schreiender Stimme: „Ja, so seid ihr, die Jugend von heute. Außer dem Körper seht ihr nichts. Zu unserer Zeit war das anders. Je leidenschaftlicher ich verliebt war, desto unkörperlicher wurde sie für mich. Ihr seht heute die Füße, die Knöchel und noch allerlei, ihr zieht die Frauen, in die ihr verliebt seid, in Gedanken aus, für mich aber war, wie Alphonse Karr sagt — das war ein guter Schriftsteller —, die Geliebte immer in bronzene Gewänder gehüllt. Wir zogen sie nicht nur nicht aus, wir suchten, wie der fromme Sohn Noahs, die Blöße zu bedecken. Aber das versteht ihr ja nicht."

„Kümmern Sie sich nicht um ihn. Was geschah weiter?" fragte einer von uns.

„Ja, ich tanzte also fast unausgesetzt mit ihr und merkte nicht, wie die Zeit verging. Die Musikanten spielten schon mit einer gewissen Verzweiflung der Müdigkeit — wie das gegen Schluß eines Balles immer ist — unaufhörlich das gleiche Mazurkamotiv, die Väter und Mütter erhoben sich in Erwartung des Abendessens schon von den Kartentischen in den Salons, die Diener liefen öfter hin und her und trugen allerlei durch den Saal. Es war nicht weit von drei Uhr. Man mußte die letzten Augenblicke ausnutzen. Ich engagierte sie noch einmal, und zum hundertstenmal gingen wir durch den Saal.

‚Nach dem Abendessen tanzen Sie die Quadrille mit mir', sagte ich zu ihr, als ich sie zu ihrem Platz führte.

‚Selbstverständlich, wenn meine Eltern nicht nach Hause fahren', sagte sie lächelnd.

‚Das erlaube ich nicht', sagte ich.

‚Geben Sie mir doch meinen Fächer ab', sagte sie.

‚Ich möchte ihn gar nicht aus der Hand geben', sagte ich, ihr den weißen, billigen Fächer reichend.

‚Nun, da haben Sie etwas zum Troste', sagte sie, riß eine Feder vom Fächer ab und reichte sie mir.

Ich nahm die Feder und konnte nur durch einen Blick mein ganzes Entzücken und meine Dankbarkeit ausdrücken. Ich war nicht nur froh und zufrieden, ich war glücklich, selig, ich war gut, ich war nicht mehr ich, ich war ein anderes, überirdisches Wesen, das nichts Böses wußte und nur zu guten Taten fähig war.

Ich schob die Feder in meinen Handschuh und stand da, unfähig, sie zu verlassen.

‚Sehen Sie doch, Papa soll tanzen!' sagte sie und zeigte auf die hohe, stattliche Gestalt ihres Vaters, eines Obersten mit silbernen Epauletten, der mit einigen Damen in der Türe stand.

‚Warenka, kommen Sie doch einmal her', vernahmen wir die laute Stimme der Gastgeberin mit dem Brillantendiadem und den Schultern à la Elisabeth.

Warenka ging nach der Türe zu, ich folgte ihr.

‚Überreden Sie doch Ihren Vater zu einer Tour mit uns, ma chère! Bitte, bitte, Peter Wladislawowitsch', sagte die alte Dame zum Oberst.

Warenkas Vater war ein sehr schöner, stattlicher, hochgewachsener, frischer alter Herr. Er hatte ein rosiges Gesicht, trug den weißen Schnurrbart à la Nikolaus I. gekräuselt, dazu einen ebenfalls weißen Backenbart, der mit dem Schnurrbart zusammenstieß, und die Schläfenhaare nach vorn gekämmt.

Dasselbe heitere Lächeln, das der Tochter so schön zu Gesicht stand, spielte auch um seine leuchtenden Augen und die Lippen. Er war prachtvoll gebaut, die Brust breit und nach militärischer Art vorgewölbt, mit nicht allzu vielen Orden geschmückt, die Schultern kräftig, und die Beine lang und schlank. Er war der Typus des alten Militärs aus der Schule Nikolaus' I.

Als wir uns der Türe näherten, hörten wir, wie der Oberst sich weigerte zu tanzen: er hätte es ganz verlernt. Dann aber legte er doch mit einem Lächeln die Hand an die linke Hüfte, zog den Degen aus dem Gehenk, gab ihn einem diensteifrigen jungen Mann ab, zog einen wildledernen Handschuh auf die rechte Hand — ‚es muß alles seine Ordnung haben', sagte er lächelnd —, nahm den Arm seiner Tochter und stellte sich in Positur, um im richtigen Moment anfangen zu können.

Als ein neuer Mazurkatakt einsetzte, stampfte er flott mit dem einen Fuß auf, schob den andern vor, und seine hohe, schwere Gestalt begann sich bald langsam, in wiegendem Schritt, bald lärmend und stürmisch, mit der Sohle aufstampfend und die Hacken aneinanderschlagend, rund um den Saal zu bewegen. Warenkas graziöse Gestalt schwebte neben ihm her, unmerklich zur rechten Zeit die Schritte ihrer kleinen weißen Atlasfüßchen beschleunigend oder hemmend. Der ganze Saal verfolgte gespannt jede Bewegung des Paares. Ich freute mich nicht nur an dem Anblick, ich betrachtete die beiden mit Entzücken und Rührung. Besonders gerührt war ich über seine Stiefel, um die sich die Hosenstrippen spannten — gute, kalblederne Stiefel, aber nicht nach der neuen Mode mit schmalen Spitzen, sondern mit breiten, viereckigen, wie in der alten Zeit, und ohne Absätze, augenscheinlich eine Schöpfung des Bataillonsschusters. ‚Damit seine Tochter Bälle besuchen und sich kleiden kann, kauft er sich keine modernen Stiefel, sondern läßt sie sich zu Hause anfertigen', dachte ich, und diese vier-

eckigen Stiefelspitzen erfüllten mich mit besonderer Rührung. Man sah ihm an, daß er einmal ein vorzüglicher Tänzer gewesen war, jetzt aber war er etwas schwerfällig geworden, und seine Beine waren nicht mehr elastisch genug für alle die schönen, schnellen Pas, die er zu machen bemüht war. Immerhin machte er sehr gewandt zwei Runden, und als er die Beine schnell auseinanderspreizte, sie wieder zusammenschlug und, wenn auch etwas schwerfällig, auf die Knie niedersank, während sie ihn lächelnd und ihren Rock zusammenraffend, an dem er hängen geblieben war, graziös umkreiste, da klatschten alle laut Beifall. Er erhob sich nicht ohne Anstrengung, faßte seine Tochter zärtlich und neckisch an beiden Ohren, küßte sie auf die Stirn und führte sie mir zu in der Meinung, ich tanze mit ihr. Ich sagte ihm, daß ich diesmal nicht ihr Kavalier sei.

‚Tut nichts, machen Sie jetzt mal mit ihr eine Runde', sagte er freundlich lächelnd und steckte seinen Degen wieder ins Gehenk.

Wie aus einer Flasche nach den ersten, langsam sickernden Tropfen der Inhalt plötzlich in starken Strömen herausfließt, so hatte auch in meiner Seele die Liebe zu Warenka meine ganze Fähigkeit zu lieben freigemacht. Ich liebte die Frau des Hauses mit dem Diadem und der elisabethanischen Büste, ich liebte ihren Mann und ihre Gäste, ihre Diener, ja sogar den Ingenieur Anisimow, der mir ein schiefes Gesicht machte. Für ihren Vater aber mit seinen altmodischen Stiefeln und dem freundlichen Lächeln, das so sehr an das ihre erinnerte, empfand ich eine geradezu begeisterte, zärtliche Zuneigung.

Die Mazurka war zu Ende, die Hausfrau bat die Gäste zu Tisch, doch Oberst B. dankte, da er morgen sehr früh aufstehen müsse, und verabschiedete sich von den Gastgebern. Ich erschrak, denn ich glaubte, er würde auch seine Tochter mitnehmen, allein sie blieb mit der Mutter noch da.

Nach dem Souper tanzte ich mit ihr die versprochene Qua-

drille, und obgleich ich schon glaubte, unendlich glücklich zu sein, wuchs mein Glücksgefühl doch noch mit jedem Augenblick. Wir sprachen gar nicht von Liebe; ich fragte weder sie noch mich selbst, ob sie mich denn auch liebe. Es war mir genug, daß ich sie liebte. Und ich fürchtete nur eins: daß unser Glück gestört werden könnte.

Als ich nach Hause gekommen war, mich ausgekleidet hatte und ans Schlafen dachte, begriff ich sofort, daß dies ganz unmöglich sei. In der Hand hielt ich die Feder von ihrem Fächer und einen Handschuh von ihr, den sie mir gegeben hatte, als sie in den Wagen stieg und ich erst ihrer Mutter und dann ihr selbst hineinhalf. Ich betrachtete diese Gegenstände, und ohne die Augen zu schließen, sah ich sie vor mir: bald in dem Augenblick, wo sie, zwischen zwei Kavalieren wählend, meinen Decknamen erriet, mit ihrer lieben Stimme sagte: ‚Stolz, nicht wahr?' und mir froh die Hand reichte, bald beim Souper, wie sie das Champagnerglas an die Lippen führte und mit ihren zärtlichen Augen von unten herauf zu mir emporblickte. Aber immer wieder sah ich sie, wie sie mit ihrem Vater tanzte, wie sie mit abgemessenen, graziösen Schritten ihn umkreiste und voller Stolz und Freude über ihn und sich selbst zu den entzückten Zuschauern hinüberblickte — und unwillkürlich umfaßte ich ihn und sie mit der gleichen zärtlichen, gerührten Zuneigung.

Ich wohnte damals mit meinem verstorbenen Bruder zusammen. Mein Bruder hatte für die große Welt nicht viel übrig und besuchte keine Bälle; zudem bereitete er sich jetzt gerade zum Staatsexamen vor und führte ein äußerst regelmäßiges Leben. Er schlief. Ich betrachtete seinen tief ins Kissen gesunkenen und bis zur Hälfte in die Flanelldecke gehüllten Kopf, und ein zärtlich mitleidiges Gefühl überkam mich, mitleidig, weil er das Glück, das mir zuteil geworden, nicht kannte und nicht teilte. Unser leibeigner Diener Petruschka kam mir mit Licht entgegen und wollte mir beim Auskleiden behilflich

sein, ich schickte ihn aber fort. Der Anblick seines verschlafenen Gesichts mit den wirren Haaren schien mir ungemein rührend. Bemüht, keinen Lärm zu machen, ging ich auf Zehenspitzen in mein Zimmer und setzte mich aufs Bett. Nein, ich war zu glücklich, ich konnte nicht schlafen. Außerdem war es mir in den überheizten Zimmern zu warm; ohne meine Uniform abzulegen, ging ich ins Vorzimmer, warf den Mantel über, öffnete die Haustür und trat auf die Straße hinaus.

Ich hatte den Ball gegen halb fünf Uhr verlassen, über dem Heimweg und meinem Aufenthalt in unserer Wohnung waren noch etwa zwei Stunden verflossen, so daß es schon hell war, als ich die Straße betrat. Es war das richtige Karnevalswetter; die Luft war trüb und neblig, der nasse Schnee schmolz auf den Straßen, und von allen Dächern tropfte es. Oberst B. mit seiner Familie wohnte damals am äußersten Ende der Stadt vor einem großen freien Feld; an dessen einem Ende befand sich ein Mädchenpensionat, am andern Ende ein Rummelplatz mit allerlei Schaubuden und Volksbelustigungen. Ich durchschritt unsere stille Seitengasse und bog in eine große Straße ein, in der mir Fußgänger und Lastfuhrleute mit Brennholz auf Schlitten, deren Kufen schon gegen das nackte Pflaster stießen, entgegenkamen. Die Pferde mit den unter dem glänzenden Krummholz taktmäßig schwankenden Köpfen, die in Bastmatten gehüllten Fuhrleute, die in riesigen Stiefeln neben den Schlitten einherstapften, die Häuser, die im Nebel sehr hoch aussahen — alles schien mir heute besonders lieb und bedeutungsvoll.

Als ich auf das Feld hinaustrat, an dem sich ihr Haus befand, sah ich ganz ferne, in der Richtung zum Rummelplatz hin, etwas Großes, Schwarzes und hörte Trommel- und Flötentöne. In meinem Herzen sang es die ganze Zeit, und ab und zu unterschied ich deutlich das Motiv der Mazurka. Dieses hier aber war eine andere, harte, unschöne Musik.

‚Was ist das?' dachte ich und ging auf dem ausgefahrenen, schlüpfrigen Wege quer über das Feld in der Richtung, aus der die Töne kamen. Als ich etwa hundert Schritte gegangen war, erkannte ich durch den Nebel eine Menge schwarzer Gestalten, offenbar Soldaten. ‚Sie exerzieren wohl', dachte ich und ging mit einem Schmied in einer speckigen Pelzjacke und Lederschürze, der etwas auf dem Arm trug und die ganze Zeit vor mir her gegangen war, näher heran. Soldaten in schwarzen Uniformen standen in zwei Reihen, Gewehr bei Fuß, einander gegenüber und rührten sich nicht. Hinter ihnen standen Trommler und ein Flötenspieler und wiederholten unausgesetzt die gleiche unangenehme kreischende Melodie.

‚Was machen sie denn da?' fragte ich den Schmied, der neben mir stehen geblieben war.

‚Ein Deserteur, ein Tatar, muß Spießruten laufen', sagte der Schmied ingrimmig und starrte nach dem weit entfernten Ende der Doppelreihe.

Ich richtete den Blick ebenfalls dahin und sah zwischen den beiden Reihen etwas Entsetzliches auf mich zukommen. Dieses Entsetzliche war ein Mann mit entblößtem Oberkörper, an die Gewehre zweier Soldaten gebunden, die ihn führten. Hinter ihm ging ein hochgewachsener Offizier in Mantel und Mütze, dessen Gestalt mir bekannt vorkam. Der Delinquent stapfte mit den Füßen durch den schmelzenden Schnee, und sein ganzer Körper zuckte unter den Schlägen, die von beiden Seiten auf ihn niederfielen. Mehrmals war er nahe daran zusammenzubrechen, aber wenn er nach rückwärts zu fallen drohte, wurde er von den Unteroffizieren, die ihn führten, vorwärts gestoßen, und wenn er vornüber stürzte, hielten die Unteroffiziere ihn fest und zerrten ihn zurück. Und dicht hinter ihm ging mit festem, wiegendem Schritt der hochgewachsene Offizier. Es war Warenkas Vater mit dem rosigen Gesicht und dem weißen Schnurr- und Backenbart.

Bei jedem Schlag wandte der Delinquent wie erstaunt sein vom Schmerz verzerrtes Gesicht nach der Seite, woher der Schlag kam, und wiederholte, die weißen Zähne fletschend, immer die gleichen Worte. Erst als er ganz nahe herangekommen war, verstand ich, was er sagte. Er sprach nicht, sondern schluchzte: ‚Brüder, erbarmt euch! Brüder, erbarmt euch!' Doch die Brüder kannten kein Erbarmen, und als der Zug dicht an mir vorüberging, sah ich, wie der mir gegenüberstehende Soldat energisch vortrat, den Stock schwenkte, daß er pfiff, und ihn aus aller Kraft auf den Rücken des Tataren niedersausen ließ. Der Tatar stürzte vornüber, aber die Unteroffiziere fingen ihn auf, und ein ebenso starker Schlag traf ihn von der andern Seite, dann wieder von drüben und wieder von dieser Seite ... Der Oberst ging hinterher, den Blick auf seine Füße, bald auf den Delinquenten gerichtet, atmete mit vollen Backen die feuchte Luft ein und stieß sie dann durch die vorgeschobene Lippe wieder hinaus. Als der Zug an der Stelle, wo ich stand, vorübergekommen war, sah ich flüchtig zwischen den Reihen der Soldaten hindurch den Rücken des Delinquenten. Das war etwas so Buntes, Nasses, Rotes, Unnatürliches, daß ich es gar nicht für den Teil eines menschlichen Körpers halten mochte.

‚O mein Gott!' sagte der Schmied neben mir.

Der Zug entfernte sich langsam. Immer weiter fielen von beiden Seiten die Hiebe auf den stolpernden, zuckenden Menschen, nach wie vor rasselten die Trommeln und pfiff die Flöte, und immer im gleichen festen Schritt bewegte sich die hohe, stattliche Gestalt des Obersten neben dem Delinquenten. Plötzlich blieb der Oberst stehen und wandte sich hastig an einen Soldaten.

‚Ich werde dich schon schmieren lehren!' vernahm ich seine zornige Stimme. ‚Wirst du noch schmieren? Wirst du noch?'

Und ich sah, wie seine kräftige Hand im wildledernen Hand-

schuh den erschrockenen, kleinen, schwächlichen Soldaten ins Gesicht schlug, weil er seinen Stock nicht kräftig genug auf den roten Rücken des Tataren hatte fallen lassen.

,Frische Spießruten her!' schrie er, sich umsehend, und erblickte mich. Er tat, als kenne er mich nicht, und drehte sich mit zornig gerunzeltem Gesicht hastig um. Ich schämte mich so, daß ich nicht wußte, wohin ich sehen sollte. Es war mir, als wäre ich bei einer unsagbar schändlichen Tat ertappt worden; ich schlug die Augen nieder und eilte nach Hause. Auf dem ganzen Heimweg klangen mir bald die Trommelwirbel und die Flötentriller in den Ohren, bald glaubte ich die Worte zu hören: ,Brüder, erbarmt euch!' oder die selbstbewußte, zornige Stimme des Obersten: ,Wirst du noch schmieren? Wirst du noch?' Dazu im Herzen ein nagendes Schmerzgefühl, das sich fast bis zur physischen Übelkeit steigerte, so daß ich mehrere Male stehen bleiben mußte und glaubte, nun müßte ich sofort das ganze Grauen erbrechen, das bei diesem Schauspiel in mein Inneres gedrungen war. Ich weiß nicht mehr, wie ich nach Hause kam und mich zu Bett legte. Kaum aber begann ich einzuschlummern, so sah und hörte ich wieder alles und sprang auf.

,Offenbar weiß er irgend etwas, was ich nicht weiß', dachte ich von dem Obersten. ,Wenn ich das wüßte, was er weiß, würde ich auch verstehen, was ich gesehen habe, und es würde mich nicht so quälen.' Aber soviel ich auch grübelte, ich konnte nicht erfassen, was der Oberst wußte, und ich schlief erst am Abend ein, und auch das erst, nachdem ich einen Freund aufgesucht hatte und wir beide uns ganz toll bezecht hatten.

Meinen Sie nun, ich hätte damals entschieden, daß das, was ich da gesehen hatte, etwas sehr Böses sei? Keineswegs. ,Wenn das mit solch ruhiger Sicherheit ausgeführt und von allen für notwendig gehalten wird, so müssen sie eben etwas wissen, was ich nicht weiß', dachte ich und gab mir die größte Mühe,

mir dieses Wissen anzueignen. Allein so sehr ich mich damals und auch noch später bemühte, ich habe es nie erfahren. Weil ich es aber nicht erfahren konnte, wurde ich auch nicht Militär, wie ich anfangs beabsichtigt hatte. Zivilbeamter bin ich freilich auch nicht geworden, war also, wie Sie sehen, zu gar nichts zu brauchen."

„Nun, das wissen wir schon, wozu Sie zu brauchen sind", sagte einer von uns: „Sagen Sie bloß: wieviel Menschen würden heute zu nichts zu brauchen sein, wenn wir Sie nicht hätten?"

„Na, das ist schon ganz dummes Geschwätz", sagte Iwan Wasiljewitsch in ehrlichem Ärger.

„Nun, und Ihre Liebe?" fragten wir.

„Die Liebe? Ja, die Liebe begann von diesem Tage an zu schwinden. Wenn sie, wie das oft bei ihr der Fall war, mit lächelndem Gesicht vor sich hinsann, mußte ich gleich an den Oberst auf dem Exerzierplatz denken, ein peinliches, unangenehmes Gefühl überkam mich, und ich ging ihr immer mehr aus dem Wege. So versiegte die Liebe allmählich ganz. Ja, so geht es, solche Dinge können das ganze Leben eines Menschen umgestalten und in neue Bahnen lenken. Und Sie behaupten ..."

Aus dem vierten Band der „Erzählungen", dem zwölften der „Sämtlichen Romane und Erzählungen".

* * *

FRIEDRICH KURT BENNDORF

ALFRED MOMBERTS „ATAÏR"

Aber Einmal in jeder Ewigkeit
stapft ein felsenhoher Mann
von der Welt Enden
— mächtiger Schritt — heran, heran.

„Die Schöpfung" S. 158

AUS dem Bannkreis der „ratio" vorzustoßen zum „Wesen", zu dem, was der Chinese mit dem uralten Geheimniswort und sprachschöpferischen Positivum des „Tao" bezeichnet, des Welt-Sinns, der noch hinter aller Polarität als das unnennbar

Eine und Ewige waltet, zu dem, was der Inder das Seiende („sāt“) heißt und dem Brahman gleichsetzt, — in die „Zweitlosigkeit“ („advaĭtām“): — diese Wendung, welche sich heute, um 1920, ebenso in der philosophischen und theologischen Wissenschaft wie in den Künsten und auch in sozialen Lebensäußerungen vollzieht, hat das dichterische Schaffen bereits um das Jahr 1900 genommen. Innerhalb dieses Schaffens (und wohl im gesamten Schrifttum, Dichttum des letzten Menschenalters überhaupt) ist Alfred Mombert das größte Ingenium. Keiner hat jenes unerkennbar Eine — „Ich bin die Heimat / und singe leise“ („Der Denker“ I 9) — so hoch umkreist wie er. Sein Wort und Werk verändert das menschliche Bewußtsein von den Dingen der Welt, gibt einen neuen Überblick über sie, leiht ihnen andere Farben, und für die innere Erfahrung, daß der Geist heimischer ist in der „himmlischen“ als in der irdischen Sphäre, findet es Prägungen von biblischer Größe. Seine Dichtung ist „uferlos künftig“. Schon heute könnte er der Leuchtturm sein, nach welchem die Menschenschiffer ihre Fahrt richten. Jedoch Stunde und Stern sind noch nicht gekommen für ihn. Noch steht er als „der Geheimnisvolle“ im Hintergrund.

Aber hier in der Verwandlung
— der Geheimnisvolle —
lehne ich sinnend an der Säule,
den Zeigefinger auf der steinernen Lippe.

„Die Blüte des Chaos“ IV 4

Die Spannung zwischen seinem Wort und dem Unaussprechlichen, was sich dahinter birgt, ist heute noch zu stark, als daß Erkenntnis und Anvertrauung schon möglich wären. Und der Führer zu diesem „Hoch-Denker der Erde“, der Ausleger seines Wortes, der Perieget und Hierophant, muß erst noch abgewartet werden; die Mitlebenden können nur vorbereiten auf die schöpferische Synthese seiner „explanatio verbi“. Es muß

einer sein, der dem Verfasser der unvergänglichen „Reden über die Religion“ gleicht, ein Friedrich Schleiermacher, der mit intuitivem Blick vor Momberts Denkmal und Wunder innerer Wirklichkeiten tritt und sie in „Reden über die Aeon-Religion“ bestrahlt, so daß auch diejenigen magnetisch zu ihnen gezogen werden, die heute noch fern und unbewegt bleiben. Denn das Tonspiel der wundersamen Harfe des Heidelberger Meisters ist, wie schon angedeutet, keineswegs bloß Dichtung im ästhetischen Sinne: poetische Verzauberung beliebiger Zustände und Vorgänge des äußeren und inneren Lebens, sondern Verkündigung von angeborenem und entwickeltem Welt-Wissen, einer Schau, die das Ganze des Lebens betrifft und den ganzen Menschen angeht. Immer wenn Momberts Seele ihren Aufflug nimmt, erreicht sie die sakralen Bezirke. Sie ist erfüllt von dem Glauben an ein künftiges Menschenbild, das auf der Erde zu verankern von Anfang an ihre Berufung war. „Den großen, glühenden Stoß hab ich getan. / Hier hebt eine neue Schöpfung an.“ Der Mensch, den Himmel tragend wie Herakles als das Über-Irdische, und den Gott als das Über-Menschliche. Eine neue Wiederherstellung der ursprünglichen Einheit des Menschlichen und des Göttlichen. Ein Ausströmen der Gottheit, nicht, wie in der alten Mystik, ein Einströmen. Die ewige Beziehung des Einzel-Ichs zum All-Ich. Der Mensch als „der Held“ der Erde und — „sonnehaft: der himmlische Held“ (Ataïr III 1). Die „furchtbare Herrlichkeit“ des Lebens. „Wenn es uns auch zerreißt, / wenn es uns schier zerbricht: / Es ist doch der Geist; es ist ja das Licht“ („Der Sonne-Geist“ S. 32).

Der Aeon-Dichter rührt also vor allem an die religiöse Seite unsres Wesens. Durch die Wolken, die für gewöhnlich den Tempel unsres Inneren bedecken, zucken die Blitze Gottes. Ahnungen erdämmern uns von der verborgenen Welt, mit welcher der Mensch rätselhaft verbunden ist. Wir werden in einen

Urzustand der Sprache gezogen, wo sie wieder ganz Bild und Gefühl ist und nicht in Begriffen denkt. Wir lauschen einem Magiker der Bildersprache und bewundern seine Gabe: „die schöne Rosen-Kunst", die so verwandt ist der „Rosenkunst" orientalischer Religionspoesie vergangener Jahrtausende, nicht weniger erhaben, schlicht und inbrünstig als diese. Mag eine Sprachschöpfung, die sich des gedanklichen Ausdrucks in viel höherem Grade entschlägt, als man im Abendland es gewohnt ist, zunächst befremdend wirken und nicht ohne weiteres zugänglich sein, sie leitet doch um so tiefer hinab in die unterirdische-überirdische Welt jenes heiligsten Seelengebietes, das mit dem Namen Mystik getauft ist. Wer diesem zuneigt, für den kann die gestaltete Mystik Momberts, sein Mythos, eine Offenbarung bedeuten.

*

> **Strahlen-Sammler bin ich aus den Welten.**
> **Strahlen-Sender in die Welten.**
> **Bald selber Strahl.**
>
> **„Ataïr" III I II**

Mit solcher allgemeinen Betrachtung sei das neue Werk des Dichters angezeigt. Es nennt sich, körpervollen Namens, nach der großen Sonne im Sternbild Adler am nördlichen Himmel: Ataïr, und ist eine Gedicht-Symphonie in drei Sätzen, reich an Kontrasten und Steigerungen: „Fahrten mit der Materie", — „Die Ur-Jahre" („Fahrt zu dem Ur-Geist" . . . „in die ewige Schmiede der Formen"), — „Sfaira" („. . . die Erde in Geist verklärt").

Um das Hauptthema dieser Symphonie anzuschlagen, wird man die Worte I 4 II (S. 27) wählen dürfen: „Strahl aus neuer Zeit fiel an mein Haupt" (zu vergleichen II 5, S. 108: „Fernes Ataïr-Licht fiel an mein Haupt"). Überall (wie auch schon in früheren Werken) rührt der Dichter an das (uns Heutigen ja so nahe gerückte) Geheimnis der Strahlen

und Strahlungen, und findet man den Gedanken entfaltet und gestaltet, daß der Mensch, immerdar umwölbt von den Sternenräumen, in jeder Sekunde zeugender Bestrahlung ausgesetzt ist. „Ataïr" ist ein Astral- und Strahlen-Mythos. „Ich forschte nach dem Strahl am Himmel" (S. 172). — „Ich bin ein Strahl-Erfahrener" (173). — „Wunderbare Gedanken-Strahlen" (86). — „Leben-strahlende Kristalle" (30). — „Zerstörter Lichtstrahl wimmert" (74). — „Der Strahlen-Fackel-Halter" (76). — „Mich bezaubern die Unfaßbarkeiten. / Die Wunder des Wehens. / Die Umstürze der Finsternis. / Sterne: Immer-Strahlende. / Antāres-Licht blinkt an mein Haupt" (110). — Das Strahlen-sendende Welt-All (gegenüber dem Ich): als wahrhaftes „Traum-Bild der ewigen Jugend" (224): das ist ein Hauptthema des Werkes. Und die endliche Vereinigung Sfairas mit dem Doppelgestirn Ataïr (III 13, S. 214) und seine Scheidung von ihm (III 15, S. 220) gehört gleichfalls zu diesem unendlichen Thema.

„Ewige Jugend!" Hoch und strahlend wie die Stern-Sonne Ataïr schwebt dieses goldene Traum-Bild von jeher über den „Traum-Wohnern der Erde". Klarer und zwingender als der Gedanke der „Ewigen Wiederkehr des Gleichen" und, wie dieser, nur dichterischer Darstellung zugänglich, erscheint der der Ewigen Neu-Schöpfung. Er ist es, der die Menschheit immerdar tröstet, ihr Mut und Hoffnung einflößt und wie kein anderer sie hinwegzuheben vermag über die Dumpfheit einer Zeit wie der unsrigen. Neu-Werdung in immer neuen Formen und Gestalten! — „Neugeborene mit neuen Namen" (III 7). — „Wird Alles immer wieder neu, / immer gehen brausend freie Klänge durch die Seele, / immer umfließen schöne liebende Himmel" (III 1). — Die Unerschöpflichkeit der Phantasie! — „Fantasia, du in den Welten" (II 2). — „Ich schaue nicht zurück. / Ich schreite vorwärts durch den Äther („Sfaira" III 7).

Der Zusammenhang des neuen Werkes mit dem vorhergehenden „Der Held der Erde" und nicht weniger mit dem dritten Aeon-Drama ist augenscheinlich. Dort, im Gedichtwerk, heißt es IV 3: „Er! Er erscheint! / Sfaira erscheint: Der Geist aus meinem Geist: / Die Freude des Menschen / . . . / Meine ewige Jugend / lächelt mir zu." Hier, in der Schluß-Szene des Dramas, taucht die in „Ataïr" zentral gewordene Gestalt Sfaira zum ersten Male auf, vorbereitet bereits durch den großen Dialog zwischen Aeon und Semiramis im zweiten Akt, da wo Aeon spricht: „Meine Gestalt beginnt schon zu verstirnen" . . . „Es ergreift mich lichter Äther: heitere Wahrheit" . . . „Hier ist ein Ziel" . . . „Hier werden Zeugung und Geburt ein Traum": — „zwei goldene Engel, priesen sie den Himmel, / sie faßten sich zum Tanze, / sie tanzten hinüber ins Glück ihrer neuen Sfäre. / Ihnen wandert Aeon nach."

Solche psychologischen Zusammenhänge verfolgen, — die den einzelnen Gedichtgruppen innewohnenden Gefühls-Gedanken umschreiben, — die weiterentwickelte Ichwelt-Anschauung des Dichters nach der idealen wie realen Seite hin beleuchten, und auch die ästhetischen und kunsttechnischen Werte erkennen: das würde zu den Aufgaben gehören, die zu lösen und die lösbar sind. Dagegen ist der metaphysische Gehalt einer Dichtung wie „Ataïr" mit Worten ebensowenig zu erfassen wie der einer Musik von Bach oder Beethoven. Die Begriffssprache, wie sie das All vereinseitigt, kann auch über den Mikrokosmos solcher Schöpfungen etwas Bündiges nicht aussagen. Vor allem gilt es, sich der dichterischen Bild- und Klang-Traumwelt Momberts andächtig hinzugeben und sie ohne Grübeln des Verstandes auf sich wirken zu lassen. „Das Wort sie söllen lassen stahn / und kein [Ge-]Dank dazu haben."

* * *

JOSEPH GÖRRES
DAS FAUSTBUCH

Aus Joseph Görres' Charakteristik der deutschen Volksbücher, wovon ein Neudruck soeben als Nr. 382 der Insel-Bücherei erschien.

„Diese Erneuerung", so heißt es im Geleitwort des Herausgebers Josef Prestel, *„ist ein gekürzter Abdruck der Originalausgabe von 1807; keine Totenmaske, sondern ein Kinderbildnis, mit jenen Zügen nur, die einst ursprünglich und ahnungsfreudig wirkten. Bei Görres gerät das Wehen Herderschen Geistes in den Wirbel magischer Naturphilosophie, und in diesem Schwung und Kreisen blühen Bilder, blitzen Erkenntnisse, glühen Bekenntnisse. Damit ist der dreifache Wert des Buches angedeutet: es ist die Gabe eines unsrer feurigsten Prosaisten, es ist das Grundbuch geworden für die Schätzung eines ganzen bislang mißachteten Literaturzweiges, es ist ein ragendes Denkmal der nationalromantischen Bewegung.*

Vom Heidelberg des ‚Wunderhorn' ging auch Görres' Schrift aus. Brentanos reiche Bibliothek barg die verkannten Kostbarkeiten, welche Görres nun wie in einer Vitrine herausstellte. Die Wände dieser Vitrine waren buntglasig und haben die Bücher in einen Schimmer getaucht, der nicht auf allen haften blieb. Die wilden Arabesken der Fassung überschnörkeln das Blickfeld. Und doch sind sie für die romantische Denk- und Ausdrucksart so bezeichnend, daß nur wenig davon abgebrochen werden durfte. Görres, der nachmals dem Wunderhorn der fügigste und feurigste Deuter wurde, stellt das Volksbuch neben das Volkslied. Beide sind ihm Zeugen alter Herrlichkeit, und er sieht das Wildwasser dieser Volksdichtung herabstürzen von den Höhen mittelalterlicher Kunst, und er hört es heraufrauschen aus den Tiefen des Volkstums. Beides aber ist ihm eins, und das wird besonders deutlich im Nachwort mit seiner Apotheose des Mittelalters, in der Novalis' ‚Europa' übersteigert wiederkehrt.

Der Kreis von Görres' Volksbüchern ist weiter, als wir ihn heute ziehen. Das zeigt schon der Untertitel: Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneybüchlein, welche teils innerer Wert, teils Zufall, Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat.

Unsere Auswahl der Charakteristiken durfte auf all die Schriften verzichten, die wir nicht zu den erzählenden Volksbüchern rechnen: Bauernpraktik, Traumbuch und Liebeskunst, der Müller Ehrenkranz und der Kürschner Ehrenlob, der Sibyllen Weissagungen, die Rat- und

Stechbüchlein und dergleichen mehr; zu anderen wie Markolf, Ahasver, Hirlanda bringt er nichts Wesentliches bei. Aber auch die getroffene Auswahl erscheint nicht im vollständigen Abdruck. Das bibliographische Beiwerk, schon dem Stand damaliger Forschung nicht gemäß, entfällt ebenso wie die quellen- und textkritischen Aufstellungen, obgleich hier sein schweifender Scharfsinn oft glänzt wie etwa in den Kombinationen zur Karlssage oder zu Montevillas Reisen; einiges wurde aus diesem Grunde beim Fortunatus herausgeschält. Die Auslassungen sind überall durch Gedankenstrich angedeutet.

In der besten Arbeit, die wir über Görres' Volksbücher besitzen, von Franz Schultz, wird die Charakteristik des Faustbuches ein Höhepunkt der literarhistorischen Leistung seiner Zeit genannt. Während sonst bei Görres oft nur fruchtbare Ahnungen flüchtig aufleuchten, ist hier das Wandern und Wachsen einer Sage, ihr Zusammenschießen unter einem suggestiven Namen wesenhaft gesehen. Die Spekulation über die Teufelsmagie zeigt uns, wie man das Faustproblem anfaßte seitab von Goethe, der ein Jahr danach ihm das Siegel ewiger Sendung aufdrückte."

DASS Satans Reich groß und mächtig auf Erden sei, hatte man frühe schon verstanden. Was oben am dunkeln Himmel glänzte, blinkte, strahlte, das war den Menschen wohl befreundet und ehrwürdig, aber nicht grauenvoll, schreckhaft; was aber der Erde dunkler Schoß verbarg, was im Erdbeben ihn durchzuckte, was aus geborstenen Rissen dunstig, schwefelflammig, seuchenverbreitend sich ergoß, das war ihnen unheimlich, verdächtig, grausenhaft; da schien ihnen kein Stern herauf, finsterer und immer finsterer wurde die Finsternis, je tiefer sich die Phantasie in den Abgrund hinabversenkte, bis endlich die geschreckte selbst erstarrte und unten, ganz unten die Nacht in schwarzen Klumpen gerann; und in dem Abgrund, den nimmer des fernen Himmels Morgenrot erreichte, da brannte der Hölle Pfuhl, da lag der alte Lindwurm mit allen Erdenübeln und schlief, solange der Sonne Licht der Erde Oberfläche bescheint und die Gemeinde gottselig fromm

vor den Altären kniet; wenn aber die Nacht die Erde nicht mehr mit Himmelslicht tränkt, wenn der Kerzen Schein am Altar erlischt, wenn der Hölle Reich dann weiter wird und freier, wenn die Lebenden schlafen, die Toten aber wachen und wandeln: dann sendet der grimme Wurm die junge Brut hinaus auf Raub und Nahrung, und durch die Lüfte streift dann das Gezücht, und die Werke der Finsternis treiben, die treten dann auf den Kreuzwegen in ihren Zauberkreisen mit ihnen in Verkehr, und die ungetümen Kinder der Lüge helfen ihnen Unheil und Böses schaffen. Denn die Fürsten des Himmels, hat man geschlossen, die Sterne sind an der Astrologen Kreise festgebunden; der Menschen Geist vermag so gleicherweise durch nigromantischen Zauber die Fürsten der Finsternis in gleiche Kreise einzubannen, daß sie ihm Rede stehen, daß sie die arge, aber übermenschliche Kraft zu seinem Dienst verwenden, daß sie die Geheimnisse und die Schätze der dunkeln Nacht ihm öffnen, daß sie die Naturkräfte ihm dienstbar machen und ihn durch ihre Macht zum Erdenfürsten erheben dafür, daß er sich selbst und den irdischen Leib ihnen erb- und eigentümlich verschreibt. Das ist daher das Wesen der Magie, ein furchtbarer Bann, der hinunter in der Erde Abgrund reicht, und wenn des Menschen Tun die Schranken des Irdischen verläßt, wenn er in seinem Treiben sich in sich selber scheidet und himmelan die Flamme der frommen Gottseligkeit schlägt und endliche Menschen zu Heiligen des Himmels sich verklären, dann muß in der Scheidung der Gegensatz notwendig sich ebenfalls mit hervordrängen: während die einfältige, schuldlose Gottesfurcht in stiller Hingebung des Himmels Reich gewinnt, muß der kecke, übermütige Trotz der Hölle Pforten stürmen; dort wird irdische Mühseligkeit mit himmlischer Glorie dann vergolten, hier irdische Wohlfahrt mit ewiger Höllenqual gebüßt. Daher ist die Magie mit allen ihren Künsten und Zauberformeln und Beschwörungen, mit

ihren Kreisen und Sprüchen durchaus ein deszendenter religiöser Kultus; gottlos schwört das Menschenkind den Himmel ab, und mildtätig nimmt die Hölle ihn dafür zum Heiligen auf.

Das war der konsequente Volksglauben der Zeit, die in religiöser Genialität so viele Selige dem Himmelreiche eingeboren hat; er hat auch diesen Faust geboren, der zwar als ein Produkt der jüngeren Zeit erscheint, von dem aber die Propheten der vergangenen Alter wie von einem noch kommenden geweissagt hatten. Ebenso ist hauptsächlich auch von ihm, als die religiöse Genialität in eine poetische sich verlor, jenes neue, unendliche Objekt der Kunst ausgegangen, an dem sie in den neueren Zeiten so vielfältig sich versucht: die Darstellung des Teufels nämlich. Das Zerrissene, Grundböse in plastischen Umrissen, also in Harmonie darzustellen; das durch seine innere falsche Natur immerfort Verzerrte zur Ordnung und Einheit zusammenzuzwingen; das Mißverhältnis selbst in Verhältnisse einzuschließen und der absoluten Verlogenheit doch eine Kunstwahrheit zu leihen: das ist die schwer zu lösende Aufgabe, gleichsam als ob man fressendes Gift bereiten sollte in einem Becher, der seine Berührung scheut und davon in Stücke zerspringt. Durchaus fällt daher das Problem jenseits der Grenzen der eigentlichen Kunstschönheit hinaus, gerade der negative Gegensatz alles Schönen muß sich in ihm bilden, und ein vollendeter Teufel kann uns unmöglich Liebe abgewinnen, er kann nur auf unsern Haß Anspruch machen; teufelisch müssen wir ihn selbst erblicken und teufelisch uns an ihm freuen, und dies Erwecken unserer Teufelhaftigkeit durch die äußere kann allein die Genialität des Werkes konstituieren. Indem wir aber uns an ihm ergötzen, haben wir selbst gleichfalls gewissermaßen schon einen Bund mit ihm geschlossen, Fausts Sympathie mit ihm war eine gleiche, nur enger; er lebte mit ihm gleichsam in einer umgekehrten Ehe, der nicht

Liebe, sondern Feindseligkeit zum Grunde lag, und die daher mit der Vernichtung des Schwächeren, Gehaßten endete. —

Daß Faust gegen Ende des fünfzehnten und den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wirklich existiert habe, geht aus einer Menge historischer Zeugnisse von Augenzeugen, die ihn gesehen zu haben versichern, hervor. — Aus allen diesen Zeugnissen, obgleich sie sich häufig, sogar in Rücksicht auf sein eigentliches Vaterland, widersprechen, geht so viel hervor, daß er als historische Person angesehen, als ein pfiffiger, verschlagener, seinem Jahrhundert imponierender, vielleicht auch in geistiger Bildung und technischer Geschicklichkeit wirklich überlegener Mensch erscheint, der besonders seine Wichtigkeit eben durch sein Zeitalter erhielt. Indem nämlich die Reformation den erschlafften religiösen Sinn wieder aufs neue weckte, konnte dieser bei dem durchhin nüchternen nordischen Charakter, der sie bezeichnete, unmöglich in glühender Andacht sich in religiöse Transzendenz verlieren, sie mochte lieber polemisch hervorbrechen und den Gegensatz des Heiligen dem öffentlichen Abscheu hingeben, wie sie überhaupt den ältern Kultus als einen gleich negativ gewordenen dargestellt und dem gleichen Abscheu preisgegeben hatte. So erscheint Faust daher in der Geschichte gleichsam als der allgemeine Repräsentant der ganzen schwarzkünstlerischen, zauberischen Tendenzen, die durch alle Jahrhunderte durchgegangen waren, jetzt aber an der Grenze, wo das einige Ganze der Religion schismatisch in sich selbst zerfiel und Haß und Feindschaft in den getrennten Gegensätzen erwuchs, endlich ihren gemeinschaftlichen Sammelpunkt in einem Manne fanden, der bei seinen vielfältigen Reisen in mannigfaltige Berührung mit allen Klassen des Volks gekommen war und überall sich der Gemeinschaft mit dem Bösen rühmte. Schon in den frühesten Zeiten trug sich das Volk mit ähnlichen Erzählungen von Teufelsbannungen, wie sie im Faust sich finden. Außerdem, daß

das ganze Hexenwesen unmittelbar damit zusammenhing, in dem durchaus die mystische Verzückung, aber nicht in die Seligkeiten des Himmels, sondern in den Abgrund der Hölle, auf den Blocksberg oder unter das Hochgericht wiederkehrte, hatte das Volk zu allen Zeiten Menschen, die es im Bunde mit dem Teufel glaubte. — So hatte jedes Zeitalter gewissermaßen seinen Faust, von jedem wußten die Zeitgenossen irgend etwas Übermenschliches beizubringen, das nur als Emanation des Bösen ihnen begreiflich wurde; alle diese Einzelheiten sammelten sich endlich in dem wahren und dem letzten Faust, der als der Heermeister aller vorhergegangenen Zauberer sich an ihre Spitze stellte und alles vollbrachte, was diese gekonnt, und noch ein Mehreres. Faust ist daher gewissermaßen mehr Buch als Person, alles was von seinen Zauberkünsten die Geschichte seines Lebens erzählt, ist früher viele Jahrhunderte schon als Tradition im Volke umgelaufen, und Fausts Bildnis war gleichsam das Siegel nur, was man auf die Sammlung aller gedrückt. Wirklich ist kaum irgendein Faktum in Fausts Leben, das sich nicht mit einer früheren gleichlautenden Tradition belegen ließe.

* * *

HELENE NOSTITZ
IMPRESSIONEN

Eleonora Duse

Die folgenden Kapitel sind dem Buch „Aus dem alten Europa“ entnommen, von dem soeben die zweite Auflage erschien.

WARUM werde ich diese Hände nie vergessen? Hände, die immer zum Greifen des Unsichtbaren bereit waren? Und doch hatten sie gelitten, diese Hände, in herber Berührung mit der Wirklichkeit. Aber abwehrende Hände waren es, in denen jeder Nerv zuckte und die Bewegungen der feinen, spitzen Finger formte. Sie waren nicht zum begrüßenden Händedruck bereit,

sie wollten für sich sein und nur in den seltenen, höchsten Stunden leise berührt werden. Doch schon zuckten sie wieder wie sensitive Pflanzen, um sich leise in ihr Eigenleben zurückzuziehen. In jenem einen Akt „Diritti dell'anima“, in dem ich Eleonora Duse zum erstenmal sah und in dem sie bis zum Schluß ihr qualvolles seelisches Martyrium einem ungeliebten Mann gegenüber durch kein Wort äußerte, waren diese Hände alles in ihrer stummen Qual. In ihrer bleichen Verkrampftheit drückten sie wie ein Gesicht die Unerträglichkeit seelischer Knechtschaft aus und waren doch frei, weil diese Knechtschaft immer nur scheinbar sein wird. Sie wanden sich wie schlanke, bleiche Birkenzweige im Mondschein, die von einem plötzlich aufbrausenden Sturmwind bewegt werden, oder lagen ineinandergeschlungen wie die Wurzeln eines Baumes auf dem leidenden Schoß der unverstandenen Frau.

Ehe aber der Vorhang fiel, brach die verhaltene Kraft dieses geplagten Wesens mit einem Male los. Da war es die ganze Gestalt, waren es Stirn, Augen, Mund, Arme, alles, alles, nicht nur die Hände, die den ungeheuren Schmerz dieser sonst immer schweigenden Seele ausdrückten, und der Himmel mußte zuhören, als dieser Kopf sich zu ihm emporhob und über das fahle Antlitz die Unwetter vieler banger Nächte zogen. Wie kommt es, daß ich nach so vielen Jahren die Gewalt dieses Schmerzes noch sehe, als spielte die Duse heute vor mir! Echt und groß war dieser Schmerz und nicht aus dem Gedächtnis auszulöschen. Er ist eines der Symbole des wahren Schmerzes überhaupt in meiner Seele geworden. Wenn sie dann auch mit unendlicher Meisterschaft in dem zweiten Stück, der „Locandiera“, eine glückliche, lächelnde Gestalt brachte, die auch unvergeßlich mit ihrem Liebreiz und ihrem Rosenduft in meiner Erinnerung haftet, so bleibt doch die eigentliche Duse vor mir am stärksten in dem unausgesprochenen Leid des ersten Dramas.

Und dann wieder in Ibsens „Nora“. Es ist Nacht, sie ist allein. Es ist ihre Nacht, — nie wird eine solche Nacht wieder sein! Sie gestaltet sie und weiß sich ihre große Einsamkeit zu schaffen, in die nicht einmal eine Vogelstimme tönen darf. Die Bühne muß ihr gehorchen, wie sie dasteht in ihrem schon ergrauten Haar — „la grande tragédienne“, die vom Stück uns kaum etwas gibt, denn sie selbst ist es, die genügt, um unserem Herzen ein unvergeßliches Beben mitzuteilen, das erst die Todesstunde uns vielleicht wiederbringen wird.

Fortuni

Ich denke an den Abenteurer und die Sängerin von Hofmannsthal. Wie wird da die Seele mit süßer Sehnsucht erfüllt, welche sanfte Wehmut atmen nicht jene fremden Masken, die aus der Gondel steigen, um das nächtliche Fest des Abenteurers zu feiern. Diese Stimmung ist auch sogleich um uns, wenn wir selber am Abend in Venedig die Fenster öffnen und die weichen Stimmen der Sänger von den mit bunten Lampions behangenen Schiffen zu uns herüberschallen, als sängen das Meer und die Lagunen. Dies sanfte Klingen vermischt sich mit dem Anschlagen der kleinen Wellen an den Palazzomauern. Manchmal ist es auch, als wäre das Grauen nur verdeckt, das überall in den verlassenen Gefängnissen der Bleidächer, hinter den morschen Balken der alten Paläste spukt. Wie verfolgen einen die Gesichter der Sträflinge mit ihren gelben Mützen auf den schwarzen Gondeln, wenn sie leise, nur mit ihrer Kette klirrend, in den engen Kanälen an uns vorüberfahren. Auch der Schrei der Irren, die auf der einsamen Insel in der Lagune hausen, zieht durch die Nächte, die wir mit Liebe und sanftem Gesang erfüllen möchten, und die Melodie der Wellen längs der Palazzomauern wird an dunklen Tagen zum Schluchzen.

Auf dem Platz von San Marco, wo die Tauben am fest-

lichen Morgen in der Sonne flattern und in den Mondnächten unter Marmorgiebeln träumen, trafen wir den Spanier Fortuni. Er war breit und kraftvoll in seiner äußeren Erscheinung, blickte aus schwarzem Auge klug und bewußt und war doch „un rêveur malgré lui.“ Er entwickelte uns sogleich seine Pläne über den Theaterhimmel, den er erfunden und den er sich hinter die ganze Bühne gespannt wünschte, um eine ruhige Einheit zu erzielen. Dann führte er uns auf den weiten Boden eines Palazzos, wo die Tücher und Kleider hingen, die er mit seinen Farben und Ornamenten schmückte. Dort fand man altmykenische Muster wieder, und auch das Gewand des Wagenlenkers von Delphi mit seinen kühnen und edlen Falten. Die Pracht der Gewänder glühte zwischen den einfachen Holzsäulen auf, gleich einem Sonnenuntergang auf der Lagune; vom tiefsten Orange bis zum leuchtendsten Karmin spielte die Farbensymphonie uns alle ihre Töne vor. Fortuni stand fast nüchtern daneben. Das alles war entstanden, er wußte kaum wie — diese Blätter und Blüten auf den durchscheinenden Stoffen, die sich leicht und unkörperlich wie Wolken anschmiegten.

Wir verbrachten noch einen Abend bei Fortunis Mutter, die er rührend in einem alten Palazzo pflegte. Ihr edler weißer Kopf leuchtete aus alten venezianischen Brokaten hervor. Es erschienen dort schöne, unbekannte Menschen, wie so oft in Venedig, die man vielleicht nie wiedersehen würde. Unter ihnen auch Franchetti, der in seinem Traumdasein einzig mit dem Plan des Wiederaufbaus des „Cà d'oro“ beschäftigt war. Einen Saal hatte er in seiner alten Mosaikenpracht schon neu erstehn lassen. Aber noch viele Jahre sollten vergehen, bis diese Arbeit vollendet sein würde.

Am späten Abend fuhr unsere Gondel langsam wieder in die Nacht hinaus. Gerade diese Abfahrt im Schatten der großen Paläste sehe ich noch so deutlich vor mir — wie das Boot

langsam wiegend dahinzog und das Gefühl des Abschieds, des Vergangenen uns umgab, das immer diese Stadt durchzieht. Nach dem Kriege fragte ich wieder nach Fortuni, und man sagte mir, daß er im venezianischen Palazzo mit der würdigen, schönen Mutter noch immer seinen Visionen lebe, ungestört von europäischen Katastrophen.

Nijinsky

Da steht Nijinsky vor mir auf, wie am ersten Abend, als ich ihn sah. Schwebend, beglückt, an Tanz nicht denkend und doch seine höchste Vollendung darstellend. War er denn nicht mehr als ein Mensch, als er, die geliebte Rose verlassend, mit einem Aufschrei seines ganzen Körpers aus dem Fenster entschwebte und in die blaue Nacht hineinzufliegen schien? Denn dort erwarteten ihn sicher Winde, Mond und Sterne, erwartete ihn das Weltall, ihn zu umkreisen. Die Sphärengesänge ertönten durch die Lüfte und beflügelten seinen Aufschwung. Denn er flog aus diesem Fenster, aus diesem Raum, der ihn beglückend erfüllt hatte, mit einer neuen Sehnsucht, einem stärkeren Begehren. Schon war die sanft träumende Rose vergessen; neue Königinnen winkten ihm von hohen Bergen. Er würde Gipfel überfliegen und auch diese zurücklassen, um zu den Sternen zu ziehen, und auch dort immer neue Welten suchen. Dies alles sagte seine einzigartige Gebärde, die von einem so hohen Schwung beseelt war, wie nur ganz selten eine irdische Gebärde. Sein Tanz vorher war nur ein Hindrängen zu diesem Aufstieg, der das Äußerste vermochte und es auf alles ankommen ließ.

Und dann fiel der Vorhang und erhob sich wieder über einem üppigen, sinnenrauschenden Bilde: Kleopatra auf ihrem Thron. Unendliche Farben, zarte Fleischtöne und traumhafte Fesseln und Füße, wie nur die slavische Rasse sie hervorbringt. Alles aber versank vor dem Anblick des einen Negers

Nijinsky! Er gehorchte der Königin, und doch war er es, der befahl. Er trug sie, und doch war sie es, die zu seinen Füßen lag. Er bewegte sich, wie ein herrlicher, zum Sprung bereiter Panther, und faßte die ganze Sinnlichkeit des Bildes in einer einzigen seiner erhabenen Bewegungen zusammen. Das Symbol, das er so schuf, glich der sublimsten Vision, die wir von diesen Dingen haben. Wie eine Riesen-Cobra wand sich sein Gang von der Königin weg und zu ihr hin und war schwer bebeladen mit dem sinnenberauschenden Begehren duftender Nächte. Doch lag in keiner seiner Bewegungen die alles zerstörende Erfüllung. Immer zum Sprung bereit, immer vor dem Tode und vor der Liebe stehend, so bleibt er in der Erinnerung zurück. In allem das Äußerste wagend und doch vor der Auflösung und der Stillung der letzten Sehnsucht die Frage der noch kommenden Bewegung stellend.

Enrico Caruso

Wie sehnen wir uns nach der Ferne in allem. Wir wissen gar nicht, wie sehr wir uns danach sehnen! Auch mir war es so stark nicht bewußt. Caruso lehrte mich zum erstenmal, was Ferne in der Musik sein kann. Ich hörte nach langen Jahren seine Stimme wieder, die ich in Rom bewundert hatte und die damals schon eine herrliche Stimme war. Aber plötzlich kam etwas ganz Neues an mein Ohr, etwas nie Gehörtes. Was bedeutete diese Vision, diese umflorte Sanftheit, eben diese Ferne, die unendliche Welten eröffnete und wie eine neue Erscheinung mich umgab, die wie alles Vollendete dem Stofflichen entrückt und etwas anderes geworden war? Eine Offenbarung übersinnlicher Art! In diesem Augenblick erfuhr ich, daß es Möglichkeiten in der Musik gibt, die ein Geheimnis berühren, das uns fast immer verborgen bleibt. Wenn zwei Seelen in diesen Fernen sich begegnen, dann tönt ein Klingen durch das Weltall. Caruso hatte einen solchen Augenblick in

seiner Stimme festgehalten. So von weit her hatte wohl noch kaum jemand mit seinem Gesang dies Geheimnis enthüllt, das immer wortlos bleiben wird.

„Wie dick und häßlich ist Caruso," sagte mir eine Dame, „ich kann das nie vergessen, wenn er singt." Sollte ich auch an das Frühstück im Schlosse Monaco denken, wo er Dutzende von Selbstkarikaturen auf die Menus zeichnete und kindlich dazu lachte? Wie gleichgültig war das vor diesem sanften, fernen, flehenden Ton, der durch den Saal flutete und die Tür zu anderen Welten öffnete, wo es Gestalten in diesem Sinn nicht mehr gibt!

★ ★ ★

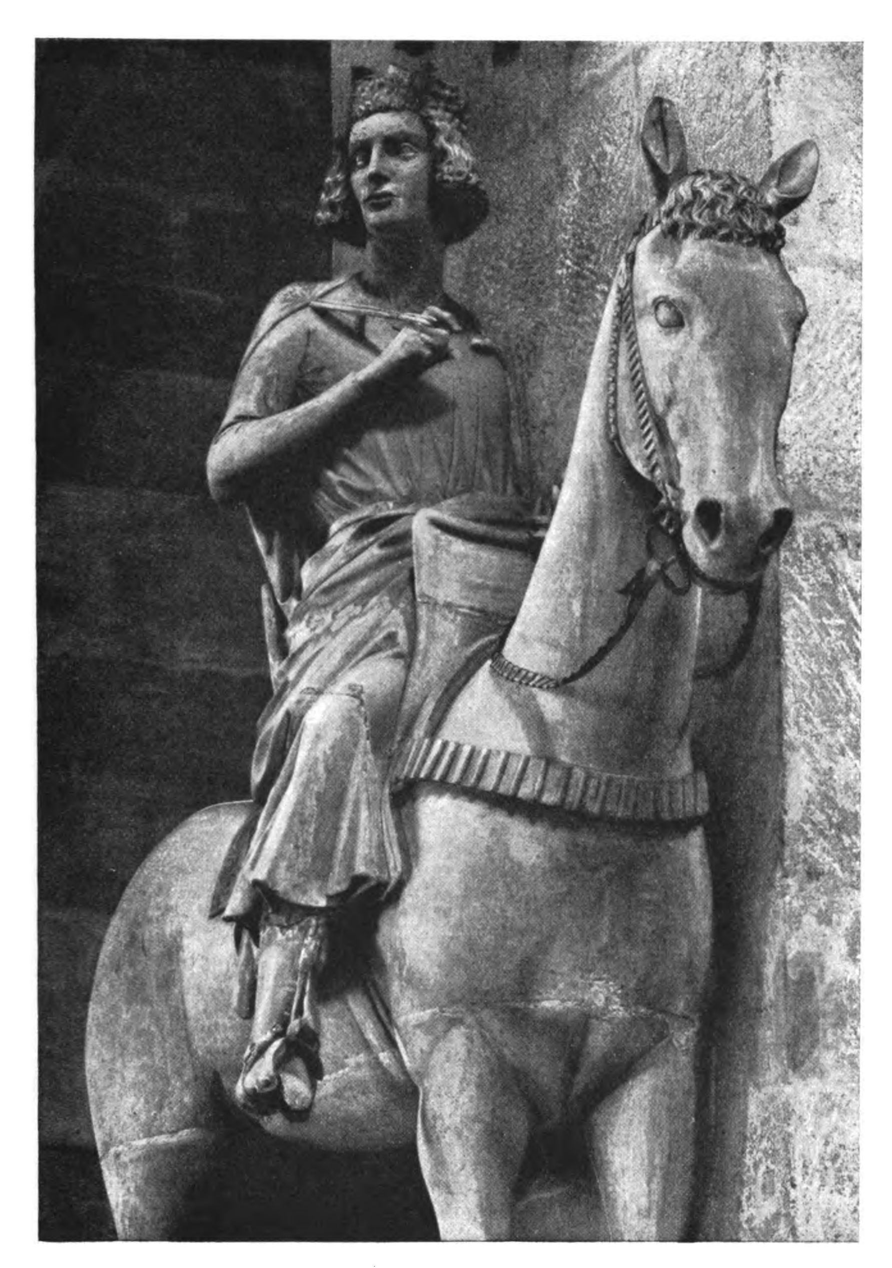
HANS JANTZEN

DER BAMBERGER REITER

In der Sammlung „Deutsche Meister" ist soeben der Band „Deutsche Bildhauer des 13. Jahrhunderts" von Hans Jantzen erschienen. Wir entnehmen dem Vorwort des Buches die folgenden, sein Wesen charakterisierenden Sätze:

Die erste große Epoche der Entfaltung gotischer Monumentalskulptur in Deutschland liegt im wesentlichen in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Straßburg, Bamberg; Naumburg sind die Namen, die vor allen andern in dieser Zeit, auf der das verglühende Licht der staufischen Kultur ruht, aufleuchten. Wenn wir auch keinen einzigen der Künstler, die in jenen Kunstzentren arbeiteten, seiner Person nach bezeichnen können, so geben sie sich doch in ihren Werken als so scharf geprägte Individualitäten von so überragender Bedeutung, daß es keiner Rechtfertigung bedarf, sie in eine Reihe „Deutsche Meister" aufzunehmen.

Eine diese Epoche im engeren Sinn treffende Stilbezeichnung besitzen wir nicht. Es ist die klassisch-heroische Phase der deutschen Gotik; Bamberg ihr Höhepunkt, Straßburg und Naumburg Beginn und Ablauf. Die Forschung hat stets dazu geneigt, gerade diese Phase unter dem Gesichtspunkt eines Nachlebens antiker Kunstprobleme oder als Vordeutung auf die Renaissance zu betrachten und diesen Perioden die Kriterien für die Beurteilung der künstlerischen Erscheinungen des



Der Reiter
Bamberg, Dom

13. Jahrhunderts zu entnehmen. So werden seltsamerweise die höchsten Offenbarungen deutscher Monumentalskulptur vorwiegend mit fremden und falschen Maßstäben gemessen, zumal noch die stark betonte Blickrichtung auf die französische Entwicklung hinzukommt. Demgegenüber ist in den Betrachtungen dieses Buches versucht worden, zum Ausdruck zu bringen, daß diese Bildwerke Schöpfungen der christlichen Kunst des Mittelalters und deutschen Geistes sind.

WOHER dem Meister der Gedanke zu dieser monumentalen Reiterfigur kam, läßt sich nicht sagen. Aus Reims konnte die Anregung nicht stammen. Reiterbilder gab es in den Fassadenskulpturen romanischen Stils an südwestfranzösischen Kirchen. Aber auch in Italien. Das Reiterbild des Oldrado da Tresseno im Palazzo della Ragione zu Mailand ist 1233 datiert. Der gleichen Zeit gehört der heilige Martin zu Pferde an der Fassade des Doms von Lucca an. Und später mehren sich auch an deutschen Domen entsprechende Darstellungen. Der Gedanke ist also dem Mittelalter nicht fremd. Doch scheint das Bamberger Bildwerk ganz selbständig zu stehen, wie auch keine der sonstigen Reiterfiguren in einem Atem mit der Bamberger Darstellung genannt werden kann, soweit Auffassung und Großartigkeit der Erscheinung in Frage kommt. Die eigentliche Bedeutung der Figur ist verborgen. So viele Namen genannt sind, historische und heilige, im Grunde wissen wir nur, daß ein königlicher Reiter dargestellt ist, der ursprünglich wohl für einen anderen Platz als für den Pfeiler am Ansatz des Georgenchors bestimmt war.

Jedenfalls besitzen wir in diesem Reiter ein denkwürdiges Zeugnis von der Vorstellung ritterlichen Adels zur späten Stauferzeit. Ein sehniger, durch Generationen im „Sport" gezüchteter Körper von stählerner Biegsamkeit, gelenkt von einem klaren und zielsicheren Willen.

Die lebendige Wirkung der Figur liegt in der entscheidenden Wendung des Kopfes nach außen, mit dem Blick über

den straffgespannten Mantelriemen hinweg in die Weite. Das Herrscherliche zugleich Ausdruck einer in der Zeit liegenden Hochspannung des Lebens unter weitem Horizont.

Als Reitergruppe bedeutet dieses Bildwerk eine der großartigsten Kompositionen der gotischen Skulptur des Abendlandes. Allgemeine Kennzeichen der Auffassung: Leidenschaftlichkeit, von Disziplin gebändigt; der Form: vielgliedrige Bewegtheit, monumental beruhigt. Es sind gerade die Momente, die den Reiter aufs engste mit der Maria und der Elisabeth verbinden, abgesehen von der stilistischen Behandlung der Einzelformen, die ebenfalls auf diese Zusammengehörigkeit hinweist. Die Teile isolieren sich innerhalb des Ganzen und gewinnen aus dem Gegeneinander der Formengedanken die höchste hinreißende Kraft des Ausdrucks.

Im Großen ist es der Kontrast des Reiters zu seinem Pferde, der zuerst wirkt. Das Pferd ist oft abfällig beurteilt, aber nur von solchen, die Naturalismen zu sehen verlangten anstatt Kunst. Abgesehen davon, daß wir Tierdarstellungen wesentlich nach den Absichten der Renaissance beurteilen, so ist das Bamberger Pferd nur nach der Gesamterscheinung der Gruppe zu verstehen. Dies Pferd ist kein Tierindividuum, sondern in erster Linie Folie für die glänzende Erscheinung des fürstlichen Reiters. Es steht völlig ruhig, abwartend, gehorsam, eine klare und einfache Erscheinung. Dabei bedeutet die Zurückhaltung im knappen Umriß und in der sparsamen Modellierung des Pferdes keineswegs Armut der Form. Der Kopf mag hippologisch der Feinheit ermangeln, aber die Größe der Erscheinung kann man ihm nicht absprechen.

Erst mit den großen, ruhigen Flächen des Pferdes kommt die Formenbewegtheit der Reiterfigur in ihren markanten, im Zickzack geführten Hauptlinien zur Geltung. Eine prachtvolle „reiterliche“ Haltung! Der Zügel ist lose gehalten, der Mantelriemen gespannt. Das Sitzen im hohen Bocksattel fast ein

Stehen. Der schlanke Oberkörper steigt schräg rückwärts gelehnt auf. Hals und Kopf, stark an den Schultern abgewinkelt, sind vorgestreckt. Gespanntheit und Gelöstheit der Haltung als innerlich bedingte Kontraste und begleitet von den wechselnden Formmotiven des Gewandes schaffen der Figur die wunderbar reiche Wirkung. Nicht zu vergessen, wie sehr der mächtige Baldachin diesem Reiter den Eindruck räumlicher und geistiger Freiheit verleiht.

* * *

SAINT-SIMON
MAULÉVRIER

Eine Anekdote vom Hofe Ludwigs XIV.

WIR hatten eine reizende Prinzessin, die sich durch ihre Anmut, ihre Liebenswürdigkeit und ihr ganz eigenartiges Wesen Herz und Gunst des Königs, der Frau von Maintenon und des Herzogs von Burgund erobert hatte. Die große und durchaus gerechtfertigte Unzufriedenheit mit dem Herzog von Savoyen, ihrem Vater, hatte die Zuneigung der Genannten zu ihr in keiner Weise geschmälert. Der König, der ihr nichts verbarg und, wenn sie gerade zu ihm kam, in ihrer Gegenwart mit seinen Ministern ruhig weiter arbeitete, hatte die Aufmerksamkeit, niemals irgend etwas, was ihren Vater betraf, vor ihr zu berühren. Wenn sie mit ihm allein war, fiel sie ihm oft um den Hals, setzte sich auf seinen Schoß, neckte ihn mit allen möglichen Scherzen, durchstöberte seine Papiere, öffnete und las, manchmal gegen seinen Willen, in seiner Gegenwart seine Briefe, und ganz so verfuhr sie mit Frau von Maintenon. Trotzdem sie solche Freiheit genoß, sagte sie nie etwas gegen andere; sie war liebenswürdig gegen jedermann und suchte, wo sie konnte, die Menschen gegen boshafte Angriffe zu schützen. Sie war aufmerksam gegen die Dienerschaft des Königs und verachtete selbst die Niedrigsten nicht. Gegen ihre eigenen war sie

gütig, und mit ihren Damen, den alten wie den jungen, lebte sie wie mit Freundinnen, ganz ungezwungen. Sie war die Seele des Hofes, der sie anbetete; und alle, groß und klein, bemühten sich, ihr zu gefallen. War sie abwesend, so fehlte jedem etwas, während ihre Gegenwart jedweden belebte. Die außerordentliche Gunst, in der sie stand, gab ihr ein außerordentliches Ansehen, und ihr Benehmen gewann ihr alle Herzen. In diesen glänzenden Verhältnissen blieb auch ihr Herz nicht unempfindlich.

Der Marquis von Nangis[1], der spätere recht mittelmäßige Marschall von Frankreich, war damals der erlesenste Dandy am Hofe. Er hatte ein hübsches, wenn auch kein besonderes Gesicht und war gut, wenn auch nicht tadellos gewachsen; durch seine Großmutter, die Marschallin von Rochefort, und seine Mutter, Frau von Blansac[2], wurde er in der Galanterie und der Kunst der Ränke unterwiesen, in denen beide Meisterinnen waren. Sehr jung eingeführt in die große Welt, wo diese Künste gewissermaßen Drehpunkte sind, besaß Nangis nichts als die Gabe, den Damen zu gefallen, das zu sagen, was sie gerne hören, und die begehrenswertesten unter ihnen durch eine Verschwiegenheit zu gewinnen, die der Jugend fremd ist und in seinem Jahrhundert nicht mehr Sitte war. Im übrigen war er durchaus ein Sohn seiner Zeit. Schon als Kind hatte er ein Regiment erhalten; er hatte für sein Alter genügende Willenskraft, Eifer und im Kriege glänzende Tapferkeit gezeigt, wovon die Damen viel Wesens gemacht hatten. Er gehörte zu den Vertrautesten des Kreises um den Herzog von Burgund, der ungefähr im gleichen Alter stand und ihm sehr geneigt war.

Dieser Fürst liebte seine Gemahlin leidenschaftlich, aber er

---

[1] Louis-Armand de Brichanteau, Marquis de Nangis, 1682 bis 1742. Saint-Simon spricht oft von ihm. — [2] Seine Mutter war in zweiter Ehe mit dem Grafen von Blansac verheiratet.

vermochte sich mit Nangis nicht zu messen. Die Prinzessin erwiderte des Herzogs Zärtlichkeit so herzlich, daß er gestorben ist, ohne jemals zu ahnen, daß sie auch Augen für einen andern hatte. Ihr Blick war auf Nangis gefallen, und bald galt er nur ihm. Nangis war nicht undankbar; aber er fürchtete den Sturm, und sein Herz war nicht mehr frei.

Frau von La Vrillière[1], die nicht schön, aber hübsch und anmutig wie ein Liebesengel war, hatte es ihm angetan. Sie war die Tochter der Gräfin von Mailly, der Schmuckdame der Herzogin von Burgund, und lebte in deren nächster Umgebung. Die Eifersucht machte sie rasch sehend. Weit entfernt davon, der Prinzessin zu weichen, setzte sie im Gegenteil ihre Ehre darein, das Eroberte zu behaupten, dafür zu kämpfen und zu siegen. Dieser Kampf brachte Nangis in seltsame Verlegenheit. Er fürchtete die Wut seiner Geliebten, die ihm über ihre wirkliche Macht hinaus mit einem Bruche vor aller Welt drohte. Abgesehen von seiner Liebe zu ihr, fürchtete er davon das Schlimmste, und schon wähnte er, seine Laufbahn wäre erledigt. Nicht minder gefährdete ihn andrerseits seine Zurückhaltung vor einer so mächtigen Fürstin, die eines Tages Herrscherin werden sollte und nicht geneigt war, zu weichen oder gar eine Nebenbuhlerin zu dulden. Seine Ratlosigkeit bot den Eingeweihten eine fortgesetzte Komödie. Ich war damals viel bei Frau von Blansac in Paris und bei der Marschallin von Rochefort in Versailles; ich war der Vertraute mehrerer Palastdamen, die alles sahen und mir nichts verschwiegen. Dazu erzählte mir die Herzogin von Lorge, meine Schwägerin, jeden Abend, was sie tagsüber gesehen und gehört hatte. Ich war also von einem Tag zum andern vollständig auf dem laufenden. Abgesehen davon, daß mir die Sache sehr unterhaltsam war, konnten die Folgen sehr wichtig werden; und wer ehrgeizig

[1] Die älteste Tochter der Gräfin de Mailly; sie war erst sechzehn Jahre alt, hatte aber schon zwei Kinder.

war, mußte gut unterrichtet sein. Schließlich merkte der ganze Hof, was anfangs mit so viel Mühe geheimgehalten wurde. Aber war es nun Furcht oder Liebe zu der allverehrten Prinzessin: der ganze Hof schwieg, sah allem zu, sprach nur unter sich und wahrte das Geheimnis, das ihm nicht einmal anvertraut worden war. Dieses Verhalten, das Frau von La Vrillière mitunter zu bitteren Worten und sogar zu kühnen Anspielungen verleitete und die davon betroffene Prinzessin ihr leise entfremdete, bildete lange Zeit ein merkwürdiges Schauspiel.

Sei es nun, daß Nangis, der seiner ersten Liebe allzu treu blieb, durch Eifersucht etwas angestachelt werden sollte, oder machte sich die Sache von selbst: er bekam einen Nebenbuhler in Maulévrier[1], einem Neffen Colberts, der eine Tochter des Marschalls von Tessé zur Frau hatte. Er hatte kein angenehmes, vielmehr ganz gewöhnliches Aussehen, gab sich mit Liebeleien nicht ab, war aber klug, besonders bei geheimen Ränken, und von maßlosem, bis zum Wahnsinn gehenden Ehrgeiz. Seine Frau war hübsch, ziemlich beschränkt, klatschhaft und trotz ihres Madonnengesichtes sehr bösartig. Als Tochter Tessés gelangte sie nach und nach bei der Herzogin von Burgund in alle Vorrechte. Sie wurde im Wagen mitgenommen, durfte an der Tafel teilnehmen und mit nach Marly kommen. Die Herzogin war ihr dankbar, weil Tessé den Frieden mit Savoyen und ihre Heirat vermittelt hatte.

Maulévrier war einer der ersten, die hinter die Geschichte mit Nangis kamen. Er ließ sich durch seinen Schwiegervater bei der Herzogin von Burgund einführen, kam oft und wagte es, durch das Beispiel ermutigt, den Schmachtenden zu spielen. Da er nicht erhört wurde, wagte er zu schreiben. Man behauptet, Frau Quentin[2], eine vertraute Freundin Tessés, sei

[1] François-Edouard Colbert, Chevalier, dann Marquis von Maulévrier, 1675 bis 1706, zuletzt Brigadekommandeur.

[2] Marie-Angélique de Quentin, geb. Poisson, Gattin des Haushofmeisters, Bar-

von dessen Schwiegersohn getäuscht worden; sie habe geglaubt, die Briefchen seien von der Hand des Schwiegervaters, und habe sie als belanglos befördert. Maulévrier soll die Antworten unter Anschrift an seinen Schwiegervater durch die gleichen Hände erhalten haben. Was man noch weiter glaubte, will ich unterdrücken. Wie dem auch sei, man merkte diese Vorgänge, wie man die andern bemerkt hatte, und beobachtete das gleiche Stillschweigen. Unter dem Vorwande der Freundschaft besuchte die Prinzessin mehr als einmal Frau von Maulévrier, um mit ihr die baldige Abreise ihres Mannes und die ersten Tage seiner Abwesenheit zu beweinen. Zuweilen wurde sie von Frau von Maintenon begleitet. Der Hof lachte. Ob die Tränen für Maulévrier oder für Nangis flossen, blieb zweifelhaft. Aber Nangis, den diese Nebenbuhlerschaft aufrüttelte, bereitete der Frau von La Vrillière die größten Schmerzen und stürzte sie in eine Stimmung, deren sie nicht Herr zu werden vermochte.

Dieses Sturmgeläut drang bis zu Maulévrier. Was ersinnt nicht ein Mann, den die Liebe oder der Ehrgeiz plagt? Er stellte sich brustkrank, trank nur noch Milch, tat, als hätte er die Stimme verloren, und verstand es, sich derart zu beherrschen, daß ihm während eines ganzen Jahres kein lautes Wort entfuhr. Er brauchte deshalb den Feldzug nicht mitzumachen und blieb am Hofe. Er war aber so töricht, seine Pläne dem Herzog von Lorge, seinem Freunde, zu erzählen, durch den ich sofort davon erfuhr. Indem er sich so in den Zwang versetzte, zu jedermann zu flüstern, gewann er die Freiheit, dies auch vor der Herzogin von Burgund in Gegenwart des ganzen Hofes tun zu dürfen, ohne den Anstand zu verletzen und ohne Verdacht zu erwecken, mit ihr Heimlichkeiten zu haben. Auf diese Weise konnte er ihr täglich sagen,

biers und Ersten Garderobedieners des Königs, Jean Quentin de Villiers, 1657 bis 1731. Sie war Kammerfrau der Herzogin von Burgund.

was er wollte. Bald hatte er die Welt dermaßen an sein Tun und Treiben gewöhnt, daß man nicht mehr achtgab und nur seinen Zustand bedauerte. Die aber, die am meisten mit der Herzogin von Burgund verkehrten, wußten genug, um sich nicht allzu nahe bei ihr aufzuhalten, wenn Maulévrier kam, um mit ihr zu sprechen.

Dies Spiel dauerte länger als ein Jahr. Maulévrier bekam dabei oft Vorwürfe zu hören, und Vorwürfe sind selten der Liebe dienlich. Frau von La Vrillière hatte schlechte Laune. Dies beunruhigte Maulévrier. Er hielt Nangis für glücklich und gönnte ihm dies nicht. Zuletzt trieben ihn Wut und Eifersucht zu einem wahnsinnigen Schritt. Eines Tages stellte er sich an die Empore, auf der die Herzogin von Burgund der Messe beiwohnte. Als sie herauskam, reichte er ihr die Hand. Er hatte einen Tag gewählt, an dem er Dangeau, den Ehrenritter, abwesend wußte. Die andern Kavaliere, Untergebene seines Schwiegervaters, des Großstallmeisters, waren gewohnt, ihm seiner heiseren Stimme wegen den Vortritt zu lassen, und zogen sich höflich zurück, um nichts zu hören. Die Damen folgten immer in weitem Abstand, so daß er, inmitten aller Welt, von der Kapelle bis zu den Gemächern der Herzogin, wie schon öfters, die beste Gelegenheit zu einer vertraulichen Unterhaltung hatte.

An diesem Tage nun machte er der Prinzessin Vorhaltungen wegen Nangis, gab ihr alle möglichen Schimpfnamen, drohte ihr, dem König, der Frau von Maintenon und ihrem Gatten alles zu verraten, zerdrückte ihr in seiner Wut fast die Finger und geleitete sie so bis zu ihren Gemächern. Zitternd und einer Ohnmacht nahe, begab sie sich dort sofort in das Ankleidezimmer, rief Frau von Nogaret[1], die sie ihre „Liebe Kleine“ zu nennen und gern um Rat zu fragen pflegte, wenn

---

[1] Marie-Madeleine-Agnès Marquise von Nogaret, geborene Mademoiselle de Biron, 1653 bis 1724, mit der Saint-Simon auf freundschaftlichem Fuße stand. —

sie sich selber nicht mehr zu helfen wußte. Ihr erzählte sie, was ihr begegnet war, und sagte, sie begriffe nicht, daß sie nicht tot zu Boden gesunken sei und noch zu ihren Gemächern habe gelangen können. Nie war sie je so außer sich. Noch am gleichen Tage erzählte es Frau von Nogaret mir und meiner Frau im tiefsten Vertrauen. Sie riet der Prinzessin, einen so gefährlichen und maßlosen Tollkopf behutsam zu behandeln und sich vor allem mit ihm in nichts einzulassen.

Die Herzogin von Burgund verbrachte mehr als sechs Wochen unter größter Vorsicht und in tödlicher Angst. Ich weiß nicht, was sich weiterhin zutrug und wer Tessé von allem unterrichtete; aber er erfuhr es und fand als gewandter Mann einen Ausweg. Er überredete seinen Schwiegersohn, mit ihm nach Spanien zu gehen, wo er ihm alles mögliche in Aussicht stellte. Er sprach mit Fagon, der aus dem Hintergrunde seines und des Königs Kabinett alles sah und alles wußte. Als kluger, braver und anständiger Mensch verstand er Tessés Andeutungen und sprach seine Ansicht dahin aus, daß es für Maulévrier, wenn er Heilung für seine Brust und Stimme erheische, nach allen vergeblichen Mitteln nun nichts mehr gäbe als die Luft eines warmen Landes. In Frankreich, angesichts des Winters, sei ihm der Tod sicher. Tessé nahm also zu Beginn des Oktobers Urlaub und reiste mit seinem Schwiegersohn von Fontainebleau nach Spanien ab.[1]

* * *

[1] Maulévrier endigte auf tragische Weise. Er wurde irrsinnig und machte am Karfreitag 1706 seinem Leben ein Ende, indem er aus dem oberen Stockwerk seines Hauses auf das Pflaster sprang.

KAKUZO OKAKURA

DAS MACHTBEREICH DER IDEALE

GANZ Asien ist eins. Der Himalaja scheidet wohl zwei gewaltige Kulturen, die chinesische mit dem Kommunismus des Konfuzius und die indische mit dem Individualismus der Veden, aber er trennt sie nur, um ihr Gemeinsames deutlicher hervortreten zu lassen. Selbst an seinen Schneewänden brach sich zu keiner Stunde der breite Strom der Sehnsucht nach dem Urgrund und dem Urziel allen Seins, die als gemeinsames Gedankenerbe alle Rassen Asiens befähigte, sämtliche großen Religionen der Erde zu gebären, und sie von den seefahrenden Völkern des Mittelmeers und der Ostsee unterschied, deren Liebe zum einzelnen mehr den Äußerungen des Lebens als seinen Endzwecken nachhing.

Bis hinauf in die Tage der mohammedanischen Eroberungen kamen die kühnen Seefahrer von der bengalischen Küste auf den alten Heerstraßen des Meeres, gründeten ihre Kolonien auf Ceylon, Java und Sumatra, mischten ihr arisches Blut mit dem der Küstenvölker von Birma und Siam und banden so durch wechselseitigen Verkehr Cathay und Indien fest aneinander.

Lange Jahrhunderte einer Systole folgten der Epoche Mahmuds von Ghazni im elften Jahrhundert. Die Kraft Indiens, zu geben, war gelähmt. Es zog sich in sich selbst zurück, und China hatte allzuviel mit seiner Erholung von den Schlägen der mongolischen Tyrannei zu tun, um seine Stellung als intellektuelle Gastgeberin nicht einzubüßen. Aber der alte, starke Drang zum Verkehr lebte wieder auf in der Hochflut der Tatarenhorden, deren Wogen, zurückgeworfen von den Bergwänden des Nordens, über das Pandschab hereinbrachen. Die Hûna, die Çaka und die Geten (Yüch-chi), die rauhen Ahnen der heutigen Râjputen, waren die Vorläufer jenes großen mongolischen Einbruches, der unter Dschingis-Khan und Tamerlan das Reich des Himmels überschwemmte, es mit dem Tan-

trikismus Bengals[1] übergoß und, die indische Halbinsel durchflutend, den moslemitischen Imperialismus mit mongolischen Staatsgedanken und Kunstideen verfärbte.

So unleugbar Asien eine Einheit ist, sind seine Rassen Maschen eines einzigen Gewebes. Wir vergessen in unserer an Klassifikationen so reichen Zeit, daß Typen doch schließlich nichts sind als leuchtende Unterscheidungsmale in dem Ozean der Ähnlichkeiten, nichts als aus Nützlichkeitsgründen ureigens zur Anbetung aufgerichtete falsche Götter, die letzten Endes und für sich betrachtet keinen größeren Wert haben als zwei trotz ihrer Verwandtschaft isolierte wissenschaftliche Disziplinen. Wenn die Geschichte Delhis eine Darstellung davon ist, wie der Tatare sich einer mohammedanischen Welt aufdrängte, so muß man sich vor Augen halten, daß die Geschichte Bagdads und seiner sarazenischen Kultur gleichermaßen ein Ausdruck ist für die Macht, mit der die semitischen Völker chinesische so gut wie persische Sitten und Kunst angesichts der Mittelmeerstaaten verbreiteten. Arabische Ritterlichkeit, persische Poesie, chinesische Ethik und indische Philosophie, alles spricht von einem einheitlichen, friedvollen Asien, wo eine gemeinsame Lebensweise erstand, die wohl in verschiedenen Gegenden verschiedene charakteristische Blüten zeitigte, aber doch nirgends eine klare, scharfe Trennungslinie aufkommen ließ. Selbst den Islam könnte man als einen attackereitenden, schwerttragenden Konfuzianismus bezeichnen. Denn man kann unschwer in dem uralten Kommunismus des „Gelben Tales" die Spuren des reinen Hirtenelementes finden, wie es sich uns unverfälscht in den moslemitischen Rassen verkörpert.

Auch der Buddhismus, um vom westlichen wieder auf das östliche Asien zurückzukommen, dies weite Meer des Idealismus, in das alle Stromsysteme ostasiatischer Philosophie münden, hat seine Farbe nicht allein von den reinen Wassern des

Ganges. Die tatarischen Nationen, die sich ihm verbündeten, brachten ihm auch die Tribute ihres Geistes und mehrten durch einen neuen Symbolismus, eine neue Organisation und neue Kräfte der Hingabe die Schätze „des Glaubens".

Mit ausgesprochener Deutlichkeit verkörpert Japan diese Einheit in der Vielfältigkeit. Darin liegt seine Sonderstellung. Das indo-tatarische Blut der japanischen Rasse war an und für sich schon ein Erbteil, das sie befähigte, aus zwei Quellen zu schöpfen und zum Spiegel der gesamten Gedankenwelt Asiens zu werden. Das seltene Glück ununterbrochenen Herrentums, das stolze Selbstvertrauen einer unbesiegten Rasse und die insulare Abgeschlossenheit, die althergebrachter Denk- und Gefühlsweise, wenn auch auf Kosten ihrer Weiterverbreitung, Schutz bot, machten Japan zum Schatzhaus asiatischen Geistes und Geisteslebens. China dagegen haben die dynastischen Umwälzungen, die Einfälle tatarischer Reiterscharen, die Metzeleien und Verwüstungen rasender Pöbelmassen, die es immer und immer von neuem durchfegten, die alten Marksteine genommen. Nur seine Literatur und seine Ruinen mahnen noch an den Glanz der T'ang-Kaiser oder an die Verfeinerung der Gesellschaft zur Zeit der Sung-Periode.

Die Größe Açokas, des asiatischen Weltherrschers in der Vollendung, dessen Dekrete den Diadochenfürsten Antiochiens und Alexandriens religiöse Vorschriften diktierten, ruht fast vergessen unter den zerfallenen Bauten von Bharhut und Buddhagayâ. Der diamantenreiche Hof Vikramâditgas ist nur ein entschwundener Traum, den selbst die Dichtungen Kâlidâsas kaum heraufzubeschwören vermögen. Die höchsten Leistungen indischer Kunst sind fast restlos getilgt durch die Roheit der Hûna, die fanatischen Bilderstürmereien der Mohammedaner und den unbewußten Vandalismus des gewinnsüchtigen Europa. Uns ist nichts geblieben als die verblaßte Pracht der Wände von Ajantâ, die verstümmelten Skulpturen Elloras, die

stummen Anklagen des felsgehauenen Orissa und schließlich die Schönheit des Hausgerätes unserer Tage, die sich mit einer gewissen Wehmut inmitten eines feinfühligen Familienlebens noch an das Religiöse klammert.

Einzig und allein in Japan kann der historische Reichtum der asiatischen Kultur[2] lückenlos erfaßt werden, denn es beherbergt eine Fülle von Beweisstücken. Die Kaiserliche Sammlung, die Shintô-Tempel und die erschlossenen Dolmen entschleiern uns die künstlerische Feinheit der Arbeiten aus der Han-Zeit. Die Tempel von Nara sind reich an Denkmälern der T'ang-Kultur und der indischen Kunst, die damals in ihrer höchsten Blüte die Schöpfungen jener klassischen Periode stark beeinflußte. All das sind natürliche Erbstücke einer bedeutsamen Zeit, die nur ein Volk unversehrt zu erhalten vermochte, das sich wie die Japaner auch die Musik, die Sprache, die Gebräuche und die Kleidung — von den religiösen Riten und der Philosophie ganz zu schweigen — zu bewahren gewußt hat.

Die Schatzkammern der Daimyôs sind voll von Kunstwerken und Handschriften aus der Sung- und Mongolen-Dynastie. Da in China selbst die erstgenannten während der mongolischen Eroberung und die letztgenannten unter der reaktionären Ming-Herrschaft verloren gegangen sind, sehen sich heutzutage viele chinesische Gelehrte genötigt, in Japan die Hauptquellen ihrer eigenen, uralten Wissenschaft zu suchen.

So ist Japan recht eigentlich ein Museum der asiatischen Kultur. Aber es ist mehr als nur Museum. Der eigenartige Geist der Rasse hält alle Phasen der philosophischen Ideale der Vergangenheit gegenwärtig. Ein lebendiger Advaitismus heißt das Neue willkommen, ohne das Alte aufzugeben. Das Shintô übt noch die präbuddhistischen Riten des Ahnenkultus, und die Buddhisten wieder lassen von keiner der verschiedenen Schulen religiöser Entwicklung, die in natürlicher Folge den Boden befruchtet haben.

Die Yamato-Poesie[3] und die Bugaku-Musik[4], die das T'ang-Ideal unter dem Regiment der Fujiwara-Aristokratie widerspiegeln, sind dem Japaner von heute nicht minder Quelle der Begeisterung und Freude als der düstere Zennismus und die dramatischen Nô-Tänze, die der Sung-Eingebung entstammen. Mit der gleichen Zähigkeit, mit der sich Japan zur Stellung einer modernen Großmacht erhebt, hält es seiner asiatischen Seele die Treue.

So wird die Geschichte der japanischen Kunst zur Geschichte der religiösen und philosophischen Ideale Asiens. Sie ist der Strand, auf dem jede Welle östlichen Denkens ihre Spur hinterlassen hat, sobald sie überhaupt die Rasse bewußt traf. Und dennoch halte ich furchtsam schon an der Schwelle des Versuches inne, eine klare Zusammenstellung dieser Kunstideale zu geben. Denn wie das Diamantennetz Indras spiegelt die Kunst in jedem Glied die ganze Kette. Zu keiner Zeit gibt es eine endgültige, feste Form. Kunst ist ein beständiges Werden, das dem Seziermesser des Chronisten trotzt. Man kann kein Einzelstadium behandeln, ohne unendlichen Ursachen und Wirkungen durch die gesamte Vergangenheit und Gegenwart nachgehen zu müssen. Unsere Kunst ist wie jede andere auch Ausdruck des Höchsten und Edelsten in der nationalen Kultur. Um sie verstehen zu können, muß man all die verschiedenen Phasen konfuzianischer Philosophie an sich vorüberziehen lassen. Man muß die verschiedenen Ideale, die der Buddhismus mit der Zeit entwickelt hat, die gewaltigen politischen Zyklen, die nacheinander das Banner der Nationalität entfaltet haben, überschauen. Man sehe, wie Licht der Poesie und Schatten heroischer Gestalten im Volksempfinden reflektieren, und höre das Echo, wie es das Wehgeschrei einer Masse, wie es die ausgelassene Freude eines Volkes wachruft.

Eine Geschichte japanischer Kunstideale ist also nahezu eine Unmöglichkeit, solange die westliche Welt nicht mehr von der

vielseitigen Umgebung und den mannigfachen sozialen Beziehungen weiß, in die unsere Kunst gleich einem Edelsteine gefaßt ist. Definieren hieße begrenzen. Die Schönheit einer Wolke oder einer Blume liegt in dem ungezwungenen Entbreiten ihres Selbst. Besser als ein Abriß unumgänglicher Halbwahrheiten vermag die stumme Beredsamkeit meisterlicher Werke die Geschichte ihrer Epoche zu schildern.

ANMERKUNGEN

[1] Bengalischer Tantrikismus. — Die Tantras sind größtenteils in Nordbengalen nach dem 13. Jahrhundert entstandene Schriften. Sie befassen sich vielfach mit psychischen Phänomenen und verwandten Dingen und bergen einige der höchsten Gedankenflüge reiner Hindu-Philosophie. Ihr Hauptziel scheint die Formulierung einer Religion gewesen zu sein, die bis zu den niedrigsten Volksschichten hinabreichen und sie erlösen wollte.

[2] Han-Kunst, — T'ang-Kultur, — Sung- und Mongolen-Dynastien. — Ein kurzer Abriß der Perioden chinesischer Geschichte lautet ungefähr wie folgt:

Chou-Dynastie (1122—221 v. Chr.): Sie bedeutet den Höhepunkt des ältesten chinesischen Konsolidationsprozesses, dem die Hia- und Yin-Dynastien vorangingen.

Ts'in-Dynastie (221—202 v. Chr.): Das Bestreben dieser Macht, den Kommunismus zu unterdrücken, führte zu ihrem Sturz.

Han-Dynastie (202 v. Chr. bis 220 n. Chr.): Dieses Reich wurde durch eine Volkserhebung gegründet. Ein Dorfältester wurde Kaiser von China. Allein die ganze Neigung und Entwicklung der Han wuchs sich zum Imperialismus aus.

Die Drei Reiche (220—268 n. Chr.): Eine territoriale Teilung.

Die Sechs Dynastien (268—618 n. Chr.): Die Drei Reiche werden unter einer einzigen einheimischen Dynastie vereinigt, die sich ungefähr zwei Jahrhunderte hält, bis ein Einfall tungusischer Stämme von der Nordgrenze her sie zwingt, sich nach dem Tal des Yang-tse-kiang zu flüchten. Der Schauplatz chinesischer Erbfolge und Kultur wird daher um diese Zeit nach dem Süden verlegt, während der Norden dem Buddhismus die Tore öffnet und die Wiege des Taoismus wird.

T'ang-Dynastie (618—907 n. Chr.): Der Genius ihres Begründers, T'ai-tsung, schloß China von neuem zusammen. Die Hauptstädte der T'ang lagen am Hoangho, wo das nördliche Reich mit dem südlichen verschmolz. Diese Verbindung wurde schließlich durch die feudalistischen Königreiche wieder gelöst, die unter dem Namen der Fünf Dynastien bekannt sind, sich aber nur ein halbes Jahrhundert lang hielten.

Sung-Dynastie (960—1280 n. Chr.): Das Regierungszentrum wird jetzt wieder nach dem Yang-tse-kiang verlegt. In dieser Ära entwickelt sich die in Japan als Sôju- oder Sung-Scholastik bekannte Bewegung, die als Neo-Konfuzianismus bezeichnet wird.

Yüan- oder Mongolen-Dynastie (1280—1368 n. Chr.): Ein mongolischer Stamm ringt unter Kublai-Khan die chinesische Dynastie nieder und setzt sich in der Nähe

von Peking fest. Die Yüan führten den Lamaismus oder tibetanischen Tantrikismus ein.

Ming-Dynastie (1368—1662 n. Chr.): Sie verdankt ihre Gründung einer Volkserhebung gegen die mongolische Tyrannei. Das Zentrum ihrer Macht lag in Nanking am Yang-tse-kiang; sie hatte aber von ihrem dritten Kaiser ab eine zweite Hauptstadt in Peking.

Die Mandschu-Dynastie (1662 bis in die neueste Zeit) entsprang einem tungusischen Volksstamm, der sich die Spaltung der Macht zwischen Kaiser und Heer zunutze machte, um sich in Peking festzusetzen. Nach der Niederwerfung des Aufstandes der Generale gelang es ihr, sich zu behaupten.

[3] Yamato-Poesie. — Das Wort „Yamato“ wird hier als Synonym für Ama, die ursprünglichen Einwohner Japans, gebraucht. Es ist gleichzeitig der Name einer japanischen Provinz.

[4] Bugaku-Musik: bedeutet Tanzmusik.

Das erste Kapitel des Buches „Die Ideale des Ostens“. Aus dem englischen Original übertragen von Marguerite Steindorff.

★



Hans Alexander Müller: Titelholzschnitt zu einem neuen Verzeichnis der „Bibliothek der Romane“

WILHELM WEIGAND
ROUSSEAUS „BEKENNTNISSE“

Eine neue Auflage der ungekürzten Übertragung des Werkes durch Ernst Hardt ist soeben erschienen.

DER „Genfer Bürger“ Jean-Jacques Rousseau gehört zu den verhängnisvollsten Menschen der neueren Geschichte. Sein Einfluß ist ganz unabschätzbar, und der Umstand, daß dieser unterirdisch geworden ist und zu seiner Beurteilung ein ungewöhnliches Maß historischen Sinnes verlangt, erschwert die Würdigung des Mannes, den Nietzsche als „Spottgeburt aus Dreck und Feuer“ brandmarkte und andere heute noch als Urheber und Propheten einer neuen Welt verehren. Überall, wohin wir auch blicken mögen, begegnen wir den Einwirkungen seines Denkens und Wesens: die verschiedensten Parteien, Liberale, Demokraten, Jakobiner, Sozialisten, Kommunisten, Politiker und Volkswirte, können sich auf ihn berufen, und wer nach den Ahnherren der modernen Dichtung Ausschau hält, stößt immer wieder auf Rousseau: Stürmer und Dränger, Klassiker und Romantiker, Idealisten, Realisten und Naturalisten, Ethiker und Philosophen, Staatsmänner und Pädagogen stehen, oft genug ohne es zu wissen, unter seinem Einfluß.

Worin besteht nun das Wesen dieses Mannes, der einer gealterten Welt neue Wege weisen und den verschiedensten Naturen zum Anreger werden konnte? Mit Rousseau betritt der erste Plebejer oder, wenn man will, der erste Proletarier die Weltliteratur, und zwar als Eroberer. Wohl gab es auch vor seinem Auftreten unter den Literaten Männer aus dem Volke, denen der Aufstieg in eine höhere Welt des Geistes und der Gesellschaft gelang; aber sie gingen, als Glückliche oder Leidende, in den neuen Verhältnissen auf, in denen sie ihr Wesen entfalten konnten. Rousseau ist von anderem Schlage: was ihn als durchaus polemischen Menschen von der Gesell-

schaft, die seine Bedeutung als Schriftsteller sofort erkennt und anerkennt, scheidet, ist das mächtige Gefühl seiner Einzigkeit. Dabei verläßt ihn das Bewußtsein, daß er aus dem Volke stammt, keinen Augenblick, obwohl er sich zeitweise in der glänzenden Welt, wo der Verstand, als Herr und maître de plaisir, eine Weltmacht darstellt, behaglich fühlte und ihre Wohltaten mit naivem Herzen genoß. Die berühmte Einleitung seiner „Bekenntnisse" gleicht einer schmetternden Fanfare:

„Ich plane ein Unternehmen, das kein Vorbild hat und dessen Ausführung auch niemals einen Nachahmer finden wird. Ich will vor meinesgleichen einen Menschen in aller Wahrheit der Natur zeichnen, und dieser Mensch werde ich sein.

Einzig und allein ich. Ich fühle mein Herz — und ich kenne die Menschen. Ich bin nicht gemacht wie irgendeiner von denen, die ich bisher sah, und ich wage zu glauben, daß ich auch nicht gemacht bin wie irgendeiner von allen, die leben. Wenn ich nicht besser bin, so bin ich doch wenigstens anders. Ob die Natur gut oder übel daran getan hat, die Form zu zerbrechen, in der sie mich gestaltete, das wird man nur beurteilen können, nachdem man mich gelesen hat.

Die Posaune des Jüngsten Gerichtes mag erschallen, wann immer sie will, ich werde vor den höchsten Richter treten, dies Buch in der Hand, und laut werde ich sprechen: Hier ist, was ich geschaffen, was ich gedacht, was ich gewesen. Mit gleichem Freimut habe ich das Gute und das Böse gesagt. Vom Bösen habe ich nichts verschwiegen, dem Guten nichts hinzugefügt . . . ich habe mich so gezeigt, wie ich gewesen bin: verächtlich und niedrig, wo ich es war, und ebenso edelmütig und groß, wo ich es war: ich habe mein Inneres so enthüllt, wie Du selber es geschaut hast, ewiger Geist. Versammle um mich die zahllosen Scharen meiner Mitmenschen, sie mögen meine Bekenntnisse anhören, mögen ob meiner Schändlichkeiten seufzen, und rot werden ob meiner Schwächen. Jeder von ihnen entblöße

am Fuße Deines Thrones sein Herz mit derselben Wahrhaftigkeit, und wer von ihnen es dann noch wagt, der mag geruhig hervortreten und sprechen: Ich war besser als dieser Mann dort."

Man vergleiche mit diesem herausfordernden Ton die feine Haltung der Denkwürdigkeiten, in denen sich die Menschen dieser alt gewordenen Welt, der Rousseau in vielfacher Hinsicht zum Verhängnis werden sollte, ihre Schicksale und Erfahrungen erzählen: alle diese Herrschaften, Edelfrauen, große Herren, Lebemänner, Kammerzofen und Literaten, wissen, was der gute Ton bedeutet, und dürfen darauf rechnen, daß auch die leiseste Andeutung von ihren Standesgenossen begriffen wird. Und alle, von der Kammerfrau bis zum Grandseigneur, schreiben einen leichten, unpersönlichen Stil, der als Frucht einer gesicherten Bildung Maß und Klarheit vereint.

Rousseau ist von anderem Schlage: als er im Jahre 1762 die Niederschrift seiner Bekenntnisse begann, hatte er die Zeit seiner Produktion hinter sich; er lebte als Flüchtling zu Môtiers in der Schweiz und dachte wohl zunächst an eine Rechtfertigung seines Lebens, das er mit den Augen eines polemisch gestimmten Mannes überblickte und in der Erinnerung als einziges Schicksal genoß. Aber dieser Mann aus dem Volke gehörte nicht zu den großen Schöpfernaturen, die im Verströmen ihrer Seelenkraft das höchste Glück des Schaffens genießen und reifend zur Vollendung gelangen: er ist, als Schriftsteller und als Denker, voller Widersprüche, und man muß an der Hand seiner Bekenntnisse sein Leben verfolgen, um zu verstehen, warum er in der Welt, die ihn mit offenen Armen aufnahm, nicht das Gleichmaß seines Wesens und den Frieden einer gesunden Natur finden konnte. Zwar empfindet er seine abenteuerliche Jugend, die er als Landstreicher, Schreiber, Geometer, Liebhaber einer zweifelhaften Frau, als Lakai, Hauslehrer und Musiker verbrachte, in keiner Weise als Verhängnis,

und auch später fühlte sich der geborene Vagabund, der sogar eine Zeitlang als Sekretär des französischen Gesandten in Venedig wirkte, am wohlsten, wenn er der Gesellschaft entrinnen und als Träumer seinen eigenen Gesichten leben konnte. Aber diese hemmungslose Jugend hat seinem Gemüt und seinem Geschmack die bestimmte Richtung gewiesen: Rousseau gehört zu den abenteuerlichen Phantasiemenschen, denen alle anderen zur Enttäuschung gereichen, weil sie überall ihr eigenes Wesen als Maßstab anlegen. Das Gefühl, anders zu sein als die übrigen, fälscht nur allzu leicht alle Dinge, und so war auch das, was er in krankhafter Selbstbespiegelung als Ideal empfand, stets eine Fälschung der Wirklichkeit, die er schon um seines eigenen Glückes willen verklären mußte. Man muß die Bekenntnisse als Psycholog lesen und auch da, wo er als naiver Erzähler wirkt und die Selbstbespiegelung eines kranken Gemütes mit Meisterschaft übt, nach den Gründen forschen, die ihn bei der Darstellung leiteten. Hier können wir ergründen, wie sich das ressentiment in einem hochbegabten Menschen aus dem Volke auswirkt und wie der Moralist, der auch das Allzumenschliche als gut empfindet, zum Sophisten wird. Wir erleben als kritische Leser das Schauspiel, wie ein Werk den Schöpfer modelt und ein gereifter Mann durch den Erfolg seiner ersten Schriften in eine Rolle gerät, die er, ohne jede Heuchelei, als Ausdruck seines innersten Wesens betrachtet und auch da durchzuführen glaubt, wo er mit dem angenommenen Wesen in Widerspruch gerät. Daß der hochmütige Denker, dem jeder Luxus ein Greuel ist, mit Vorliebe mit den Genießern des üppigsten, gewissenlosesten Daseins verkehrt und die Gesellschaft eines neugierigen Hochadels mit eitelm Behagen genießt, gehört zu den auffälligsten Widersprüchen dieser brüchigen Natur. Man mag als Mensch des historischen Sinnes über die Rethorik seiner ersten Schriften: in der Abhandlung „Si le progrès des sciences et des arts a con-

tribué à corrompre ou épurer les meurs“ und im „Discours sur l'inégalité“ lächeln; aber die merkwürdige Gemütskraft, die aus diesen Schriften sprach, war mächtig genug, um eine ganze Welt aufzurütteln, die im Geist ihr Wesen genoß: auch das Unzulängliche erweist sich eben als produktiv, wenn es einer wirklichen Natur entstammt, und damit rühren wir an das Geheimnis des Rousseauschen Erfolges und an den Zauber, den seine Bekenntnisse ausüben. Die Behauptung des Denkers, daß der Mensch von Natur aus gut sei, wirkte in einer Welt, wo man den Menschen bestenfalls als glückliches Animal rationale betrachtete, wie ein ungeheurer Weckruf, und das andere Paradoxon, daß der denkende Mensch, l'homme qui médite, ein verderbtes Tier sei, galt als bewußte Herausforderung der „Philosophen“, deren Glücksmaß der Verstand oder die alleinseligmachende Vernunft bildete. Doch vom Kritiker, der mit der Stimme eines Predigers die Welt verdammt, zum Propheten ist nur ein Schritt, und Rousseau tat ihn ohne jegliches Bedenken. Freilich darf uns die Verherrlichung eines fabelhaften Naturzustandes oder eines goldenen Zeitalters — denn hier ist Literatur im Spiel — nicht darüber täuschen, daß Rousseau unter der „Rückkehr zur Natur“ nicht den Rückfall in die Barbarei der Wilden versteht: die Natur ist ihm eine reine Gefühlssache oder vielmehr der märchenhafte Hintergrund, vor dem er sein Selbst am reinsten genießt, und die religiöse Unterströmung eines krankhaften Gemütes gibt seinen Schilderungen ein ganz besonderes und zuweilen geheimnisvolles Gepräge. Auch die Sprache, die er mit der Absicht eines Künstlers wählte und meisterte, wirkte auf seine Zeitgenossen wie eine Offenbarung: es ist, im Gegensatz zu der klaren Sprache Voltaires, eine künstlerische Rethorik, die da ihren vollen Prunk entfaltet und auf ganze Geschlechter wirkte. Selbst im „Werther“ begegnen wir noch ihrem zauberhaften Nachhall.

Was Rousseau in den Bekenntnissen über sein Verhältnis zu den Literaten und Frauen des Kreises erzählt, in dem er, bei seiner Ankunft in Paris, sofort freundliche Aufnahme und neidlose Förderung erfuhr, bedarf in mancher Hinsicht der kritischen Nachprüfung und Richtigstellung; aber sein Gefühl, daß er als Homo novus zu einer anderen Menschengattung gehörte, war richtig, und schon seine grundsätzliche Stellung zu dem Begriff des Eigentums, in dem er die Quelle des Luxus und aller Laster der Zivilisation sah, schied ihn von den Philosophen, die wohl auf Abstellung der Mißbräuche drangen, aber doch in den Anschauungen des siegreich aufrückenden Bürgertums aufgingen. Im übrigen begegnen wir in der Darstellung seines Verhältnisses zu seinen Freunden Diderot und Grimm zum erstenmal den Anzeichen jenes Verfolgungswahnes, der bei dem ruhmreichen Greise bis zum Irrsinn ausarten sollte. —

Rousseau gehört zu den gründlichsten Ich-Menschen: der erste Plebejer der Weltliteratur ist auch der erste Individualist einer neuen Zeit.

Nun ist mit einem Male das Ich das Maß aller Dinge, aber nicht im Sinne der antiken Sophisten, sondern als Mikrokosmos, als eine Welt des Gefühls, dem das eigene Ich zum wundersamsten Erlebnis wird. Man kann die Denker, aus denen Rousseau seine politischen Gedanken schöpfte, nachweisen; aber was seinen Schriften und seinen Bekenntnissen ein einziges Gepräge gibt, ist das persönliche Element. Bei den Klassikern der Weltliteratur löst sich das Werk von der Persönlichkeit ab, und wenn es auch oft genug erst durch das Wesen seines Schöpfers ganz verständlich wird, lebt es doch, nach seiner Vollendung, sein Eigenleben. Die Schriften Rousseaus aber sind sein Wesen selbst, und im Grunde ist sein ganzes Lebenswerk nur eine ungeheure Beichte: ein bedrängter Ich-Mensch, der alles, Welt und Menschen, mit seinem Gefühle mißt und

alle seine verhängnisvollen Eigenschaften: seine Eigenliebe, seine Eitelkeit, seine Schwäche, seine Trägheit als Vorzüge empfindet, spricht sich als Reformator und Bekenner aus und scheut sich nicht, sich selbst als den besten aller Menschen hinzustellen. Und immer wieder stoßen wir in den Bekenntnissen auf Stellen, in denen der Alternde auch das Bedenklichste als gut betrachtet, weil er das Gefühl, dem es entsprang, als gut empfand: eine merkwürdige Seelenstimmung, aus der heraus man auch ein Verbrechen rechtfertigen kann. Mit dieser Seelenstimmung ist Rousseau der Ahnherr eines ganzen Geschlechtes geworden, in dem sich die sogenannte „maladie du siècle" austobte: ich erinnere an Byron, Leopardi, Musset, von den Deutschen ganz zu schweigen. —

Wer aber als Schriftsteller sich gedrängt fühlt, sein Wesen ohne Rücksicht auf sich und andere zu enthüllen, hat in der Regel einen Bruch zu verhehlen. Rousseaus Bekenntnisse sind, im ganzen genommen, der großartige Versuch einer Rechtfertigung. Wohl spricht er selbst von dieser Beichte, die erst 1781, drei Jahre nach seinem Tode, zu erscheinen begann, als von einem „labyrinthe obscur et fangeux"; aber diese Selbsteinschätzung hindert nicht, daß diese Bekenntnisse Rousseaus schönstes Buch geworden sind: die ersten sechs Bücher, die eine ganze Jugend verklären, atmen einen Zauber, der von unvergänglicher Frische bleibt und von größtem Einfluß auf die Entwicklung des modernen Romans werden sollte. Was an den Bekenntnissen zuweilen abstößt: die krankhaft eitle Selbstbespiegelung, der beispiellose Zynismus einzelner Stellen, der Sophismus der Gefühle und die gespannte Rethorik, wandelt sich in den Augen des Psychologen zu Vorzügen: wir erleben die Entfaltung einer ungezügelten, triebhaften Natur und blicken in Tiefen, die nur das Gefühl erschließt. Als Gefühlsmensch ist Rousseau der erste Romantiker. Und was ist denn diese Romantik französischer Prägung im Einzelnen? Die Ent-

fesselung der Persönlichkeit! Was die Romantik schuf und erstrebte, ist in diesem zwiespältigen Schicksalsmenschen, wenn auch oft schwach genug, angedeutet und vorgebildet, mag auch die seelische Schamlosigkeit des polemisch gestimmten Gesellschaftskritikers nichts mit dem Ästhetentum seiner letzten Enkel zu tun haben. Auch die Tatsache, daß Rousseau der eigentliche Schöpfer des modernen Naturgenusses ist, geht auf eine seelische Eigentümlichkeit des Unsteten zurück: vor dem Selbstekel, der sich mit dem Gefühl auserlesener Einzigkeit recht wohl verträgt, flüchtet er sich in die freie Natur und findet hier Zuflucht und Erlösung. Die Natur ist ihm, in allen Lebenslagen, der geheimnisvolle Hintergrund, wo sein Selbst nicht erlischt, sondern höchste Steigerung erfährt. Man vergesse nicht, daß Rousseau eine musikalische Natur war und, wie er im achten Buche der „Bekenntnisse" in schauernder Erinnerung erzählt, seine Werke in dionysischen Verzückungen hervorstieß. Die Landschaft ist ihm eine Seelenstimmung; die französische Prägung dieser Tatsache hat der Genfer Amiel gegeben: „Le Paysage est un état d'âme." Die Natur als Landschaft und als unfehlbar waltender Instinkt im Menschen — das bestimmt das Wesen des Denkers, der den Führern der Französischen Revolution ihre Ideen und Phrasen lieferte, und des lyrischen Schwärmers und Bekenners, dessen prachtvoll geformte Ergüsse ein ganzes Geschlecht befruchteten. Mag das Tatsächliche der Bekenntnisse der Nachprüfung bedürfen — denn Rousseau ist nur allzuoft ein naiver Lügner —, der ungeheure Wert dieses einzigen Buches wird damit nicht gemindert: die Bekenntnisse gehören zu den außerordentlichsten Dokumenten über das Allzumenschliche, und die Bekenntnisse des heiligen Augustinus oder die naive Selbstdarstellung Montaignes können sich mit dieser Selbstenthüllung eines Schicksalsmenschen in keiner Weise messen. Sie lehren, daß das Leben selbst den Dingen ihre Bedeutung und ihre

Färbung verleiht und einen Gemütszustand schafft, der zauberhaft werden kann. Duft, Licht und Farbe sind Imponderabilien, die auch im kleinsten als künstlerische Mittel von ungeheurer Bedeutung sein können, wenn eine Seelenregung damit verknüpft ist; und sie offenbaren eine Natur, die dadurch zur mächtigsten Anregerin wurde, daß sie alles, was diese Welt ihr entgegentrug, auf sich bezog und der ganzen Menschheit so darbot, daß selbst der Irrtum fruchtbar und zu einer geistigen Schicksalsmacht werden konnte.

* * *

W. HARBURGER

JOHANNES KEPLERS MYSTISCHE SENDUNG

Als neuer „Dom"-Band erschien soeben Johannes Keplers „Kosmische Harmonie", herausgegeben von W. Harburger.

GELEHRTHEIT und Phantasie: Sterbliche, die in dieser Konjunktion geboren sind, gelangen nur schwer zur vollen Würdigung. Der „Laie" scheut die „Wissenschaft"; es beklemmt ihn, wenn er sich durch mühselige Beweisgänge glaubt durchwinden zu müssen; er fürchtet mit steinichten Formeln anstatt mit dem lebendigen Brote anschaulicher Gedanken abgespeist zu werden: Gelehrtheit scheint ihm den sprudelnden Bilderquell der Phantasie lähmen zu müssen. Der zünftige Gelehrte fürchtet die Phantasie nicht minder und glaubt sich vor ihr hüten zu müssen wie vor dem Versucher: trübt sie den nüchternen Blick, spiegelt sie Ziele vor auf verbotenen Wegen, dann wehe ihm: er geht in die Irre und verläßt die Pfade des Wahrheitsuchers. Schritt für Schritt möchte er am liebsten gehen, mit einer Binde vor den Augen, die ihn vor verlockenden Luftschlössern bewahrt: nur die Wahrheit scheint die sicherste, die Steinchen für Steinchen im Mosaik sich dem Ahnungslosen unter den Händen enträtselt. Aber was ist Wahrheit? fragt Pilatus. Gibt es eine Wahrheit ohne unser Zutun,

die sich mit unentrinnbarer Gesetzlichkeit enthüllt, wenn mühselige Ameisenarbeit gelehrter Forschung Häutchen für Häutchen vom trüben Auge entfernt? Und diktiert die Wahrheit Zug für Zug, Prinzip für Prinzip in dem Bilde, das der „Gelehrte“ von ihr entwirft; oder ist nicht vielmehr Wissenschaft auch nur ein „Bild“ wie jedes andere, konsequenter und unerbittlicher vielleicht in seiner Struktur, asketischer in seinen Mitteln, selbstquälerischer in seiner Zweifelsucht, aber auch im Grunde nur „Dichtung“, auf letzte Kategorien und Begriffe zurückgeführt? und verdankt sie ihre Alleingültigkeit nicht unserer menschlichen Beschränkung, daß wir unsere Gedankenketten nur unter dem Zwang uns eingeborner Prinzipien und Kategorien aneinanderreihen können und nichts anderes begreifen? Wieder aber die Gleichnisse der neuesten Physik: sind sie nicht Formel-Pentagramme von über-kabbalistischer Dunkelheit dem, der sie so be„greifen“ will, wie er die übrigen Raum-Bilder und Modelle begreift; von hellsichtigster Transparenz dem, der in den geheimen Bild-Sinn dieser Runen und Zeichen eingedrungen ist und die Bilderschrift der mathematischen Hieroglyphen lesen kann? Ist hier, weit fern von begreifbaren Spiegelungen einer sich manifestierenden Außenwelt in den passiven Windungen eines Gehirns überhaupt Phantasie zu entbehren; kann man solche Bilder, die niemand gesehen hat und niemand sehen kann, anders finden oder lesen als in einer äußersten und feinsten Phantasie?

Es sind Mythologien, was auch der Gelehrte träumt; Mythologien nicht mit Göttern und Fabelwesen, sondern mit Zahlen, geometrischen Axiomen, Kausalitätsverknüpfungen oder andern Funktionen: Dingen aber ebenso rätselhaften Ursprungs wie Götter und ebenso aus den innersten Seelenbezirken herauswachsend. Ihr Anthropomorphismus ist vielleicht weniger handgreiflich, ihre Herrschaft tyrannischer und völlig unausweichlich; aber ist es weniger ein Glaubenssatz, zu sagen:

„Keine Wirkung ohne Ursache“ als „Gott hat die Welt in sieben Tagen geschaffen“? Nackter, abstrakter ist die gelehrte Mythologie: sie zerlegt die lebendigen Bilder in ihre kleinsten Bestandteile; tyrannischer und asketischer, denn sie gestattet keinen freien Wechsel der Bilder und fordert, daß jedes Bild bis in die letzten Konsequenzen ausdeutbar sei; karger und geiziger, weil sie kein Bild duldet, das den andern widerstreitet und das sich nicht aus ihrem Grund-Thema entwickeln läßt. Sie schreibt Fugen von letzter Konzentration der Themen, von letzter Durchorganisierung der Struktur und regelmäßigster Gesetzlichkeit des Aufbaus, wo der Dichter Symphonien und „freie Phantasien“ schreibt. Sie appelliert an das Gefühl für organische Struktur, wo jener sich an das Lebensgefühl und das Zusammengehörigkeitsbewußtsein alles Lebendigen wendet.

Die Wissenschaft spricht zum Zweifler; die religiöse, künstlerische, mystische Phantasie zum Gläubigen. Der Geist überschattet sie beide. Sie streben beide nach demselben Ziele: nach einem Gleichnis für das Eine, aus dem das Mannigfache herausblüht, nach dem Generalnenner, der die bunte Welt auf eine gewaltige Formel bringt. Ob sie an Kausalitätsreihen, an geometrisch-mechanische Welt-Gleichungen, an Allbeseelung, an einen persönlichen Gott glauben, der als Architekt die Welt bewußt baut: letzthin ist es immer eine Angelegenheit der Phantasie, die, unbegreiflich und unerschütterlich, nicht davon lassen kann, in etwas Geistigem, in Begriffsverknüpfungen und andern Funktionen und ganz transzendenten Formeln das Gleichnis eines Welt-Planes zu sehen oder zu ahnen. Und wäre eine statistische Registrierung aller Welt-Geschehnisse und Daten möglich, wäre alles, Lebendiges wie Unlebendiges, in Zahlen zu fassen, so wäre der Geist im Gelehrten so wenig wie im Mystiker etwa zufriedengestellt: er will sich selbst wiedergespiegelt finden in den Gesetzmäßigkeiten der Welt, auf daß sie

Geist sei von seinem Geiste, oder zum wenigsten will er seine Auferstehung in ihr aus der Asche der Beschränktheiten ahnen.

Wenn man in einigen Jahren Johannes Keplers Todestag feiern wird, dann wird er, eine der glänzendsten Sonnen, dreihundert Jahre lang unbekannt gewesen sein. Man wird die Entdeckung seiner Gesetze der Planetenbewegungen feiern, man wird ihn als den Bahnbrecher der Newton-Lagrangeschen Mechanik preisen, als den unermüdlichen Arbeiter, der aus dem unübersehbaren Zahlenmaterial der Tychonischen Beobachtungen Korn für Korn wie eine Henne aufpickend endlich das Eirund der elliptischen Planetenbahnen ans Licht der Welt brachte. Vielleicht wird man seine spekulativen Neigungen streifen und den Fortschritt der Wissenschaft preisen, der alles zum Besten dienen muß und die selbst in dem Wust bizarrer Spekulationen, astrologischer Wahnideen, mystisch-religiöser Phantasien das Samenkorn der ewigen Wahrheit zum Aufkeimen bringt. Aber das ist nicht der Kepler, wie er sich selber begriff; nicht der gelehrte Mystiker und mystische Gelehrte, der die Himmels-Kristalle hat läuten hören und den es nicht ruhen ließ, bis er vermöchte, zur Firmament-Glocke hinanzusteigen und sie zu schlagen, auf daß ihn endlich Gott höre. Das ist nicht einmal der Astronom Kepler, sondern der Handlanger Kepler, der dem König die Harfe stimmt, damit er die Musik der Sphärenharmonien spiele. Denn wenn Harmonien rein erklingen sollen, müssen die Saiten rein gestimmt sein, und das Instrument muß sorgfältig gebaut sein; und es bedurfte langer Jahre, bis das Instrument, auf dem die erhabenste Musik der Sternenharmonien nachgespielt werden sollte, so vollkommen war, wie es die gläubige Andacht Keplers verlangte.

Aber er war ein heimlicher Musiker, und die Musik war seine heimliche Liebe; und er betreibt Musik in astronomischen Zahlen, und die Astronomie löst sich ihm in Harmonie auf;

und die Planetenumläufe sind kontrapunktierende Stimmen, sie umschlingen und überkreuzen sich von dem vollen Anfangsakkord des ersten Schöpfungstags durch Modulationen und Dissonanzen und kadenzierende Sequenzenfolgen und durch gehaltene Stimmen und figurierte Umspielungen von Akkord zu Akkord fortschreitend bis zu der großen Koda am Jüngsten Tag, an dem es Gott gefällt, seine Schöpfungs-Symphonie zu beenden. Und so halten Saturn und Jupiter die Orgelpunkte in den Bässen, und Merkur spielt die figurierte Stimme der ersten Violine, und Mars gibt den Cantus firmus an im Tenor; und nach den im Innersten harmonischen Gesetzmäßigkeiten dieser Polyphonie lebt alles Leben im Sonnensystem, und alle Seelen der Welt unter dem Monde und alle Menschen- und Tier-Seelen tanzen nach ihren Aspekten. Denn jede Seele ist von der Natur des Tierkreises, und sie ist gleichsam auf den Tierkreis abgestimmt; und alle Harmonien am Himmel klingen in ihr wider und beleben sie oder lähmen sie, wie Musik die Seele erhebt oder traurig macht.

Eine All-Musik also will die Keplersche Astronomie sein; eine Auflösung der Himmelsbewegungen in harmonische Gesetzmäßigkeiten, aus denen dann die Astrologie mit logischer Folgerichtigkeit herauswächst. Wie aber keiner ein guter Musiker sein kann, der nicht über das notwendige scharfe und feine Gehör verfügt (zum mindesten geistig) und der etwa die mathematische Exaktheit der musikalischen Grundelemente, die Reinheit der Intervalle, die scharfe Präzision des Rhythmus und Taktes, die straffen Bindungen der Harmonielehre und des Kontrapunkts für etwas Phantasie-Hemmendes verwerfen wollte, so wäre auch der auf dem falschen Wege, der die mystische Harmonie der Sphären nicht bis in die exaktesten astronomischen Grundlagen hinein verfolgen würde. Darum muß die Keplersche Intuition des harmonischen Kosmos bis zu einer exaktesten Astronomie führen, die sogar heute noch den Ge-

lehrten als der Grundstein ihres Lehrgebäudes gilt. Aber sie ist, wie gesagt, Instrument, nicht Selbstzweck. Und wenn es sich späterhin (durch Newton und Lagrange) herausstellte, daß die Grundgegebenheiten der Astronomie mathematisch bzw. mechanisch-kausal bedingt sind, so erschöpft sich doch nicht die Astronomie in dieser reinen Mechanik, sondern die allmusikalischen, d. i. harmonischen Gesetze durchdringen auch die Physik und die Mechanik: der musikalische Schöpfungsplan Gottes hat den Gestirnen ebendiese Bewegungen zugewiesen, damit sie ihm die Sphärenharmonien vormusizieren können. Wenn wir die musikalischen Grundelemente, die konsonanten wie dissonanten Intervalle, mathematisch oder physikalisch bestimmt vorfinden, so ist deshalb nicht so sehr die Musik mathematisch oder physikalisch bedingt, sondern vielmehr die Mathematik oder Physik ist auch von Musik durchsetzt: die Prinzipien der kosmischen Harmonie, die sich in der Musik manifestieren, formen bereits nach immanenten Gesetzen das „Tonmaterial", wie sie auch, als Maß und Zahl immanent, die zahlenmäßigen Gesetzlichkeiten der Himmelsbewegungen bestimmen.

Die Musik ist für Kepler das große Gleichnis, über das wir befähigt sind, den Weltplan und Gottes Werke zu begreifen. Sie ist nicht der Urquell der Harmonie: diese liegt tiefer begründet in der göttlichen Geometrie des Plato, die ist „vor Erschaffung der Dinge, gleich ewig wie der Geist Gottes; und die Gott selbst ist (was ist in Gott, was nicht Gott selbst ist?) und ihm die Urbilder für die Erschaffung der Welt geliefert hat". Aber sie ist uns Menschen die hervorragendste und sozusagen immanenteste Manifestation des Harmonischen, eben das große Gleichnis, in welchem wir die Schöpfung nachahmen und uns eins wissen mit dem lebendigen Organisationsprinzip, d. i. Gott selbst. Und so wird sie auch zu dem Symbol des mystischen Fundamental-Erlebnisses des „Alles im Einen", des überindivi-

duellen Organismus: des „mystischen Leibes Christi". Denn die Harmonie in der Musik greift über alle konsonanten Akkorde hinaus, über alle Dissonanzen und ihre Auflösungen, so schneidend jene auch sein mögen, in ein organisches Zusammenwirken aller in einem Leibe. Harmonie ist nicht eine blindmechanische Bindung physikalischer Schwingungen in einem Wohlklang, sondern man kann ein Musikstück nur im Bilde des Organismus verstehen: wie selbständig sich entwickelnde Glieder stehen die einzelnen Stimmen im kontrapunktischen Gewebe gegeneinander und doch ineinander, und sie sind aus einem Willen heraus geboren; es ist kein Aufbau Stein für Stein, sondern sie halten sich und tragen sich und teilen sich in ihre Pflichten und wollen alle das Ganze. Darum ist Harmonie auch das, was wir heute das Prinzip des lebendigen Organismus nennen; und die kosmische Harmonie der Weltalls-Musik ist der große lebende Organismus der Welt und die Gemeinschaft aller Seelen und Weltseelen in dem geistigen Leibe Christi; und aus dieser Weltalls-Musik handeln alle einzelnen Seelen in innerer Freiheit als Einzelstimmen und doch geboren aus den Welt-Kontrapunkten in der Polyphonie der Sternenstimmen und aus ihren Aspekten astrologisch zu ihren Glied-Funktionen in dem überbegreiflichen All-Leibe vorbestimmt, wenn die Gestirnklänge das Signal zu ihrem Einsatz geben.

* * *

JOHANN HEINRICH VOSS
DIE ABENDSTILLE

(1795)

SCHÖN vom Abend, schön
Glühen Wald und Höhn,
Glüht die Zitterwelle,
Wo der Schwan auf Golde schwimmt;
Und dem Ostgewölk entglimmt
Rot des Mondes Helle.

Haucht in warmer Luft,
Haucht des Grases Duft,
Das in Schobern stehet.
Um uns her am Wassersaum
Regt sich Halm und Blättchen kaum;
Nur die Pappel wehet.

Hier zum Duft des Heus
Duften, rot und weiß,
Ros' und Nachtviole;
Hier, an gelber Blüte reich,
Hochgerankt von Zweig auf Zweig,
Schlanke Kaprifole.

Auf umbüschter Bank
Tönt uns still Gesang
Ferner Nachtigallen.
Still auch säuselt Laub und Ried:
Still soll Harfenton und Lied
Durch die Still' erschallen.

Kindlein, unbewußt,
Horchen auf mit Lust
Nach dem süßen Klange;
Aber Jungfrau, Mann und Greis,
Von des Liedes Seele heiß,
Stehn, und sinnen lange.

* * *

GUNTHER IPSEN

GOETHES NATURWISSENSCHAFTLICHE ERKENNTNIS

Die zentrale Stellung der Naturwissenschaft in Goethes Werken erkennend, hat Erich Schmidt in seinem „Volks-Goethe“ den Versuch einer bei größter Knappheit alles Wesentliche umfassenden, allgemeinverständlichen Auswahl aus Goethes naturwissenschaftlichen Schriften gemacht, die auch in der neuen Auflage des Werkes nicht verändert zu werden brauchte. Ein jüngerer Gelehrter ergreift, ihre Bedeutung unterstreichend, hier das Wort dazu.

OFFENBAR ist Goethes Naturwissenschaft einer doppelten Ansicht fähig, einer sachlichen und einer menschlichen, die völlig unabhängig und gleichsam gleichgültig gegeneinander sind; erst beide zusammen aber erschöpfen das Ganze des Gegenstandes und machen ihn fruchtbar für uns.

Man kann nämlich nach dem sachlichen Gehalt und Ertrag von Goethes Naturforschung fragen und wird dann prüfen, ob sie sich in den Gang des wissenschaftlichen Denkens fügt, worin sie sich von andrem unterscheidet, was daran stichhält, womit sie seinerzeit gewirkt hat, und ob sie fähig ist, auch unter uns wirksam zu sein. Goethe selbst wäre für diese Frage belanglos und nicht mehr als ein bloßer Name zur Bezeichnung des Gegenstandes, wenn nicht diese Naturansicht, abweichend von der anerkannten Wissenschaft der Zeit, auch unsrer Tage, eine schöpferische Leistung ersten Ranges wäre; und wenn sie nicht von Grund auf einen neuen Blick verlangte, den Goethes Auge entdeckt hat.

Anders die menschliche Frage, die an Goethe zu richten ja wahrlich nicht biographischer Neugier und seelsucherischen Bedürfnissen entspringt, sondern darin gerechtfertigt ist, daß nicht der Mensch Goethe, sondern der goethische Mensch ihr Ziel ist, der uns als objektive Lebensform in vielem vorbildlich und beispielhaft geworden ist.

Die Antwort auf diese Frage bleibt im äußersten Umkreis

an der Oberfläche ihres Gegenstandes, wenn sie sagt: „Goethes Bild wäre unvollständig ohne die naturwissenschaftlichen Arbeiten; denn sieh, dieser umfassende Mensch hat auch dieses Bereich durchdrungen und — das versteht sich — schaffend darin gelebt, obwohl es seinem dichterischen Berufe so fern zu liegen scheint.“ Eine Goethe-Ausgabe, die ihre Leser dies lehren will, wird darum Proben seiner naturwissenschaftlichen Schriften geben, möglichst aus jedem der einzelnen Fächer, in denen Goethe gearbeitet hat: Stücke aus Botanik und Zoologie, Erdkunde, Meteorologie und Farbenlehre. Sie wird dabei autobiographische Schriften bevorzugen, in denen unmittelbar die Beziehung der Naturforschung auf Goethe enthalten ist.

Das alles bliebe an der Außenseite der Dinge. In die Tiefe kann uns die Antwort (und jede Auswahl ist eine Antwort) erst führen, wenn sie die Frage fortführt zu der nach Goethes Stellung zur Naturforschung: „Wie stand Goethe dazu; und was bedeutete sie ihm?“ Ein Versuch, darauf zu antworten, vielleicht der gelungenste Versuch sogar, ist Erich Schmidts Auswahl der naturwissenschaftlichen Schriften im Volks-Goethe des Insel-Verlags.

Dies ist im einzelnen nachzuweisen. Die Auswahl beginnt mit dem berühmten Aufsatz über die Natur vom Jahre 1780: als Auftakt schon dadurch empfohlen, daß er aufs Ganze geht und darum das Ganze der Natur noch unentfaltet in sich hegt, das sich für Goethe später erst zerlegen wird; zugleich ist er die älteste (wennschon vermittelte) Äußerung Goethes und darum programmatisch. Die Stellung zur Natur darin ist enthusiastisch im vollen Sinn des Wortes. Man hat das seinerzeit nicht voll verstanden und sprach darum von einer „poetischen“ Anschauungsweise (zu schweigen von dem ganz schiefen „pantheistisch“, womit man sie belegte). Daran ist richtig, daß wir an dem Fragment den Drehpunkt besitzen, der von Goethes Straßburger und Frankfurter Jugenddichtung um-

leitet zur Naturphilosophie erst Goethes, dann Schellings und der Romantiker.

Der nächste Aufsatz „Über den Granit“ erweitert und setzt die Beziehung fort, die bereits zwischen Dichtung und Naturwissenschaft gestiftet ist. Hier heißt es nämlich gegen Ende: „Man gönne mir... die erhabne Ruhe, die jene einsame stumme Nähe der großen, leise sprechenden Natur gewährt...“ Der Granit erscheint als Gegenstück zu, als Lösung von der Leidenschaft des Herzens; Natur ist Rettung und Gegenpol zum stürmisch drängenden Leben. So ist der Aufsatz einer Stimmung mit der großen Lyrik der achtziger Jahre; anklingen die „Nachtlieder“, „An den Mond“, „Harzreise“ und die Gesänge des „Harfners“.

Es folgt der „Versuch einer allgemeinen Vergleichungslehre“, vier Jahre nach der Italienreise geschrieben. Er gibt ein neues Bild: Goethe als Naturforscher, ganz darinnenstehend in der Bewegung der Wissenschaft. Goethes Wissenschaft hat den Anschluß gefunden an den allgemeinen Gang des Geistes: Goethe der „Tätige“. Er wendet sich hier gegen die triviale Zweck-Ansicht und gegen die mechanische Anpassungslehre von der belebten Natur. Durch diese Auseinandersetzung aber bezieht er sich ebensosehr darauf, als er sich scheidet, und weist sich selbst seinen Platz innerhalb der verschiedenen Meinungen. So erscheinen die beiden verworfnen Ansichten aufgehoben in seiner Lehre der sinnvollen Wirkungszusammenhänge.

Die folgenden Stücke aus der „Geschichte der Farbenlehre“ und der „Geschichte seines botanischen Studiums“ sagen selbst, was sie wollen: Naturwissenschaft als Teil der Biographie Goethes. Damit ist ein Schritt weiter getan, erreicht, was angelegt, und ausgebreitet, was beschlossen war: die Naturforschung Goethes ist eingegangen in den breiten Doppelstrom seines Lebens und der wissenschaftlichen Arbeit. Dies über-

wiegt in der Geschichte der Farbenlehre, die Goethe im Kampf gegen die herrschende Lehre zeigt; das andre im botanischen Studium, das schrittweis und gleichsam unbekümmert aus seiner eignen Anlage herauswächst.

Damit ist der geradlinige Fortschritt abgeschlossen, in dem sich bisher Stück an Stück reihte: Goethe und die Naturwissenschaft haben sich wechselweise durchdrungen, aneinander- und ineinandergebildet. Was folgt, wendet das Ganze noch einmal neu und schreitet auf einer andern Ebne fort als vorhin. Die beiden Partner arbeiten sich nun nicht mehr aneinander ab, in aller Unmittelbarkeit einander gegenständlich, sondern die Weisheit erhebt sich über die Sache und vermittelt sie.

Der „Vorschlag zur Güte“ richtet sich gegen die Anmaßung der Fachsimpel: man lasse, so verlangt er, jeden die Natur auf seine Art betrachten. Was soll die engherzige Verpflichtung auf einen Weg, da doch keiner allein selig macht. Denn jeder sieht an der Natur ein Neues, Andres, und erst in ihrer Gesamtheit erschöpfen die Ansichten ihren unendlichen Vorwurf. Die „Meteore des literarischen Himmels“ suchen festzulegen, was Goethe von seiner wissenschaftlichen Arbeit her fraglich geworden war (nicht etwa von seiner Dichtung aus: ein Schlaglicht, das unheimlich vieles erleuchten kann): wie weit dem einzelnen auf Wahrheiten und Entdeckungen Eigentumsrechte zukommen; in welch verschiednen Weisen und Graden der persönliche Anteil erscheint. So stimmen denn beide Aufsätze darin überein, daß sie, aus eigner Erfahrung zu allgemeiner Betrachtung erhoben, noch einmal die Stellung zur Naturwissenschaft, jedoch bewußt geworden geben. Sie lassen Goethe selbst, nicht erzählend, sondern urteilend antworten auf die Frage, die gestellt war.

Noch ein Schritt weiter, und das Bewußtsein Goethes von seiner Stellung zur Naturwissenschaft wird zum Selbstbewußtsein: in der „Bedeutenden Fördernis“ erhebt sich das

Wissen zur Einsicht in das eigne Wesen; Goethe erkennt seine Naturforschung als „gegenständliches Denken" und übersieht von da aus noch einmal seine Bemühungen und die Wissenschaft der andern. Nun ist von innen her dies alles klar, durchsichtig und fest geworden, bereit, einzugehn in die Geschichte. Ist hier die Form, die Logik, die Methode von Goethes Naturansicht ihrer selbst bewußt geworden, so in der Einleitung zum „Versuch einer Witterungslehre" ihr Gehalt, ihre Gesinnung, ihr Sinn. Zwei Forderungen werden an die Wissenschaft erhoben: sie sei symbolisch und tellurisch. Wie zu Beginn von Goethes Naturforschung, so fließen nun an ihrem Ende Forschung und Dichtung in eins zusammen: Faust-Worte erscheinen hier als wissenschaftliche Sätze.

Kunst und Wissenschaft vereinen sich so in der letzten Frage nach dem Magischen. Es scheint unmöglich, weiterzugehn. So hat denn Erich Schmidt hier seine Auswahl beschlossen: Goethe hat noch eine entscheidende Wendung gemacht, die Wendung zum Objektiven. Man kann dafür im Rahmen der Naturwissenschaft die „Principes de Philosophie Zoologique" nennen: der Geist selbst bewegt sich, und jeder einzelne hat darin seine Stelle und sein Amt. Da steht auf der einen Seite die analytische Wissenschaft, verkörpert in Cuvier, die „aus dem Einzelnen in ein Ganzes" strebt, „welches... als nie erkennbar betrachtet wird"; auf der andern die verknüpfende Betrachtung (die Goethes), vertreten durch Saint-Hilaire: sie „hegt ein Ganzes im innern Sinne" und glaubt, „das Einzelne könne daraus nach und nach entwickelt werden". So ist denn dieser Aufsatz ein wahrer Abschluß und vollkommenes Ende: alles Persönliche in Sachlich-Wesenhaftes gewandt und — für die Person — gleichsam resignierend.

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Der Sommer dieses Jahres wird mehrere unserer Klassiker- und Gesamtausgaben vollendet sehen. Nach sorgfältiger Vorbereitung konnte nunmehr der gegen die erste Auflage bedeutend bereicherte Volks-Goethe erscheinen. „Auch diese neue Ausgabe", so schreibt Gustav Roethe, unter dessen Leitung sie entstanden ist, in dem Geleitwort dazu, „ist Erich Schmidts Werk geblieben. Der ‚Lebenslauf' und die Einleitungen, die er verfaßt hat, sind beibehalten wie sie waren und nur in Einzelheiten berichtigt worden. Auch die Auswahl der Prosa, auf die Erich Schmidt besondere Liebe und Sorgfalt verwendet hatte, ward nicht angetastet. Dagegen schien es geboten, den Inhalt der ersten drei Bände wesentlich zu vermehren... Seit einem Menschenalter ist neben den Dichter immer bedeutender, immer beherrschender der Weise von Weimar getreten, der Träger einer großen, wundervoll fruchtbaren Weltanschauung, die in unendlichen Spiegelungen und Brechungen sich uns offenbart. In der politischen und nationalen Unruhe, aber auch in der gesteigerten inneren Bewegung unserer Zeit sprechen die nicht ganz einfachen, aber ebenso reichen wie klaren kosmischen Lehrgedichte, dazu die Offenbarungen des reinsten Strebens zu Gott und zur Idee besonders eindringlich zu uns. Diese tatsächliche Wandlung Goethischer Lebensmächte bestimmte die neue Auswahl der Gedichte, die namentlich für Goethes Reife und Alter, auch aus den großen Schätzen seiner Spruchweisheit, beträchtlich ergänzt wurden und in denen ‚Gott und Welt' jetzt ebenbürtig neben das ewig junge Thema der Liebe sich reihen. Und wie sollten ‚Der ewige Jude', ‚Die Geheimnisse', ‚Pandora' und ‚Achilleis' fehlen, die Bruchstücke bleiben mußten, eben weil sie sich die höchsten Ziele steckten? Aber auch ‚Die natürliche Tochter', ‚Des Epimenides Erwachen', erwachsen aus großen Zeitereignissen, haben, gerade weil sie zu ihrer Gegenwart die künstlerische Distanz streng einhielten, für uns im Wechsel der Zeiten eine eigene erziehliche Bedeutung erworben; Goethe selbst gab seiner Bearbeitung des ‚Reineke Fuchs' vorsichtig einige Farben, die ihn dem Tage näher brachten; auch die geheimnisvoll anregende Ausschau des ‚Märchens' scheint neue prophetische Beziehungen zu gewinnen... Das hohe Liebeslied der ‚Stella', das freilich nur in der Jugendfassung rein ausklingt, durften wir neben dem ‚Werther' nicht missen. So wird Goethes Gesamtbild in dieser neuen Auflage reicher, größer, freilich auch ernster; zu dem Schaffenden tritt deutlicher der Entsagende, wenn

auch die Hauptkonfession der Entsagung, die ‚Wanderjahre', noch immer nicht sich ausreichend eingliedern ließ."

Wilhelm Heinse, der Feuergeist des Sturms und Drangs, ist nach Vollendung der großen Gesamtausgabe durch den achten Band, der in drei, von Albert Leitzmann herausgegebenen Abteilungs-Bänden die Aphorismen umfaßt, und nach Neudruck der vergriffenen Bände unserer Zeit wieder erstanden. Der Insel-Verlag hat damit ein vor mehr als zwanzig Jahren unter Carl Schüddekopf begonnenes Werk zum Abschluß gebracht.

In der ersten Hälfte des Juli wird unsere Ausgabe von Balzacs Menschlicher Komödie mit dem 9. und 10. Band vollständig. Ein anderer klassischer Erzähler Frankreichs, aus dessen Lebenswerk der Insel-Verlag Teile schon veröffentlicht hat, Stendhal (Henri Beyle), tritt nunmehr mit einer siebenbändigen Ausgabe seiner Gesammelten Werke auf den Plan. Ihr Inhalt wird folgender sein. Band I: Einleitung von Arthur Schurig, Gedanken und Meinungen (aus den nicht erzählenden Werken), Anekdoten; Band II: Das Leben eines Sonderlings; Band III: Von der Liebe; Band IV: Rot und Schwarz; Band V: Die Kartause von Parma (soeben erschienen); Band VI: Armance, Lucian Leuwen; Band VII: Zwölf Novellen.

Eine Neugestaltung hat unsere Bibliothek der Romane erfahren. Einige Bände, die dem Charakter der Sammlung nicht zu entsprechen schienen, wurden entfernt, andere, die seit längerer Zeit fehlten oder auf holzhaltigem Papier gedruckt waren, neu aufgelegt. Die folgenden großen Romane der Weltliteratur erschienen neu: Balzac, Die Chouans, Vater Goriot; Mérimée, Die Bartholomäusnacht; Stevenson, Die Schatzinsel; Swift, Gullivers Reisen; Zola, Doktor Pascal. Der Einband ist wieder gleichmäßig der schöne rote Ganzleinenband mit echtem Goldaufdruck. Der Preis ist nunmehr einheitlich 5 Mark.

In die Reihe unserer Einzelausgaben der Werke Goethes auf Dünndruckpapier haben wir den Wilhelm Meister aufgenommen. In der Sammlung Deutsche Meister wird in Kürze die Monographie von Simon Meller über Peter Vischer den Älteren erscheinen. Die Übertragung der Gedichte Paul Valérys durch Rainer Maria Rilke liegt in Kürze in einem schönen Druck der Cranach-Presse vor. Es sind 330 Exemplare gedruckt worden, davon 12 auf Seide, 50 auf Japan, die übrigen auf Bütten.

Von den folgenden Büchern des Verlags sind Neuauflagen notwendig

geworden: Hans Christian Andersen, Märchen (14.–16. Tausend); Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi. In Ganzleinen (21.–23. Tausend); Charles Dickens, Die Pickwickier (15.–19. Tausend); Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke. Taschenausgabe (11.–13. Tausend); Ricarda Huch, Menschen und Schicksale aus dem Risorgimento (9.–11. Tausend); Helene Nostitz, Aus dem alten Europa (2. Auflage); Karl Scheffler, Italien (13.–15. Tausend); Paris (4.–6. Tausend); Adalbert Stifter, Bunte Steine, Nachlese (5.–8. Tausend); Witiko (9.–12. Tausend. Von diesem Buch hat Adalbert Stifter, wie uns dessen Nichte kürzlich schrieb, gesagt, die Leute würden es erst nach hundert Jahren verstehen.); Die Germanen in der Völkerwanderung, herausgegeben von Johannes Bühler (6.–8. Tausend); Die Jugendfreunde des „Alten Mannes“: Johann Wilhelm und Friederike Tugendreich Volkmann, herausgegeben von Ludwig Volkmann (4. und 5. Tausend); Emile Zola, Rom (in einer schönen Ausgabe auf Dünndruckpapier).

Noch im Laufe dieses Jahres werden wir das Meisterwerk eines illustrierten Buches wieder aufleben lassen. Nachdem es uns, wie schon einmal bei Münchhausen, geglückt ist, die Holzstöcke von Gustave Dorés Illustrationen zu Balzacs „Contes drolatiques“ aufzufinden, werden wir imstande sein, danach einen Druck herzustellen, der dem Originaldruck in keiner Weise nachstehen wird. Als Text findet die bewährte Übertragung von Benno Rüttenauer Verwendung. Über die ferneren neuen Unternehmungen in der zweiten Hälfte des Jahres, darunter besonders die große Bibliotheca Cimeliorum, die, gefördert von über zweihundert Fachgelehrten, Bibliotheks- und Museumsdirektoren des In- und Auslandes und geleitet von Professor Dr. Albert Schramm, dem Direktor des Buchmuseums zu Leipzig, die Wiedergabe wertvoller Schrift- und Druckerzeugnisse aller Zeiten und Völker in hervorragender Technik bezweckt, wird das August-Heft in voller Ausführlichkeit Bericht erstatten.

* * *

DAS

INSELSCHIFF

*

EINE

ZEITSCHRIFT

SECHSTER JAHRGANG / VIERTES HEFT

HERBST 1925

*

In jüngren Tagen war ich des Morgens froh,
Des Abends weint ich; jetzt, da ich älter bin,
Beginn ich zweifelnd meinen Tag, doch
Heilig und heiter ist mir sein Ende.
HÖLDERLIN

GOETHE

ÜBER DEN GRANIT

(1784)

Erstes Fragment

DER Granit war in den ältsten Zeiten schon eine merkwürdige Steinart und ist es zu den unsrigen noch mehr geworden. Die Alten kannten ihn nicht unter diesem Namen. Sie nannten ihn Syenit, von Syene, einem Orte an den Grenzen von Äthiopien. Die ungeheuren Massen dieses Steines flößten Gedanken zu ungeheuren Werken den Ägyptiern ein. Ihre Könige errichteten der Sonne zu Ehren Spitzsäulen aus ihm, und von seiner rotgesprengten Farbe erhielt er in der Folge den Namen des Feurigbunten. Noch sind die Sphinxe, die Memnonsbilder, die ungeheuren Säulen die Bewunderung der Reisenden, und noch am heutigen Tage hebt der ohnmächtige Herr von Rom

die Trümmer eines alten Obelisken in die Höhe, die seine allgewaltige Vorfahren aus einem fremden Weltteile ganz herüberbrachten.

Die Neuern gaben dieser Gesteinart den Namen, den sie jetzt trägt, von ihrem körnichten Ansehen, und sie mußte in unsern Tagen erst einige Augenblicke der Erniedrigung dulden, ehe sie sich zu dem Ansehen, in dem sie nun bei allen Naturkundigen steht, emporhob. Die ungeheuren Massen jener Spitzsäulen und die wunderbare Abwechselung ihres Kornes verleiteten einen italienischen Naturforscher, zu glauben, daß sie von den Ägyptiern durch Kunst aus einer flüssigen Masse zusammengehäuft seien.

Aber diese Meinung verwehte geschwind, und die Würde dieses Gesteines wurde von vielen trefflich beobachtenden Reisenden endlich befestigt. Jeder Weg in unbekannte Gebirge bestätigte die alte Erfahrung, daß das Höchste und das Tiefste Granit sei, daß diese Steinart, die man nun näher kennen und von andern unterscheiden lernte, die Grundfeste unserer Erde sei, worauf sich alle übrigen mannigfaltigen Gebirge hinaufgebildet. In den innersten Eingeweiden der Erde ruht sie unerschüttert, ihre hohe Rücken steigen empor, deren Gipfel nie das alles umgebende Wasser erreichte. So viel wissen wir von diesem Gesteine und wenig mehr. Aus bekannten Bestandteilen auf eine geheimnisreiche Weise zusammengesetzt, erlaubt es ebensowenig, seinen Ursprung aus Feuer wie aus Wasser herzuleiten. Höchst mannigfaltig in der größten Einfalt, wechselt seine Mischung ins Unzählige ab. Die Lage und das Verhältnis seiner Teile, seine Dauer, seine Farbe ändert sich mit jedem Gebirge, und die Massen eines jeden Gebirges sind oft von Schritt zu Schritte wieder in sich unterschieden und im ganzen doch wieder immer einander gleich. Und so wird jeder, der den Reiz kennt, den natürliche Geheimnisse für den Menschen haben, sich nicht wundern, daß

ich den Kreis der Beobachtungen, den ich sonst betreten, verlassen und mich mit einer recht leidenschaftlichen Neigung in diesen gewandt habe. Ich fürchte den Vorwurf nicht, daß es ein Geist des Widerspruches sein müsse, der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Herzens, des jüngsten, mannigfaltigsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Teiles der Schöpfung zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat. Denn man wird mir gerne zugeben, daß alle natürlichen Dinge in einem genauen Zusammenhange stehen, daß der forschende Geist sich nicht gerne von etwas Erreichbarem ausschließen läßt. Ja man gönne mir, der ich durch die Abwechselungen der menschlichen Gesinnungen, durch die schnelle Bewegungen derselben in mir selbst und in andern manches gelitten habe und leide, die erhabene Ruhe, die jene einsame stumme Nähe der großen, leise sprechenden Natur gewährt, und wer davon eine Ahndung hat, folge mir.

Mit diesen Gesinnungen nähere ich mich euch, ihr ältesten, würdigsten Denkmäler der Zeit. Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend und eine weite Gegend überschauend, kann ich mir sagen: Hier ruhst du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht, keine neuere Schicht, keine aufgehäufte zusammengeschwemmte Trümmer haben sich zwischen dich und den festen Boden der Urwelt gelegt, du gehst nicht wie in jenen fruchtbaren schönen Tälern über ein anhaltendes Grab, diese Gipfel haben nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verschlungen, sie sind vor allem Leben und über alles Leben. In diesem Augenblicke, da die innern anziehenden und bewegenden Kräfte der Erde gleichsam unmittelbar auf mich wirken, da die Einflüsse des Himmels mich näher umschweben, werde ich zu höheren Betrachtungen der Natur hinaufgestimmt, und wie der Menschengeist alles belebt, so wird auch ein Gleichnis in mir rege, dessen Erhaben-

heit ich nicht widerstehen kann. So einsam, sage ich zu mir selber, indem ich diesen ganz nackten Gipfel hinabsehe und kaum in der Ferne am Fuße ein geringwachsendes Moos erblicke, so einsam, sage ich, wird es dem Menschen zumute, der nur den ältsten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele eröffnen will.

Ja, er kann zu sich sagen: Hier auf dem ältesten, ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer. Ich fühle die ersten, festesten Anfänge unsers Daseins, ich überschaue die Welt, ihre schrofferen und gelinderen Täler und ihre fernen fruchtbaren Weiden, meine Seele wird über sich selbst und über alles erhaben und sehnt sich nach dem nähern Himmel. Aber bald ruft die brennende Sonne Durst und Hunger, seine menschlichen Bedürfnisse, zurück. Er sieht sich nach jenen Tälern um, über die sich sein Geist schon hinausschwang, er beneidet die Bewohner jener fruchtbaren quellreichen Ebnen, die auf dem Schutte und Trümmern von Irrtümern und Meinungen ihre glücklichen Wohnungen aufgeschlagen haben, den Staub ihrer Voreltern aufkratzen und das geringe Bedürfnis ihrer Tage in einem engen Kreise ruhig befriedigen. Vorbereitet durch diese Gedanken, dringt die Seele in die vergangene Jahrhunderte hinauf, sie vergegenwärtigt sich alle Erfahrungen sorgfältiger Beobachter, alle Vermutungen feuriger Geister. Diese Klippe, sage ich zu mir selber, stand schroffer, zackiger, höher in die Wolken, da dieser Gipfel noch als eine meerumfloßne Insel in den alten Wassern dastand, um sie sauste der Geist, der über den Wogen brütete, und in ihrem weiten Schoße die höheren Berge aus den Trümmern des Urgebirges und aus ihren Trümmern und den Resten der eigenen Bewohner die späteren und ferneren Berge sich bilden. Schon fängt das Moos zuerst sich zu erzeugen an, schon bewegen sich seltner die schaligen Bewohner des Meeres, es senkt sich das Wasser, die

höhern Berge werden grün, es fängt alles an, von Leben zu wimmeln.

Aber bald setzen sich diesem Leben neue Szenen der Zerstörungen entgegen. In der Ferne heben sich tobende Vulkane in die Höhe, sie scheinen der Welt den Untergang zu drohen; jedoch unerschüttert bleibt die Grundfeste, auf der ich noch sicher ruhe, indes die Bewohner der fernen Ufer und Inseln unter dem untreuen Boden begraben werden.

Ich kehre von jeder schweifenden Betrachtung zurück und sehe die Felsen selbst an, deren Gegenwart meine Seele erhebt und sicher macht. Ich sehe ihre Masse von verworrenen Rissen durchschnitten, hier gerade, dort gelehnt in die Höhe stehen, bald scharf übereinander gebaut, bald in unförmlichen Klumpen wie übereinander geworfen, und fast möchte ich bei dem ersten Anblicke ausrufen: Hier ist nichts in seiner ersten alten Lage, hier ist alles Trümmer, Unordnung und Zerstörung! Eben diese Meinung werden wir finden, wenn wir von dem lebendigen Anschauen dieser Gebirge uns in die Studierstube zurücke ziehen und die Bücher unserer Vorfahren aufschlagen. Hier heißt es bald: das Urgebirge sei durchaus ganz, als wenn es aus *einem* Stücke gegossen wäre; bald: es sei durch Flözklüfte in Lager und Bänke getrennt, die durch eine große Anzahl Gänge nach allen Richtungen durchschnitten werden; bald: es sei dieses Gestein keine Schichten, sondern in ganzen Massen, die ohne das geringste Regelmäßige abwechselnd getrennt seien; ein anderer Beobachter will dagegen bald starke Schichten, bald wieder Verwirrung angetroffen haben. Wie vereinigen wir alle diese Widersprüche und finden einen Leitfaden zu ferneren Beobachtungen?

Dies ist es, was ich zu tun mir gegenwärtig vorsetze, und sollte ich auch nicht so glücklich sein, wie ich wünsche und hoffe, so werden doch meine Bemühungen andern Gelegenheit geben, weiter zu gehen; denn bei Beobachtungen sind selbst

die Irrtümer nützlich, indem sie aufmerksam machen und dem Scharfsichtigen Gelegenheit geben, sich zu üben. Nur möchte eine Warnung hier nicht überflüssig sein, mehr für Ausländer (wenn diese Schrift bis zu ihnen kommen sollte) als für Deutsche: diese Gesteinart von andern wohl unterscheiden zu lernen. Noch verwechseln die Italiener eine Lava mit dem kleinkörnichten Granit und die Franzosen den Gneis, den sie blättrichten Granit oder Granit der zweiten Ordnung nennen; ja sogar wir Deutsche, die wir sonst in dergleichen Dingen so gewissenhaft sind, haben noch vor kurzem das Toteliegende, eine zusammengebackene Steinart aus Quarz und Hornsteinarten und meist unter den Schieferflözen, ferner die graue Wacke des Harzes, ein innigeres Gemisch von Quarz und Schieferteilen, mit dem Granit verwechselt.

Zweites Fragment

Da wir von den Gebirgs-Lagen reden wollen, in der Ordnung, wie wir solche auf- und nebeneinander finden, so ist es natürlich, daß wir mit dem Granit den Anfang machen.

Denn es stimmen alle Beobachtungen, deren neuerdings so viele angestellt worden, darin überein, daß er die tiefste Gebirgsart unseres Erdbodens ist, daß alle übrigen auf und neben ihm gefunden werden, er hingegen auf keiner andern aufliegt, so daß er, wenn er auch nicht den ganzen Kern der Erde ausmacht, doch wenigstens die tiefste Schale ist, die uns bekanntgeworden.

Es unterscheidet sich diese merkwürdige Gesteinart dadurch von allen andern, daß sie zwar nicht einfach ist, sondern aus sichtbaren Teilen besteht; jedoch zeigt der erste Anblick, daß diese Teile durch kein drittes Mittel verbunden sind, sondern nur an- und nebeneinander bestehn und sich selbst untereinander festhalten. Wir nennen diese voneinander wohl zu unter-

scheidenden Teile: Quarz, Feldspat, Glimmer, wozu noch manchmal einige als Schörl hinzukommen.

Wenn wir diese Teile genau betrachten, so kommt uns vor, als ob sie nicht, wie man es sonst von Teilen denken muß, vor dem Ganzen gewesen seien; sie scheinen nicht zusammengesetzt oder aneinander gebracht, sondern zugleich mit ihrem Ganzen, das sie ausmachen, entstanden. Und obgleich nur der Glimmer öfters in seiner sechsseitigen, tafelartigen Kristallisation erscheint, und Quarz und Feldspat, weil es ihnen an Raum gebrach, die ihnen eigenen Gestalten nicht annehmen konnten, so sieht man doch offenbar, daß der Granit durch eine lebendige, bei ihrem Ursprung sehr zusammengedrängte Kristallisation entstanden ist. — Es sei uns erlaubt, auf die Entstehung desselbigen und auf die Materie, woraus er entstanden, einige Schlüsse zu machen.

Da dem Menschen nur solche Wirkungen in die Augen fallen, welche durch große Bewegungen und Gewaltsamkeit der Kräfte entstehen, so ist er jederzeit geneigt, zu glauben, daß die Natur heftige Mittel gebraucht, um große Dinge hervorzubringen, ob er sich gleich täglich an derselben eines anderen belehren könnte. So haben uns die Poeten ein streitendes, uneinig tobendes Chaos vorgebildet.

Man hat von dem Körper der Sonne ungeheure Massen abschöpfen, ins Unendliche schleudern, und so unser Sonnensystem erschaffen lassen.

Mein Geist hat keine Flügel, um sich in die Uranfänge emporzuschwingen. Ich stehe auf dem Granit fest und frage ihn, ob er uns einigen Anlaß geben wolle zu denken, wie die Masse, woraus er entstanden, beschaffen gewesen.

Aus einem Lehrbuch der Kosmogonie, das Goethe plante.

* * *

ARTHUR BECHTOLD

JOHANN JAKOB CHRISTOPH VON GRIMMELSHAUSEN

Zur dreihundertsten Wiederkehr seines Geburtsjahres

Zu den gangbarsten Büchern, die während der Herbstmesse des Jahres 1668 zu Leipzig oder Frankfurt in den Gewölben, Läden oder Buden der Buchhändler zu haben waren, gehörte ein durch sein seltsames Titelkupfer auffallendes, dickleibiges Bändchen in Duodez mit dem in schwarzen und roten Buchstaben gedruckten Titel: „Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch, das ist: Die Beschreibung des Lebens eines seltzamen Vaganten, genant Melchior Sternfels von Fuchshaim, wo und welcher gestalt Er nemlich in diese Welt kommen, was er darinn gesehen, gelernet, erfahren und außgestanden, auch warumb er solche wieder freywillig quittiret." Als Druckort war das damals unter württembergischer Herrschaft stehende Mömpelgard, als Verfasser ein German Schleifheim von Sulsfort angegeben. Vergeblich suchen wir in den Schriften der bücherschreibenden Zeitgenossen, die in jener Zeit doch nicht müde wurden, ihre Werke gegenseitig in den Himmel zu erheben, nach einem Worte der Anerkennung für das Buch, das etwas so unendlich Neues darstellte, das an Klarheit und Volkstümlichkeit der Sprache, Lebendigkeit der Darstellung, Wärme der Empfindung und köstlichem Humor alles, was in Deutschland an Romanen bis dahin vorhanden war, weit hinter sich ließ. Die einzige Stelle, in der des „Simplicissimus" überhaupt Erwähnung getan wird, findet sich in der Einleitung zu dem vier Jahre später erschienenen Romane Christian Weises „Die drey ärgsten Ertznarren", und sie drückt wohl das Urteil aus, das die zünftigen Dichter und Gelehrten für das neue Buch hatten: sehr von oben herab und in schulmeisterlicher Weise wird der Simplicissimus als „lederner Salbader" kurz abgetan

und das eigene Buch des Weißenfelser Gymnasialprofessors als Muster hingestellt, nach dem man schreiben müsse.

Eine bessere Vorstellung von der Beliebtheit des Simplicissimus gewinnen wir aus der in schneller Folge erscheinenden Zahl der Ausgaben. Im Handumdrehen war die erste, wohl nur sehr kleine Auflage vergriffen; so schnell es ging, wurde eine zweite gedruckt, deren Nachlässigkeiten man noch die Hast ansieht, mit der sie hergestellt wurde. Eine dritte und vierte folgte, und daneben kam noch ein zu Köln oder Frankfurt sitzender Drucker mit einem Nachdruck auf seine Rechnung; es war ein buchhändlerischer Erfolg, an den zu denken weder der vorsichtige Verleger noch der Verfasser gewagt hatten. Bald war der Roman in den Händen all derer, die damals Romane lasen: der reichen Bürgersfrauen in den Städten, der adeligen Damen auf ihren Schlössern, die sich die Zeit mit Lesen vertrieben, während der Herr Gemahl im Felde, auf der Jagd oder im Kreise seiner Standesgenossen beim Trinkgelage weilte; er gelangte in die Studierstube des Landpfarrers, in das Innere der Klosterprälaturen und selbst an Fürstenhöfe, wie wir aus einem noch erhaltenen Briefe aus dem Jahre 1670 ersehen, in welchem die Herzogin Sophie von Hannover ihren Bruder, den Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, um Übersendung des „Sinplisis Sinplisissimos“ bittet, den man ihr empfohlen hat. Mit dem Verlangten und einer Sendung pfälzischen Weins erhält sie vier Wochen später auch die mittlerweile herausgekommene „Courage“; sie will beide Bücher lesen, während sie Strumpfbänder à la mode für ihren Gemahl anfertigt.

Wie die „Courage“, schlossen sich an das Hauptwerk andere Fortsetzungen an, welche die Schicksale der übrigen Nebenhelden schilderten, weiter kleinere volkstümliche und satirische Schriften und für den Geschmack der höheren Stände einige Romane in dem heroisch-galanten Stil der Zeit. Die meisten dieser Schriften gingen als echte „Volksbücher“, wie man diese

Gattung unter Verkennung ihres Leserkreises nicht ganz richtig benannt hat, von Hand zu Hand, sie wurden gelesen und zerlesen, bis sie sich in ihre Bestandteile auflösten, so daß wir die wenigen in staatliche Bibliotheken geflüchteten und so erhalten gebliebenen Exemplare an den Fingern herzählen können.

Beinahe jede dieser Schriften trug ein anderes Pseudonym als Verfassernamen. Kaum wäre es daher möglich gewesen, das Werk des Dichters jemals vollständig zusammenzubringen, hätte nicht der Sohn des Nürnberger Verlegers, Johann Jonathan Felßecker, vorgearbeitet und nach dem Tode des Verfassers in den Jahren 1683/84 die diesem zugeschriebenen Schriften, in drei starken, mit Kupfern versehenen Oktavbänden vereinigt, herausgegeben; noch zweimal in den nächsten Jahrzehnten erfolgten solche Gesamtausgaben. Dabei blieb es vorerst. Die Neigung des lesenden Publikums wandte sich anderen Büchern zu; wie hätten auch das süß tändelnde Rokoko, die seufzende Wertherperiode an den Derbheiten der Simplicianischen Schriften Gefallen finden können? — Doch ganz vergessen war der Simplicissimus nie; kein Geringerer als Lessing äußerte den Wunsch, daß „dieser alte vortreffliche Roman, der um keinen Preis mehr zu haben ist, in einer verbesserten Schreibart neu aufgelegt werden möchte“. So erblickten denn auch bis zur Jahrhundertwende noch vier solcher „verbesserter“, durch starke Streichungen auf ein Drittel geschwundener Bearbeitungen des Romans das Tageslicht. Zu neuen Ehren kam der Simplicissimus, als die Romantiker auf der Jagd nach Abenteuerlichem in der Rumpelkammer vergangener Jahrhunderte herumstöberten und das verstaubte Buch hervorzogen. Tieck, Arnim und Brentano benutzten es. Im Tagebuch des jungen Eichendorff können wir die Freude erkennen, als er am 24. Februar 1809 von dem bei ihm zu Besuch weilenden Brentano „zwei Theile des herrlichen Simplicissimi“ zum Geschenk erhielt. Und ein Jahr später,

am 10. März 1810, gelang es ihm selbst eines Nachmittags, beim Antiquarius in der Palmbaumecke ein Exemplar des köstlichen Buches aufzutreiben.

So fand die neue, von E. v. Bülow, dem Vater des Pianisten, 1836 veranstaltete Ausgabe empfänglichen Boden. Der Name des Verfassers des „Simplicissimus" war noch hinter seinen Pseudonymen gänzlich verschollen, als Hermann Kurz in einer Besprechung von Bülows Buch in der Stuttgarter Zeitschrift „Der Spiegel" 1837 als erster die Vermutung aussprach, daß der Name Grimmelshausen, der auf drei Schriften als Verfassername erscheint, der wirkliche Name des Dichters sei. Echtermeyer erbrachte dann in den Hallischen Jahrbüchern, Passow in den Blättern für literarische Unterhaltung den eingehend begründeten Beweis, daß alle anderen Namen nur Anagramme von Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen seien, dieser also der Verfasser des Simplicissimus sei. Bald darauf kamen der Porträtstich des Buchdruckers Felßecker mit den Versen Grimmelshausens, der Eintrag über den Tod Grimmelshausens im Kirchenbuch des badischen Städtchens Renchen und die dort aufbewahrte, von ihm aufgestellte Mühlenordnung zum Vorschein. Dies blieben für lange Zeit die einzigen urkundlichen Belege über die Persönlichkeit des Verfassers. Aber hatte man nicht den Simplicissimus, und stimmten nicht die Schicksale des Simplicius, seine Herkunft aus dem Spessart, seine Entführung durch die Soldaten und sein schließliches Landen am Oberrhein mit den urkundlich verbürgten Tatsachen und dem Wenigen, was er seine Leser über sein Leben hatte wissen lassen wollen, überein? So ergänzte man die Lücken im Leben des Verfassers durch Anleihen bei dem Helden des Romans, bis neue Urkundenfunde den so künstlich gezimmerten Bau ins Wanken brachten und zur Vorsicht in der Verwertung des Simplicissimus für die Lebensgeschichte des Autors mahnten.

Eine scharfe Debatte im preußischen Abgeordnetenhause von 1876 machte den Simplicissimus und den Namen seines Verfassers auch weiteren Kreisen bekannt. Das Buch war von dem Kultusminister Falk den Schülerbibliotheken zur Anschaffung empfohlen worden, und die Zentrumspartei benutzte den Anlaß, ihm Schwierigkeiten zu machen; stand man doch mitten im erbitterten Kulturkampfe. Der vorgeschickte Redner war geradezu entsetzt über den Taugenichts Simplicius: „aus Achtung vor der Würde des Hauses und mit Rücksicht auf das Publikum der Tribüne" sah er von der Verlesung von Stellen aus dem Buche ab. Es berührt uns peinlich, wenn in Gesellschaft der damaligen Kämpfer gegen den Simplicissimus der berühmte Virchow, der damals Führer der Fortschrittspartei war, auftritt mit der Klagerede: „Ich war einmal in meinem Leben so unglücklich, den Simplicissimus auf eine Empfehlung hin zu kaufen; ich war damals freilich schon ein erwachsener Mann. Ein Freund schilderte mir, was es für ein literarhistorisches Interesse darbiete, den Simplicius Simplicissimus zu lesen. Ich muß sagen, ich bin selten so erschreckt gewesen über ein Buch, wie über dieses usw. usw."

Die Antwort auf dieses beschränkte Verdammungsurteil gaben die Verehrer des Simplicissimus, an ihrer Spitze Victor von Scheffel und Adelbert von Keller, indem sie zu einer Feier zu Renchen am 200. Todestag des Dichters aufriefen. Drei Jahre später wurde eine zweite abgehalten, als auf dem Platze vor der Kirche zu Renchen ein Denkmal für Grimmelshausen errichtet wurde.

Viele Leute hörten zum ersten Male bei Gelegenheit der Debatte im preußischen Abgeordnetenhause und dieser Feste von Grimmelshausen; mancher verschaffte sich das geschmähte Buch, warf einen Blick hinein, las weiter — und der Simplicissimus hatte einen neuen Freund gewonnen. So auch ein junger Referendar; einer der ältesten und angesehensten Fami-

lien Badens entsprossen, von lebhaftem Interesse für Geschichte und besonders die seines Geschlechts erfüllt, vertrieb er sich die eine oder andere Stunde des auf dem väterlichen Schlosse im Renchtal verbrachten Urlaubs damit, in die abgelegene Archivkammer hinaufzusteigen und in den alten, vergilbten Schriften zu blättern. In einem Rechnungsbuche des siebzehnten Jahrhunderts findet er den Namen Grimmelshausen; weiteres Suchen fördert eine Anzahl von diesem eigenhändig geschriebener Schriftstücke zutage. Er eilt, seinen Fund einem Historiker, dem Professor Philipp Ruppert in Konstanz, mitzuteilen; dieser veröffentlicht, ohne den Entdecker zu nennen, den wichtigen Fund in der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“. Der Finder war der vor einigen Jahren als kaiserlicher Legationsrat a. D. verstorbene Freiherr Dr. Rudolf von Schauenburg; im Dienste seiner Ahnen hatte Grimmelshausen als Sekretär und Schaffner gestanden.

So wenig Anteil brachte man damals Grimmelshausen und seinem Werke entgegen, daß die Entdeckung weder in der Öffentlichkeit noch in den Fachkreisen einen Widerhall fand; sie ist so gut wie nicht bekannt geworden. Erst die letzten zwei Jahrzehnte haben den Fund so ausgebaut, erweitert und um neue vermehrt, daß wir fürder nicht mehr, wie noch Bobertag 1881 in seiner Ausgabe des Simplicissimus, bedauern müssen, „daß die Biographie des Dichters es mit denen anderer großer Männer gemein habe, daß sie mit einem Geständnis des Nichtwissens beginnen müsse“.

Da die Kirchenbücher, Akten und Urkunden von Grimmelshausens Vaterstadt Gelnhausen bei einem der Stadtbrände zugrunde gegangen sind, ist die Forschung über seine Herkunft, seine Familie und seine Frühzeit am wenigsten über das früher schon Bekannte hinausgekommen. Es ist nicht geklärt, ob die Familie wirklich von dem im vierzehnten Jahrhundert vorkommenden Adelsgeschlecht derer „von Grymaltshusen“ ab-

stammt, ob der Name Christoph der eigentliche Familienname, Grimmelshausen nur Herkunftsbezeichnung ist. Daß der Großvater das kleinbürgerliche Gewerbe eines Bäckers betrieb, der Vater nur als „gewester Gelnhausener Burger“ bezeichnet wird, der Bruder das subalterne Amt eines Hanauischen „Capitaine d'armes“ bekleidete, spricht nicht sehr für adelige Abkunft. Auch über das Geburtsjahr Grimmelshausens ist Einigung nicht erzielt worden. Hat er, wie sein Held Simplicius, in den Tagen, da Tilly und der Herzog von Braunschweig bei Höchst aufeinandertrafen, 1622, das Licht der Welt erblickt, ist er einige Jahre später, oder, wie man auch glaubte, schon 1610 geboren, und im November 1621, als Tilly den Kinzigübergang bei Gelnhausen gegen den von Norden anmarschierenden „tollen Christian“ besetzt hatte, in den Krieg hinausgerissen worden? Wir haben keine Gewißheit darüber, und darum feiern wir, bis ein glücklicher Zufall uns besser darüber belehrt, nach alter Annahme das Jahr 1625 als sein Geburtsjahr und begehen dessen dreihundertste Wiederkehr.

Gemeiniglich bringt man seinen Weggang von Gelnhausen mit den Ereignissen nach der Schlacht bei Nördlingen im September 1634 in Zusammenhang. Als das siegreiche Heer der Kaiserlichen mit seinen Scharen von Kroaten, Böhmen, Italienern und anderem raubgierigen Volk aus allen Nationen hinter den Geschlagenen her über die Wetterau sich ergoß, wurde auch Gelnhausen von einer Partei eingenommen und geplündert; unter denen, die freiwillig oder unfreiwillig das verödete Städtchen verließen und den abziehenden Soldaten folgten, soll der zehnjährige Grimmelshausen gewesen sein. Die Spuren weisen nach Norden, nach Hessen und Westfalen; wie sein Simplicius, mag auch er als Soldatenjunge, vielleicht auch eine Stufe höher, als Offizierspage, von einer Hand der andern zugeschleudert worden sein. Für einen Augenblick nur erhellt sich blitzartig das Dunkel: am 25. Februar 1635 wird

er, nach seiner eigenen Angabe, von den mit den Schweden verbündeten Hessen gefangen und in die Festung Kassel gebracht. Da er auf der kaiserlichen Seite wieder zum Vorschein kommt, muß er bald wieder, wohl durch Auslösung, die Freiheit erlangt haben. Wieder verschlingt ihn das Lagertreiben des Dreißigjährigen Kriegs. Der bayrische General Graf von Götz und der ihm untergebene Graf Wahl haben Hessen und Westfalen besetzt; in einigen festen Städtchen halten sich noch hessische Truppen. In der Schilderung des zwischen beiden Parteien mit wechselndem Glück und allen Listen geführten Kleinkrieges im „Simplicissimus" haben wir sichtlich die Beobachtungen eines Augenzeugen.

Die Fortschritte des Herzogs Bernhard von Weimar vor Breisach rufen im Frühjahr 1638 die Armee des Grafen Götz auf den südwestlichen Kriegsschauplatz; mit ihr kommt Grimmelshausen an den Oberrhein. Von Offenburg, wo der ehemalige kaiserliche Oberstleutnant Hans Reinhard von Schauenburg einen feindlichen Überrumpelungsversuch mit Glück abgewiesen und darauf mit dem Kommando über die Stadt betraut worden ist, sucht Götz das belagerte Breisach zu entsetzen, wird aber nach einigen glücklichen Vorstößen bei Wittenweier vollständig geschlagen; die Armee flutet in völliger Auflösung auf Offenburg und von da in den Schwarzwald zurück. Grimmelshausen bleibt in Offenburg. Der Kommandant wird auf ihn aufmerksam und verwendet ihn in seiner Kanzlei, in der er fast bis Ende des Kriegs bleibt; fast alle Berichte des Kommandanten an seinen Kriegsherrn, den Kurfürsten von Bayern, sind von Grimmelshausens Hand geschrieben. Im letzten Kriegsjahr verläßt er die unter Leitung des inzwischen zum Oberst aufgestiegenen Hans Reinhard zu einer starken Festung gewordene Stadt und folgt dem Schwager und vormaligen Oberstleutnant seines Obersten, Freiherrn von Elter, als dessen Regimentssekretär, heute würden wir sagen:

Adjutant, ins Feld. Der Feldzug nimmt eine unglückliche Wendung. Die Bayern werden vor Augsburg geschlagen und müssen von Stellung zu Stellung, vom Lech zur Isar, von dieser zum Inn zurückweichen; hier, bei Wasserburg, bricht sich der Ansturm. Kaiserliche, bayrische Regimenter, Kroaten wehren dem Feind den Übergang; von der hochgelegenen Bergschanze und dem Schlosse leitet der Oberst die Verteidigung, diktiert dem vielgeplagten Regimentssecretarius die stündlich abgehenden Berichte und Meldungen in die Feder.

Am 30. August 1649 ist Grimmelshausen wieder in Offenburg; er führt an diesem Tage die Tochter des schauenburgischen Wachtmeisterleutnants Johann Henninger, eines von den Franzosen vertriebenen Zaberner Bürgers, zum Altar.

Es ist unterdessen Frieden geworden. Der abgedankte Regimentssekretär folgt seinem früheren Oberst Hans Reinhard auf dessen ritterschaftliche Besitzungen, nach dem Dörfchen Gaisbach bei Oberkirch im Renchtal; er versieht dort die Stelle eines Schaffners, zugleich auch bei zwei Vettern des Obersten aus anderen Linien. Mit der Stelle war, wie es scheint, die Wirtsgerechtigkeit im „oberen Wirtshause", dem „silbernen Stern" zu Gaisbach verbunden, als dessen Wirt Grimmelshausen in den Jahren 1656/57, und später wieder, 1666, nachweisbar ist.

Um 1660 vertauscht er aus Gründen, die wir nicht kennen, die schauenburgischen Dienste mit der Stelle eines Schaffners und Burgvogts auf der in der Nähe liegenden Ulmburg, welche der reiche und angesehene Straßburger Arzt Dr. Johann Küffer sich vom Herzog von Württemberg ausgebeten und als Sommersitz für sich aus dem Brandschutte, in dem sie seit dem Kriege lag, wieder hatte erstehen lassen. Zu manchem Zug, mit dem Grimmelshausen im Simplicissimus den Pariser Doktor Canard ausgestattet, hat ihm sein Straßburger Brotherr Modell sitzen müssen.

Auch diese Stellung gibt er nach wenigen Jahren wieder auf

und zieht sich in seine Gaisbacher Gastwirtschaft zurück. Die Muße, die ihm der Betrieb der kleinen Wirtschaft läßt, verwendet er, als Autodidakt das nachzuholen, was ihm das Leben und zwanzig Kriegsjahre vorenthalten hatten: die Ergänzung seines lückenhaft gebliebenen Wissens. In der Ruhe dieser Jahre entsteht auch die Mehrzahl seiner eigenen Schriften, für die er neue Anregung aus dem Badeleben der benachbarten Renchtalbäder Griesbach und Peterstal schöpft.

1667 wird das Amt eines Schultheißen in dem zum Bistum Straßburg gehörenden Dorfe Renchen erledigt, und Grimmelshausen bewirbt sich darum, indem er sich kurz entschlossen persönlich an seinen Landesherrn wendet; nach Beseitigung einiger Schwierigkeiten wird ihm die Stelle übertragen. Es folgen einige Jahre, geteilt zwischen ruhiger Pflichterfüllung und der treuen Sorge für Gemeinde und Familie, dem friedlichen, arbeitsamen Leben eines Landmannes und literarischen Arbeiten. In dem Nürnberger Drucker Wolf Eberhard Felßecker hat er den geeigneten Verleger für seine Schriften gefunden, der Erfolg seines Simplicissimus übertrifft alle Erwartungen, und auch unter seinen Landsleuten steht er, abgesehen von den Ehren, die seinem Amte zukommen, als „affendürlicher Zimpelsüssus“ hoch in Ansehen. Zehn Kinder, die ihm seine Gattin Katharina geschenkt, Söhne und Töchter, wachsen heran.

Da unterbricht wieder Kriegslärm die ländliche Stille. Wie nach einem sommerlichen Ungewitter die wilde Rench tobend und schäumend zu Tale stürzt, so brechen die Franzosen ein. Die Leute verlassen Haus und Hof, um einem Feinde zu entgehen, der die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges vergessen ließ. Inmitten der überstürzten Flucht seiner Gemeinde steht der bejahrte Schultheiß aufrecht, schickt seine Familie in Sicherheit, nimmt den verrosteten Degen von der Wand, zieht das letzte Rößlein aus dem Stall und meldet sich nochmals

zum Kriegsdienst gegen den Verderber seiner Heimat. Über sein Ende wissen wir nur, was der wackere Renchener Pfarrer Beyer in das Kirchenbuch seiner Gemeinde eingetragen hat; es lautet in deutscher Übersetzung:

„1676 den 17. August verschied im Herrn der ehrenfeste, an Geist und Wissen hervorragende Johann Christoph von Grimmelshausen, Schultheiß dieses Ortes; und obwohl er wegen des Kriegstumults Kriegsdienste angenommen hatte und seine Kinder da und dort zerstreut gewesen waren, kamen doch hier durch Zufall alle zusammen, und der Vater starb, wohlversehen mit den Sterbesakramenten und wurde hier begraben. Seine Seele ruhe in Frieden."

* * *



H. A. Müller: Holzschnitt zu R. L. Stevenson „Das Flaschenteufelchen"

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

ZWEI GEDICHTE

An den Abendstern

ABENDSTERN, der Tag verblaßt,
Tritt hervor ins Blau,
Daß ich über meiner Last
Die Verheißung schau.

Bote, brüderlich gesandt,
Sternes Ingesind,
Der den Drein aus Morgenland
Krippe wies und Kind.

Über meinem armen Zelt
Halt ein Weilchen Rast,
Sei der immer dunklern Welt
Immer lichtrer Gast.

Wächter, walte deiner Pflicht,
Es ist Schlafenszeit;
Sammle vor dein Angesicht,
Was der Tag entzweit.

Den, der jetzt noch wandern müßt',
Mach des Wegs gewiß,
Wenn sein Aug' das deine grüßt
Durch die Finsternis.

* * *

Die Brücke

GÖTTER und Genien alle, des Reisenden fromme Geleiter,
Wahret — o laßt uns erflehn! —, wahret das steinerne Joch,
Das in der gräßlichen Leere getrost, ein Wunder, hinauslehnt,
Schmal wie der Iris Gewölb, aber zu dauern bestimmt.

Stürzt es, so stürzt in Hälften die Welt; zurück in sich selber
Flüchtet Entsetzen, es scheut selbst der Gedanke den Sprung.
Nur solang ihr sie fristet, die heilig Schwebende, tauschen,
Über der Brücke gesellt, Diesseits und Jenseits den Kuß.

* * *

JOHANNES BÜHLER

DIE HOHENSTAUFEN UND IHR ERBE

Wir entnehmen diese zusammenfassende Schlußbetrachtung der Einleitung zu dem demnächst erscheinenden neuen Bande der Sammlung „Deutsche Vergangenheit", der die Hohenstaufen und ihre Zeit behandelt.

VOM ersten deutschen Kaiser bis zur „kaiserlosen, schrecklichen Zeit" des Interregnums waren über dreihundert Jahre verflossen, Jahre glänzenden Aufstieges, stolzer Höhe, dann des Wechsels zwischen Kraft und Schwäche bis zum endgültigen Zusammenbruche des Kaisertums. Für die Würdigung des in diesem Zeitraum von den Deutschen Geleisteten sind auseinanderzuhalten: die wesentliche Aufgabe jener Zeit, das von der abendländischen Menschheit erstrebte Ideal und die Bedeutung des Kaisertums für unsere Entwicklung zur Nation.

Das römisch-deutsche Kaiserreich war nach der Antike und dem Frankenreiche die dritte der Stufen, auf denen die abendländische Menschheit als kulturelle und in gewissem Sinne auch politische Einheit emporstieg, um auf der nun erreichten Höhe sich in Nationen zu spalten und in der kulturellen Entwicklung gesonderte Wege zu gehen. Nicht als ob bis dahin keine Unterschiede zwischen den einzelnen Völkern bestanden und es zwischen ihnen keine Kämpfe und Streitigkeiten gegeben hätte; aber sie bildeten trotzdem eine große Familie, als deren Haupt auch die Bewohner von Frankreich und England den römischen Kaiser deutscher Nation anerkannten. Man mag an diesem dritten und, von der napoleonischen Episode

abgesehen, bisher letzten gemeineuropäischen Reiche als Ganzem und im Einzelnen noch so viel zu tadeln wissen, eines hat es doch geleistet: es hat den Boden für alle europäischen Staaten und Kulturen geschaffen. In diesem Reiche wurzeln Deutschland, Frankreich, England, die slawischen Länder und mittelbar auch Amerika als Kulturstaaten.

Wenn dies der Menschheit so wenig zum Bewußtsein gekommen ist, liegt dies einmal daran, daß jeder Nation ihre Sonderart mehr als das mit allen Gemeinsame am Herzen liegt. Sodann hat die Erinnerung an dies gemeinsame Reich das Peinliche an sich, daß dessen Träger die Deutschen waren, die Deutschen, die zum Teil eben wegen der für das ganze Abendland gebrachten Opfer von den Nationen, die bisher auf deutschen Schultern gestanden hatten, überflügelt und darum auch verachtet zu werden begannen. Vor allem aber hat man die Bedeutung dieses Kaisertums sogar in Deutschland selbst vergessen, weil es in das Interregnum einmündete und das tatsächlich Erreichte weit hinter dem erstrebten Ideal zurückblieb.

Dies Ideal aber war kein geringeres, als die ganze Menschheit in einer Religion, der christlichen, und in einem Reiche, dem römisch-deutschen Friedenskaisertum, zusammenzufassen. Ein Traumbild, gewiß, aber den damaligen Menschen erschien es doch nicht als ein unerreichbares Ziel. Was man von den Ländern und Völkern außerhalb des eigenen abendländischen Kreises kannte, dachte man sich weder so groß noch so stark, daß man es nicht dem christlichen Kaisertum unterwerfen könne. Das ist der tiefste Grund der Begeisterung für die Kreuzzüge, aber auch der Erschütterung des Abendlandes bei deren Mißlingen. Die dem mittelalterlichen Menschen bisher fremde Kritik und Skepsis stürmten nun auf seine Seele ein. Und vielleicht stärker noch als das Versagen seiner Waffen wirkte auf ihn die Erkenntnis der eigenen, gerade bei

den Kreuzzügen besonders deutlich zutage getretenen moralischen Unzulänglichkeiten und mancher sittlicher Vorzüge der Mohammedaner. Die fast noch ausschließlich von Mönchen und Geistlichen verfaßten Jahrbücher und Chroniken geben diesen Stimmungen meist nur versteckt oder sie bekämpfend, aber doch deutlich erkennbar Ausdruck.

Neben den Kreuzzugerlebnissen untergruben vor allem die fortgesetzten Kämpfe zwischen Papsttum und Kaisertum die Einheit der mittelalterlichen Weltanschauung. Kein Papst und kein Kaiser rüttelte an dem Prinzip, daß Papsttum und Kaisertum in gemeinsamer und sich gegenseitig ergänzender Hirtensorge die Völker in den Schafstall Christi zu einer einzigen christlichen Familie zusammenzuführen und so das Gottesreich, den Gottesstaat auf dieser Welt zu verwirklichen hätten. In dieser gemeinsamen Arbeit wurde auch eine Fülle bleibender Werte geschaffen, was nicht oft und stark genug betont werden kann, da man über dem Kampf zwischen den beiden Gewalten ihre Leistungen nur zu leicht übersieht und vergißt.

Doch hatte das mittelalterliche System auch eine bedenkliche Kehrseite, die Verkettung von Geistlichem und Weltlichem mußte zu mancherlei Unzuträglichkeiten und Mißständen führen. In dem Bestreben, sie zu beseitigen, verfiel die sogenannte hochkirchliche Bewegung in zwei verhängnisvolle Irrtümer. Einmal glaubte sie, das Papsttum müsse nicht bloß der Idee nach, sondern auch mit weltlichen Machtmitteln über dem Kaisertum stehen, damit sich das geistig-seelische Prinzip ungehemmt auswirken könne. Den feudalistischen Vorstellungen der Zeit gemäß, betrachteten sich darum die Päpste schließlich als eine Art von Lehnsherren über die Kaiser. Dies brachte aber die Vikare Christi in die schiefe Stellung, für äußere Macht, irdische Reichtümer, Ehrenerweisungen, Dinge, die Christus selbst so sehr verpönt hatte, kämpfen zu müssen. Das Volk empfand dergleichen sehr bald als innere Wider-

sprüche, und schon vierhundert Jahre vor Luther weckten selbst so leidenschaftliche Angriffe wie die des Arnold von Brescia auf den verweltlichten Papst und die verweltlichte Kirche in den weitesten Kreisen begeisterten Widerhall.

Dieser erste Irrtum hatte den zweiten zur Folge, der Papst müsse einen von den Kaisern völlig unabhängigen Kirchenstaat haben. Die Vertreter der hochkirchlichen Bewegung konnten es sich nicht denken, daß die Päpste als Richter über Könige und Kaiser nicht wie diese souveräne Herrscher über ein fest abgegrenztes Land sein sollten. Als Mittelpunkt dieses Kirchenstaates kam nach päpstlicher Auffassung einzig die Stadt des heiligen Petrus, Rom, in Betracht. Nun aber hatten die Kaiser lange Zeit unbestritten eine Reihe von Rechten in und über Rom, die kampflos aufzugeben sie natürlich nicht gewillt waren. Mit Recht fragte Barbarossa, was die Bezeichnung römischer Kaiser für einen Sinn habe, wenn die Kaiser keine Gewalt über Rom hätten.

Doch die Päpste erreichten schließlich alles, was sie sich wünschten. Das Geschlecht der Hohenstaufen wurde in den Kämpfen völlig aufgerieben, das Kaisertum sank während des Interregnums zu einem von den deutschen Fürsten an den Meistbietenden verkauften Titel herab; es gab keine Kaiser mehr, die den Päpsten Rom und ihren Kirchenstaat hätten streitig machen können. Man pflegt deshalb von einem Siege des Papsttums über das Kaisertum zu sprechen. Es war aber nur ein Scheinsieg, denn mit dem universalistischen Kaisertum fiel auch das universalistische Papsttum.

Die Papstkirche hatte ihre großen Erfolge, die Gewinnung ganzer Völker, im Rahmen der einander ablösenden und fortsetzenden Universalreiche des römischen Imperiums, des Frankenreiches und des römisch-deutschen Kaiserreiches erzielt. Diese führten die von ihnen wenn auch oft mit Zwang bekehrten Stämme in ihre christliche Völkerfamilie ein und machten

sie über kurz oder lang zu vollwertigen Gliedern in ihr. Als sich aber die Nationalstaaten durchsetzten, hörte die Christianisierung ganzer Völker auf. Ausbeutung, Versklavung, Ausrottung der „Wilden" und mühselige Missionierung, die immer nur einen geringen Bruchteil der eingeborenen Bevölkerung erfaßt, ist alles, was seit dem Zusammenbruch des mittelalterlichen Universalismus auf der einen Seite die christlichen Staaten, auf der andern die Kirchen zu leisten vermochten und vermögen. Es läßt sich heute natürlich nicht mehr sagen, wie weit sich der Rahmen eines christlichen Universalstaates noch hätte spannen lassen, wenn die Päpste, statt mit dem Kaisertum um den Vorrang zu kämpfen, einzig auf die Wahrung ihrer rein geistig-geistlichen Interessen bedacht gewesen wären; jedenfalls hätte der christliche Universalismus einen längeren Bestand gehabt und ungleich reichere Früchte zeitigen können.

In diesem Kampfe wurde übrigens mit dem Kaisertum nicht nur die äußere Form des christlichen Universalismus zerschlagen, er wurde auch zum großen Teil seines Inhaltes entleert. Als Besitzer ihres Kirchenstaates waren die Päpste in gewisser Beziehung Staatshäupter wie andere geworden und sahen sich zu dessen Behauptung und Vergrößerung wie diese zu politischen und diplomatischen Schachzügen gezwungen. Da hiebei das Geistige und Geistliche vom Weltlichen nicht rein geschieden wurde, wuchsen sich politische Gegnerschaften gegen das Papsttum zu kirchlichen aus. Verhängung des Kirchenbannes und Interdiktes um politischer Ziele willen, Eintreibung riesiger Summen in allen Ländern für die Kurie und die Art der Verwendung dieser Gelder, die von der Kurie um ihrer kirchen- und auch rein politischen Bestrebungen willen in die einzelnen Länder hineingetragenen Zwistigkeiten, die Einmischung der Kirche in die Innen- und Außenpolitik der Länder, das darüber vergossene Blut, all das führte nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England zu

einem Haß und zu einer Verachtung gegen Rom, gegen Kirche und Klerus, von denen die herangezogenen Quellentexte nur eine geringe Vorstellung geben. Die Folge war ein ungeheures Anschwellen der Sektenbewegungen und stete Zunahme der Verweltlichung, der Säkularisation, in Staat und Privatleben. Langsam wie sich die Kräfte des Kaisertums im Ringen mit dem Papsttum aufzehrten, stieg eine neue Welt empor, in der die Papstkirche zwar immer eine hervorragende Stellung behauptete, aber doch nie wieder wie unter und mit den Kaisern das Abendland beherrschte, aus der Vormacht war sie eine Macht neben zahlreichen anderen geworden. Wären die sogenannten großen Päpste wirklich die religiösen und auch politischen Genies gewesen, als die sie die Geschichtschreibung vielfach hinzustellen versucht, dann hätten sie die Bürgschaft für eine freie Kirche nicht in Länderbesitz und Waffengewalt sehen dürfen. Selbst zur Zeit des Faustrechtes ließ sich Geistiges sehr wohl mit geistigen Mitteln erreichen, hat ja die Kirche gerade durch sie ganz überwiegend auch ihre weltlich-politischen Erfolge errungen. Aber Gregor VII., Alexander III. und vor allem Innozenz III. stellten nun einmal ihre Sache auf des Schwertes Schärfe und kamen darum auch durch das Schwert um.

Für Deutschland war die Folge dieses Kampfes die völlige Auflösung der Zentralgewalt. Bei der großen Bedeutung, die sie unter Otto I. und Friedrich I., um nur diese beiden Kaiser zu nennen, erreicht hatte, war dies ohne Zweifel ein furchtbarer Rückschlag, der jedoch nicht die Entwicklung Deutschlands zum Nationalstaat traf. Das Kaisertum hatte zu dieser mittelbar außerordentlich viel beigetragen, die Voraussetzungen hiefür erst eigentlich geschaffen; aber es war allmählich in Bahnen hinübergeglitten, welche das werdende Deutschland ernstlich bedrohten. Bei all dem Großartigen und Fortschrittlichen, wovon die Pläne Heinrichs VI. und Friedrichs II. ge-

tragen waren, hätte sich bei ihrem Gelingen das Schwergewicht des Reiches immer mehr nach Italien verschoben, und Deutschland wäre zu einer Art von Provinz, ja schlimmer noch zu einer Vielheit von Provinzen herabgedrückt worden, von denen kein Mensch zu sagen vermag, was aus ihnen bei einem so ganz anderen Gange der Geschichte geworden wäre. Art und Größe der Gefahren, denen Deutschland in diesem Falle ausgesetzt gewesen wäre, mag man daraus erkennen und ermessen, daß auch so schon, noch ehe die Verlegung des Reichsmittelpunktes nach Italien durchgeführt war, nach dem Zusammenbruch des staufischen Kaisertums das Deutschland des Interregnums folgte.

Für den Deutschen, der die Entwicklung seines Vaterlandes von dem Beginne des zehnten Jahrhunderts, den Anfängen eines selbständigen deutschen Staates und damit auch der deutschen Kultur und des deutschen Menschen, bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, bis zu dem Untergang des ersten von den Deutschen geschaffenen Staates, überblickt, wäre es ein schwacher Trost, wenn von jenem ersten Kaisertum nichts geblieben wäre, als die stolze Erinnerung an eine einst große und starke Zeit mit tragischem Ausgang. Aber das eigentliche Ergebnis dieses Kaisertums war nicht ein wie alle Staaten und Staatsformen dem Werden und Vergehen unterworfenes Reich, sondern ein Volk von unerschöpflicher Lebenskraft. Man hat im Laufe der Jahrhunderte große Teile von ihm weggerissen: die Schweiz, die Niederlande, Österreich, man hat seinen Staatsbau wiederholt völlig zerschlagen; aber allen feindlichen Gewalten zum Trotz hat das deutsche Volk immer wieder neues Leben aus sich heraus geboren, wie der allgewaltigen Natur ist diesem Volke Welken und Blühen nur ein Aus- und Einatmen.

* * *

WILHELM TIDEMAN
GEDICHT

EIN Hauch vor Tag, und diese Rose blüht.
Ein Hauch,
Und kam er auch
Vor Thau und Tag und Lerchenschlag verfrüht.

Ein Hauch vor Tag, und diese Rose stirbt.
Ein Hauch,
Und ob sie auch
Vor Thau und Tag und Lerchenschlag verdirbt.

* * *

RICARDA HUCH
SILVIO PELLICO

ES gibt Zeiträume im Leben der Menschen, wo alles sich zusammenzudrängen, zuzuspitzen, zu gipfeln scheint; wo die äußerste Gespanntheit aller Gefühle und Strebungen irgendein Ereignis verlangt und weissagt, das entladend oder ablenkend wirke, um, wie es auch sei, dem Zustande, der sich nicht mehr steigern kann, ein Ende zu machen. In einer solchen Verfassung befand sich Silvio Pellico in dem Jahre 1820, das ihn dem Kerker überlieferte. Sein freundschaftlicher Verkehr mit den beiden Cousinen und seine Liebe zu Teresa Bartolozzi (Gegia oder Gegina, wie sie genannt wurde) bestand seit Jahren; erst in diesem Sommer aber, als die Schauspielergesellschaft Marchionni sich in Mailand aufhielt, sprach er ihr sein Gefühl aus, wodurch das bisher Zurückgehaltene mächtig und meisterlos wurde und ihn überwältigte. Der Umstand, daß er sie im Hause der Tante von Verehrern umgeben sah, daß die frühere Zurückhaltung durch den Umgang mit Maroncelli bereits durchbrochen war, mag, abgesehen von der natürlichen Entwickelung, zu dem nunmehrigen Sichoffenbaren

und Anwachsen der Liebe beigetragen haben. Obwohl Gegia Silvios Leidenschaft nur mit Freundschaft erwiderte, faßte er den Gedanken, sie zu heiraten, sei es nun, daß er selbst sich, oder daß sie ihm Hoffnung machte, ihre Neigung würde sich noch gewinnen lassen. „Ach“, schreibt er ihr, „warum hat mir der Himmel ein ganz in Liebe entbranntes Herz gegeben und mich nicht mit allen den äußeren Vorzügen geschmückt, die Liebe gewinnen, die eine wahre Leidenschaft einflößen. Warum habe ich nicht den tausendsten Teil Deiner Anmut, Deines Reizes, des Zaubers, der über Deine ganze himmlische Person ausgebreitet ist! Lache nur, und die gute Cousine Carlotta mag mit Dir lachen, ich erlaube es Euch, aber es ist so: niemals hat mir etwas daran gelegen, ob ich häßlich oder schön sei; jetzt zürne ich der Natur, daß sie mich nicht zum schönsten, liebenswürdigsten, verführerischesten der Menschen gemacht hat.“

Man kann Silvio Pellico nicht gerade häßlich nennen; seine Bilder zeigen eine hohe Stirn, sehr schmale Lippen, feine Züge, die leicht etwas Scharfes, Spitzes haben könnten. Sein Mitgefangener Alexandre Andryane spricht mit Wärme von seinem sanften, schwermütigen Gesicht, das himmlische Güte ausdrücke, von den edlen Verhältnissen seiner bleichen Stirn, von seinen Augen voll Zärtlichkeit und Poesie, von dem feinen Lächeln seines Mundes, was alles zusammen außerordentlich gewirkt habe. Wie gut man sich diese Art von seelischer Schönheit Pellicos vorstellen kann, so begreift man doch, daß es nicht gerade die war, die ein Mädchen verliebt machte, besonders da seine sehr kleine Gestalt das wesentlich Unmännliche der ganzen Erscheinung vollendete. Wäre Silvio aber auch der Geliebten sicher gewesen, so sah er doch keine Möglichkeit vor sich, sie zu heiraten. Seinen Eltern, kleinbürgerlich und fromm, wie sie waren, flößte der Verkehr ihres Sohnes mit der Schauspielerin Schrecken ein, auch Graf Porro sah ihn ungern. Seine

Mittellosigkeit und Abhängigkeit schienen der Verwirklichung seines Sehnens jede Aussicht zu rauben. So marterte ihn zugleich der Zweifel an der Liebe seiner Geliebten, und die Furcht, die fast Gewißheit war, daß er sie, selbst wenn sie ihn liebte, nie würde besitzen können. Zur Arbeit hatte er keine Sammlung mehr; ohnehin war der „Conciliatore", die Zeitschrift der neuen Bewegung, aufgehoben; aber es scheint, daß er auch seinen Pflichten als Hauslehrer nicht wie sonst nachkam. Er sah sich im Widerstreit mit den geliebten Eltern, mit dem Grafen Porro, mit sich selbst, ohne Hoffnung und Trost von irgendeiner Seite, als zuweilen in der Nähe der Geliebten sein zu dürfen und mit dem Carbonaro Maroncelli, was beide bewegte, besprechen zu können. Aus den kurzen Briefen, die er dem Freunde im Laufe des Sommers schrieb, spricht ein verzweifeltes Gemüt, das weder mehr leiden noch auch handeln kann.

Im Juni schrieb er an seinen Bruder Luigi nach einem Besuche in Turin bei den Eltern: „Trotz meiner großen Liebe für diese Teuren machte es mir die fehlende Gewohnheit, mit ihnen zu leben, schwer, ihre gotischen Ansichten über Religion und Politik zu ertragen; sie gehören dem vergangenen Jahrhundert an und wir nicht dem gegenwärtigen, sondern dem künftigen; es ist beinahe unmöglich, daß wir uns verstehen. Glaube mir, aus diesem Grunde ist es eine Vorsehung, daß wir nicht zusammen leben; wir würden weniger geliebt werden und würden weniger lieben: traurige Wahrheit!"

So scharf war bei diesem zärtlichen Sohne das Gefühl der Entfremdung gegen die Eltern geworden, die ihn weder in seinem Denken noch in seiner Liebe verstehen wollten. Er war entschlossen, ihres Kummers und ihrer Vorstellungen ungeachtet, von Gegia nicht zu lassen.

Ende August verließ die Gesellschaft Marchionni Mailand: Silvio mußte die Geliebte scheiden sehen, ohne sich mit be-

stimmten Hoffnungen auf die Zukunft trösten zu können. Maroncelli, der sich in der gleichen Lage befand, war nicht weniger niedergeschlagen, und es war in dieser Stimmung, daß die beiden Freunde die eine Zeitlang vernachlässigte Politik wieder aufnahmen.

Im April 1819 hatte Silvio seinem Bruder geschrieben: „Es ist gesagt worden, daß alles, was in Italien liberal sei, Carbonaro sei; aber sei ruhig, es gibt auch nicht die entfernteste Beziehung zwischen einer dunklen Sekte, die sich verbirgt, und einer freimütigen Gesellschaft, die die Meinungen öffentlich bekennt und druckt (wenn sie kann)." Inzwischen hatte er einen Carbonaro, nämlich Maroncelli, persönlich kennen gelernt und sich mit ihm befreundet. Wenn er sich jetzt leicht überreden ließ, der einst geringgeschätzten Verbindung beizutreten, war es, weil der Freund sie ihm in einem besseren Lichte hatte zeigen können? oder weil er ihm blind vertraute? oder weil sein Gemüt so bewegt und voll war, daß er es gleichsam nur nebenher tat, ohne sein ganzes Bewußtsein hineinzusetzen? Man kann sich auch denken, daß er nun einmal in der Verfassung war, gewagte Entschlüsse zu fassen, daß er sich am wohlsten fühlte, wenn Geschehen und Erregung um ihn her war. Eine sonderbare Unbedenklichkeit kennzeichnet die Handlungsweise der beiden Freunde in diesen Wochen, die Maroncelli zwar natürlich, an Pellico aber etwas Außergewöhnliches war. Gerade am 31. August, einige Tage nachdem die geliebten Cousinen Mailand verlassen hatten, erschien das kaiserliche Edikt, das den Carbonaro mit Todesstrafe, den, der einen Carbonaro kennte und nicht anzeigte, mit schwerem Kerker bedrohte. Was für einen verhängnisvollen Schritt er demnach tat, indem er Carbonaro wurde, dessen scheint Silvio sich kaum bewußt gewesen zu sein. Er dachte daran, weitere Anhänger zu gewinnen, gab Maroncelli, der nach Genua reisen wollte, zu diesem Zwecke eine Empfehlung an seinen Bruder Luigi

und forderte den Grafen Porro zum Beitritt auf, der ohne weiteres einwilligte.

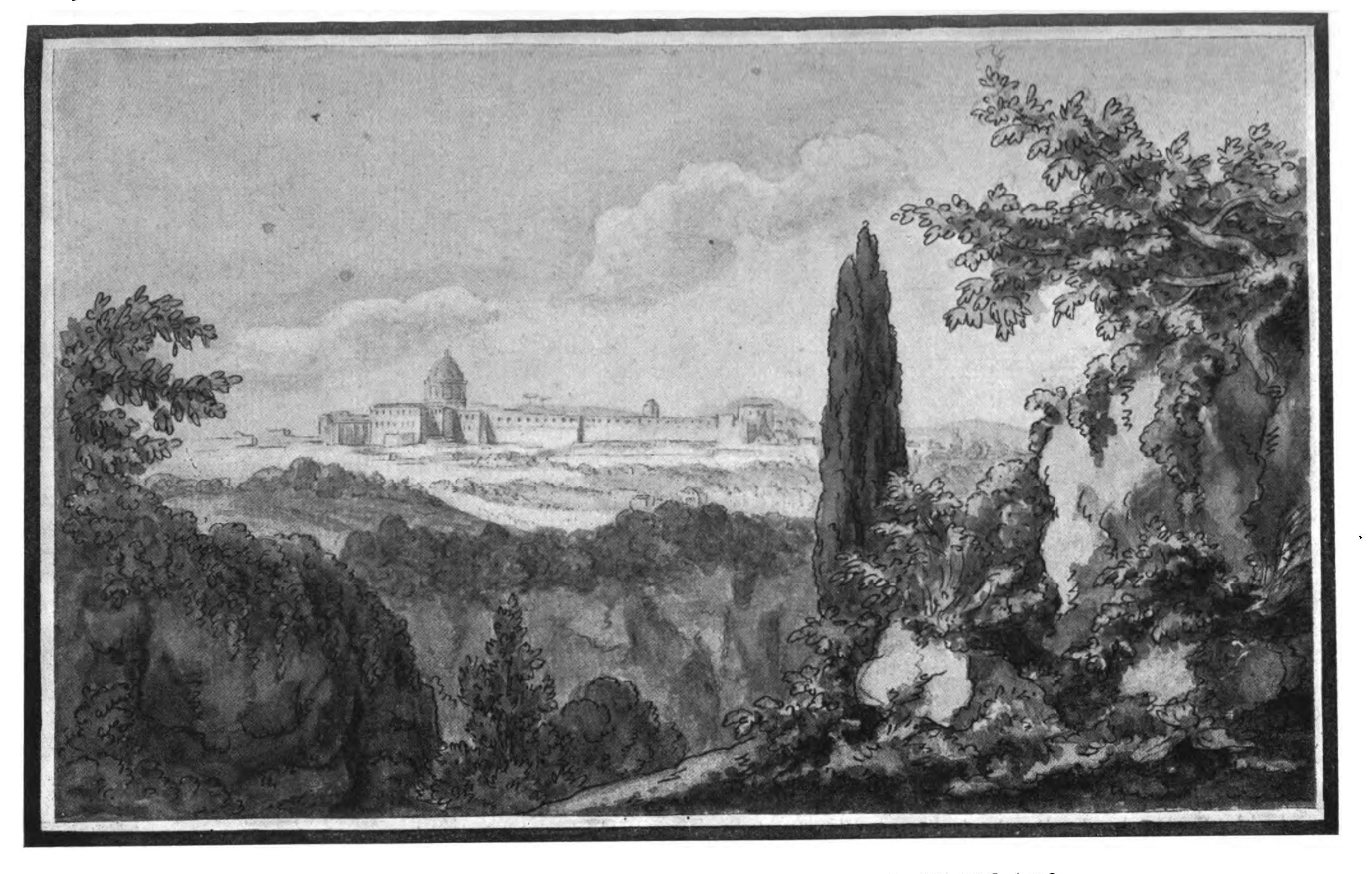
Porro, immer unternehmend und betriebsam, dachte die Angelegenheit im großen zu betreiben und einen Massenbeitritt im Volke zu veranlassen; Silvio hatte vor, die patriotischen Freunde dafür zu interessieren, wozu sich gerade jetzt eine Gelegenheit bot. Es fand nämlich die erste Fahrt eines Dampfschiffes auf dem Po statt, wobei die Unternehmer, die Grafen Porro und Confalonieri, anwesend sein wollten; Porro nahm seine Söhne und ihren Erzieher mit. Man reiste zuerst nach Venedig, das Silvio wegen der Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit des dort herrschenden Lebens sehr mißfiel; das Volk schien ihm weder seiner großen Vergangenheit eingedenk, noch der schmählichen Gegenwart sich bewußt zu sein. Auf der Rückreise besuchte man in Mantova den befreundeten Grafen Arrivabene, dem Silvio in Gegenwart seiner Zöglinge beiläufig von den Carbonari sprach. Als dieser begriff, daß es sich um eine ernstlich gemeinte Aufforderung handelte, gab er einen abschlägigen Bescheid.

Inmitten der fröhlichen Gesellschaft guter Freunde fühlte Silvio sich elend. „Was für eine Qual ist das Herdenleben (Che supplizio il vivere in gregge)!“ schrieb er seinem Bruder aus Mantova. Als er am 9. Oktober wieder in Mailand eingetroffen war, erfuhr er in der Wohnung Maroncellis, den er sofort aufsuchte, daß dieser zwei Tage vorher verhaftet sei. Um einen Freund zu warnen, von dem er fürchtete, daß er durch gewisse, bei Maroncelli gefundene Papiere kompromittiert werden könnte, reiste er an den Comersee, wo dieser zu Hause war. Der schweizerischen Grenze so nahe, hätte er sich leicht in Sicherheit bringen können; aber weder ihm noch dem Grafen Porro kam es in den Sinn, daß ihnen Gefahr drohen könne. Silvio war in Schmerz versunken, weil seine Hoffnung, die Geliebte unterwegs zu sehen, durch den Grafen Porro ver-

eitelt war, der aus geschäftlichen Gründen die Reise hatte abkürzen und von Mantova geradeswegs nach Mailand reisen müssen. Dazu bekam er Briefe von seinen Eltern, die sich wohl auf seine Heiratspläne bezogen und ihn niederschlugen. Bevor er den Comersee verließ, schrieb er an Gegia: „Beklage mich, beklage mich, meine gute Freundin, ich werde niemals glücklich sein! Jede Hoffnung auf eine schöne Zukunft verschwindet, und je mehr ich mich in der Unmöglichkeit sehe, die grausamen Beschlüsse zu überwinden, die mich von Dir trennen, desto mehr fühle ich, daß ich Dich liebe, und daß ohne Dich mein Leben nur Bitterkeit hat." Unterdessen hatte die Polizei ihn gesucht, den die ersten Aussagen des Maroncelli belastet hatten, und beobachtete das Haus des Grafen Porro. Sowie er am Nachmittag des 13. Oktober dort anlangte, wurde er verhaftet und in das Gefängnis Santa Margherita gebracht.

In seinen ersten Verhören nahm Silvio den Standpunkt ein, der einem Rebellen seinem politischen Feinde gegenüber angemessen ist: er leugnete und verschwieg, sich bewußt, daß es seine erste Pflicht war, die Sache, der er sich ergeben hatte, und die Genossen, die ihre Vertreter waren, nicht zu verraten. Zu seinem Unglück deckten sich seine Aussagen nicht mit denen Maroncellis, der gewisse nachgewiesene Tatsachen nicht hatte leugnen können, und der in seiner Notlage auf eine Art der Verteidigung verfallen war, von der er Silvio nicht vorher in Kenntnis hatte setzen können. Dennoch ließ dieser sich nicht entmutigen und verwirren; er verfiel sogar auf die List, einen scheinbar heimlichen Brief in die Hände der Richter fallen zu lassen, und führte sie zweckentsprechend aus. Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als würde er aus Mangel an Beweisen entlassen werden.

Erst in Venedig, wohin Pellico im Februar des folgenden Jahres (1821) gebracht wurde, trat eine Wendung ein. Dort



GOETHE: BLICK AUF ST. PETER VON VILLA PAMFILI AUS

Aquarellierte Federzeichnung

war sein Inquirent jener Antonius Salvotti, den die geschichtschreibenden italienischen Patrioten ihren Märtyrern wie einen Geist der Hölle gegenüberzustellen pflegten, von dem sich die Angeklagten ihre gefährlichen Geheimnisse, sie wußten selbst nicht wie, ablocken und entreißen ließen. Auch ihm indessen widerstand Pellico anfänglich; sein würdiges Benehmen, seine Tapferkeit, die Reinheit seiner Gesinnung erwarben ihm die Achtung und Sympathie des Richters, der doch alles anwenden mußte, ihn zu Geständnissen zu veranlassen. Was ihn bewog, das Leugnen aufzugeben, war hauptsächlich der Umstand, daß er es nicht hätte fortsetzen können, ohne Maroncelli und einen andern Freund, der verhaftet worden war, geradezu Lügen zu strafen. Es bestand natürlich für einen jeden die Möglichkeit, das System des Leugnens durch dick und dünn zu treiben, und dem Richter, ja sogar dem mitangeklagten Freunde dreist ins Gesicht erwiesene Tatsachen abzustreiten; aber wenn den meisten, und gerade den feiner gearteten, schon das Lügen an sich sauer wurde, so fehlte ihnen vollends die Kraft, die offenkundige Lüge aufrecht zu erhalten, womit etwas Humor oder schauspielerisches Temperament allenfalls leichter fertig geworden wäre. Überhaupt begingen in den ersten Prozessen fast alle den Fehler, da sie noch keine Erfahrung und keine Kenntnis der Gesetze hatten, daß sie im Anfang alles zugaben, was ihnen belanglos schien, wodurch sie sich denn in Widersprüche verwickelten, vieles zugeben mußten und schließlich keinen anderen Ausweg mehr sahen, als alles zu gestehen.

Pellico, ein innerlicher und ethisch veranlagter Mensch, war seit seiner Gefangennahme von dem Zwiespalt der Pflichten, in den er sich versetzt sah, zerrissen. Es hätte seinem Gefühl entsprochen, sich offen zu seiner Handlung zu bekennen und die an ihn gerichteten Fragen der Wahrheit gemäß zu beantworten; allein ebenso lebhaft war sein Wunsch, die Freunde, insbesondere den Grafen Porro, den er lieb hatte und zugleich

als Wohltäter verehrte, der Kinder hatte, seine Zöglinge, nicht ins Verderben zu stürzen. Es ist behauptet worden, Silvio habe nicht eher zugestanden, daß Porro Carbonaro sei, als bis Salvotti ihm auf Ehrenwort versichert habe, der Graf sei entflohen; festzustellen ist das jedoch nicht. Immerhin, wenn er es nicht mit Bestimmtheit wußte, konnte er annehmen, der so deutlich Gewarnte werde sich inzwischen geflüchtet haben.

Was Silvios Widerstandskraft lähmte, war auch seine schon erwähnte Art, fern von den Dingen und über ihnen zu bleiben. Er war kein Parteimann, konnte sich vielmehr gut auf den Standpunkt derer versetzen, die ihm vorwerfen konnten, er habe das Glück vieler einzelner aufs Spiel gesetzt, ohne eine bestimmte Aussicht für das Ganze, etwas Gutes oder Großes zu erreichen; ganz besonders auf den Standpunkt der österreichischen Regierung, die in ihm einen Aufwiegler, einen höchst strafwürdigen Verbrecher sehen mußte. Um so mehr rührte ihn die Menschenfreundlichkeit, mit der ihn der durchaus österreichisch gesinnte Tiroler Salvotti behandelte. Dieser, ein Menschenkenner und Silvio sehr zugetan, suchte durch das Gewissen und durch das religiöse Gefühl auf ihn einzuwirken.

Im Laufe der Untersuchungshaft, namentlich seit er gestanden hatte und sich auf den Tod vorbereiten zu müssen glaubte, veränderte sich Silvios Gemütszustand. Er war nun allein, vom Leben abgelöst, Gott oder dem Unbekannten gegenüber. Das verhältnismäßige Sicherheitsgefühl, das ihn beseelt hatte, solange er Glied eines ihn hebenden und tragenden Kreises gewesen war, schwand; der Einfluß der patriotischen Freunde wurde ersetzt durch den Salvottis, eines Mannes von unbeugsamem Charakter und unerschütterlichen Grundsätzen, daher wohl geeignet, seine Gesinnungen dem empfänglichen Dichter einzuprägen.

Inneren Frieden hatte keine Philosophie Silvio jemals gegeben; ja er hatte sich oft nach der einfachen Gefühls- und

Denkweise seiner Kindheit, die noch die seiner Eltern und Schwestern war, zurückgesehnt, ohne doch ernstlich zu denken, daß sie ihm wieder zugänglich werden könnte. Das Unglück führte ihn den verlassenen Weg zurück. Wie sein eigenes Körpergewicht, so muß der Mensch auch das Gewicht seiner Seele tragen, und es gibt viele, die, schwach, krank oder träge, ihr Leben lang bemüht sind, die Last so viel wie möglich auf andere abzuwälzen. Solche sind geborene Konvertiten; sie pflegen nach kürzerer oder längerer Gegenwehr im Schoße einer religiösen Gemeinschaft zu enden, die sie mit einem Male von ihrer Bürde erlöst. Vielleicht hätte Pellico diese Richtung in jedem Falle eingeschlagen; gewiß beschleunigte es der ungeheure Schicksalsschlag, der ihn unvorbereitet und nicht einmal durch feste politische Überzeugungen oder Leidenschaften gerüstet traf. Das Gewicht seiner tödlich getroffenen Seele wurde ihm zu schwer: er brauchte Gott, um es mit ihm zu teilen. Indessen vollzog sich der Umschwung durchaus nicht ohne innere Kämpfe, indem das Selbstbewußtsein des gebildeten Mannes sich dagegen empörte, auf das eigene Denken und die dadurch gewonnenen Ergebnisse zu verzichten. Es ist bezeichnend, daß er Salvotti bat, ihm einen gebildeten Priester zu schicken, der imstande sei, seine Einwürfe und Bedenken zu widerlegen. Erst allmählich lernte er es, auch in einem geistesrohen, unwissenden Priester den von Gott Geweihten zu verehren, und im gleichen Maße nimmt man an ihm jene Gereiztheit gegen die Wissenschaft und ihre Anhänger wahr, die fast allen denen eigentümlich ist, die ihr Urteilsvermögen dem Glauben zum Opfer gebracht haben. In seiner Erzählung von der Gefangenschaft kann man verfolgen, wie sein Stolz, sein Ehrgeiz und seine Empfindlichkeit sich immer wieder gegen die Vorschriften der christlichen Demut auflehnen; sie ganz zu ertöten, gelang ihm nie, obwohl die neuen Ausdrucksformen sie bis zu einem hohen Grade täuschend verhüllten.

Als Silvio im Jahre 1830 den Spielberg verließ, machte er dieselbe Erfahrung wie alle seine Leidensgenossen, daß er zwar die Freiheit wiedererhalten hatte, aber nicht zugleich die Kraft, sie zu genießen. Selbst der Taumel des Wiedersehens mit den geliebten Eltern und Geschwistern hatte viel vom Schmerz; er konnte in dieser Zeit nie unterscheiden, ob sein Empfinden mehr freudig oder peinvoll war. Sein erster Besuch in Turin soll den beiden Cousinen Carlotta und Gegia gegolten haben, der Freundin und der Geliebten; wie sehr voll Wehmut und Bitterkeit muß diese Begegnung für ihn gewesen sein, der, obwohl erst einundvierzig Jahre alt, wie ein Greis und ein Mönch von allen Lebenshoffnungen ausgeschlossen war. Sein Äußeres war niemals geeignet gewesen, bei Frauen Liebe zu erregen, jetzt wirkte die kleine magere Gestalt, das bleiche Gesicht mit den unsicher blickenden Augen, das langsame, mühsame Gehen enttäuschend und abschreckend sogar auf Männer. Von jeher leidend, war er jetzt fast immer bettlägerig, unerträglichen Kopfschmerzen und Atemnot unterworfen; unmöglich ist es übrigens nicht, daß nur die notgedrungene Ruhe und Mäßigkeit des Kerkerlebens ihn so lange erhalten hatte. Trotz so unüberwindlicher Erschwerungen waren die ersten Jahre nach der Rückkehr vergleichsweise glücklich, wo das Zusammensein mit der Familie nach langer Trennung eine beständige Quelle der Freude war, und überhaupt das Freisein an sich durch den noch frisch bewußten Gegensatz als ein Gut empfunden wurde. In diesen Jahren entstand das Werk, das seinen Namen weit berühmt machte, die Geschichte seiner Leiden, die er „Meine Gefängnisse“ betitelte. Wie der in süßen Farben zusammenklingende Bogen sich durch die Wolken spannt, wenn das Wetter verrauscht ist, so breitet sich oft die Anmut des Kunstwerks über Qualen aus, denen es entsprungen ist, und macht sie zum Bilde, das wir ergriffen anschauen. Wer könnte jemals, ohne immer von neuem bezaubert zu wer-

den, den Schilderungen des klassischen Buches folgen, dem ebenmäßigen Reigen melodischer Worte, die Jammer, Grausen, Ekel und Demütigung mit schlichter Unschuld und Klarheit an uns vorüberführen? So malten ehemals fromme Maler, etwa Fra Angelico, die Marter des Herrn und der Heiligen; das Gräßliche treu darstellend, doch durch den Schimmer der Farbe und die Anmut der Linie zu einer schönen Erscheinung umwandelnd.

Verschiedene Umstände bewogen Silvio Pellico, seinen Stoff stark einzuschränken, vor allen Dingen Rücksicht auf die zurückbleibenden Gefangenen und gewisse Angestellte des Spielbergs, deren Gutmütigkeit hie und da eine Art von Verkehr zwischen den der Vorschrift nach voneinander Abgeschlossenen ermöglicht hatte. Seine Beteiligung an den politischen Angelegenheiten zog er vor überhaupt nicht zu berühren, teils aus berechtigter Vorsicht, vielleicht auch aus künstlerischem Instinkt. Denn gerade weil vieles, was der Zeit gehört und seine Bedeutung mit der Zeit verliert, in den Gefängnissen wegfällt, gewinnt dies Buch den Charakter des Unvergänglichen, während andere Denkwürdigkeiten mit allzuviel Zufälligem und Nichtwesentlichem belastet untergehen. Jede Zutat, so erwünscht sie dem Historiker sein möchte, würde das Gleichgewicht und die Rundung der Geschichte nur stören. Es ist wahr, daß man zunächst, getäuscht durch die Leichtigkeit, die die Kunst dem Werke verliehen hat, sowohl das zugefügte Leiden als weniger grausam empfindet, wie den Kampf und Sieg des menschlichen Geistes als weniger erhaben. In den Denkwürdigkeiten des Andryane zum Beispiel tritt uns das großartige Ringen des Geistes, der, da ihm alle Quellen verstopft werden, sich aus sich selber ernähren muß, der sich unterfängt, den Tod der Verdumpfung und Erstarrung, des Austrocknens und Erstickens, der über ihn verhängt ist, ganz wehrlos und ohne Hilfsmittel vermöge seiner höheren Natur zu überwinden, un-

mittelbarer und packender entgegen. Aber was auf den ersten Blick milde und abgeschwächt erscheint, ist stark genug, um sich dauernd einzuprägen: wir fühlen am innigsten mit dem Dulder, dessen bescheidene Gebärden und Klagen kaum verraten, was er erlitt, und wissen es ihm Dank, daß er uns mit dem Martyrium zugleich die Verklärung teilhaft werden läßt.

Aus dem Buche „Menschen und Schicksale aus dem Risorgimento", von dem soeben das 9. bis 11. Tausend erschien.

* * *

MAX MELL

DER ROMAN „HANS IM GLÜCK"

HENRIK Pontoppidans Roman „Hans im Glück" ist in Dänemark vor rund zwanzig Jahren zum erstenmal erschienen und damals auch bald den Deutschen vermittelt worden: wer das Buch heute zur Hand nimmt, wird nicht im Zweifel darüber sein, daß es für eine noch weitere Spanne Zeit Dauer haben und daß sich seine innere Gültigkeit nur mit dem Wesen des Volkes wandeln dürfte, dem der Dichter angehört. Denn „Hans im Glück" ist ein nationales Buch, und zwar eins von jener hohen Art, in der ein besonderes Volkliches in einem allgemein-menschlichen Sinne dargestellt wird: in der Gestaltung eines einzelnen Menschenschicksals, mit welchem der Aufriß eines ganzen Landes in allen seinen Lebens- und Gesellschaftsschichten gegeben und die Lebensformen des modernen Menschen überhaupt, seine Probleme und Entscheidungen sichtbar werden. Ganz Gegenwart, ganz Augenblick ist dieser Roman, dänischer Augenblick, und zugleich auch Weltaugenblick: daß er das ist, liegt allein an der inneren Kraft, die das Stoffliche ordnet und baut, und dies ist denn in ausgezeichnetem Maß geschehen, scheinbar mühe- und leidenschaftslos, außer mit der einen Mühe, der des Lebens, und mit der einen Leidenschaft, der der Wahrheit. Diese zu erringen ist, soweit sie mit Erkennt-

nissen zu tun hat, nicht ganz entfernt von dem Wahrheitsuchen wissenschaftlicher Tätigkeit: ja so wichtig ist dem Dichter dieses Buches das Erfassen von Zusammenhängen und Wirklichkeiten gewesen, daß es ihm unabweislich blieb, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens mit gewechseltem Namen, aber bildnisgetreu einzuführen, die auch der Entferntere nicht verkennen kann. Erschien doch diese wirklichkeitstreue Haltung den Dichtern zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts als die einzige, die man dem Leben gegenüber einnehmen dürfe, und Pontoppidan, in seinem künstlerischen Werden dieser Zeit angehörig und von solcher Auffassung nicht unberührt, übergibt uns in „Hans im Glück" seine Darlegung eines Menschenschicksals mit aller genauesten Durchdringung des Möglichen und Notwendigen, welches in diesem Volk, in dieser Zeit ein nicht geringfügiges und schwaches, sondern reich ausgestattetes und hochgestimmtes Individuum formend und bestimmend umgeben wird; darin aber in hoher künstlerischer Weisheit alles und jedes in menschliche Gestalt und menschliches Schicksal eingekleidet, in einer großen, unverwirrten und deshalb nie ermüdenden Fülle, mit Lebensgesichten oft von außerordentlicher Schönheit, wie sie unter den Heutigen nicht viele zu geben mächtig scheinen.

Von beharrenden und von umgestaltenden Kräften hat der Organismus der Gesellschaft sein Leben. Wer wirken will, hat sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Pontoppidan läßt seinen Helden mit einem Drang nach Zukunft, mit einer Lust zur Eroberung antreten, die ihn seinen Freunden als helle Gestalt, als Königssohn, als Aladdin, als Glückskind erscheinen lassen. Absage an alle „Auswüchse und Buckel der Seele", an die Gespenster und Schatten, die das Leben verdunkeln, ist sein erstes Tun: in seinem Elternhaus, einem dänischen Pfarrhaus, herrscht erbgesessen jene strenge Auffassung des christlichen Lebens als einer Kette von Prüfungen und Leiden, welche die Menschen

nur zu einem Schattendasein gedeihen läßt. „Hans im Glück“ verwirft Vaterhaus und Glauben; frei von allem Überkommenen, feind den alten Autoritäten, in allem nur er selber geht er in die Welt, in die Großstadt, den Sammelplatz der vorwärtsdrängenden Kräfte. Ein früher genialer Plan des jungen Ingenieurs, der die wirtschaftlichen Möglichkeiten des Landes an die Weltwirtschaft anschließen soll und außerordentliche Entwicklung zu Geltung und Wohlstand verspricht, findet die Beachtung der Menschenklasse, die ihn zu verwirklichen vermöchte, in deren Händen sich der Reichtum des Landes sammelt, die die Interessen der Zivilisation vertritt und ihre Güter verschleißt und verteilt. Der Dichter läßt seinen Helden bis hart an den Tag des Triumphes herankommen; bis in unmittelbare Nähe an das, was die Welt Glück nennt. Aber er weiß es nicht zu erfassen und zu halten. Er wirft es hin. Die großen ernsten Mahnungen, die keinem Leben erspart bleiben, rufen in ihm wach, was ihn mit den Vätern verbindet, das lang überwunden Geglaubte steht in ihm auf und zeugt wider ihn selbst. Er erkennt die Unmöglichkeit, Lebensmut und Lebenskräfte auf die Dauer ohne den Beistand des Überirdischen aufrechtzuerhalten. Er verlangt nach diesem Überirdischen, er kehrt zum Glauben zurück, er wählt ein kleines Glück. Doch auch dies vermag er nicht zu halten. Seine Kraft will darin geprüft sein, daß er sich selbst zum Opfer bringt. In Einsamkeit und Leiden überwindet er, und ist er für die Menschen gescheitert, vor sich selber bleibt er kein Halbfertiger.

Nicht nur die besondere Lösung in diesem Charakter, sondern die dänische Lösung ist es, in der Pontoppidan seinen Helden sein irdisches Glück nicht finden lassen kann. Daß das dänische Volk an der Art, die in „Hans im Glück“ wirkt, überall teilhat, daß aus einer Schicht wie der des dänischen Pfarrhauses die gesunden, fähigen, ja die schöpferischen Geister des Landes kommen, darüber läßt der Dichter keinen Zweifel.

So wenig wie darüber, daß dieses Schicksal ein anderes abspiegelt und im besonderen das allgemeine erscheinen läßt, ein Staatsganzes, in dem die Kräfte sind wie in diesem Einzelnen und das es auch nicht vermocht hat, seinen Platz in der Welt zu gewinnen. Auf natürliche Anlagen wird dies zurückgeführt, also auf ein Unwiderrufliches: auf die Natur des kleinen Landes, dem das Meer die Gedanken an Größe ins Herz singt und läutet, Gedanken, die, in dieser Generation durch einen unglücklichen Krieg beleidigt, ohne Vertrauen zu den Erscheinungen des modernen Lebens, ohne Hoffnung auf ein Jenseits zu schwermütiger Anschauung von Zeit und Menschen verführen.

Wer diese Entscheidung des Dichters Pontoppidan über ein Schicksal seiner Gegenwart überdenkt, der findet sich unversehens in nicht völlig vermuteter Nähe zu Niels Lyhne. Ein knappes Menschenalter trennt den ersten dänischen Roman europäischen Ranges von diesem nächsten, und beide erzählen von einem hohen und stolzen Wollen und beide verurteilen es zum Scheitern und Versagen. Es hätte zunächst den Anschein, als läge der Krieg zwischen den beiden erzählten Lebensläufen: Niels Lyhne erhält seine tödliche Verwundung im Krieg, der in die Kindheit von Hans Sidenius hereinschattet. Dennoch, es ist fühlbar ein nur wenig unterschiedenes, in vielem das gleiche Dänemark, das beiden Dichtern zur Anschauung diente, und tatsächlich war im Kriegsjahr Pontoppidan ein Knabe, Jacobsen ein Jüngling, nur zehn Jahre trennen die Lebensalter der Dichter, und darin mag es mitbegründet sein, wenn „Hans im Glück“ wie der jüngere härtere Bruder von Niels Lyhne anmutet, wie der, der sein Leben auch wirklich leben konnte, und, als wollte er zu den andern Traditionen auch Niels Lyhne vergessen, robust, zugreifend und oft so unbedenklich auftritt, daß er manches Mal nahe daran ist, trotz seiner hohen Ziele die Sympathien des Lesers zu verlieren. Aber wenn „Hans im

Glück" also auch völlig andere Willenskräfte in den Lebenskampf zu werfen hat, was er an Glück zu spenden und dann auch wieder zu empfangen hat, und was er an Gewinn in der Welt einheimst, hat kein reicheres Maß, und sein Ende ist dieselbe Einsamkeit wie die Niels Lyhnes, er ist so schiffbrüchig und so glaubenslos wie er. Und beide haben einen innersten religiösen Instinkt, und beide möchten glauben. Eine Offenbarung wird ihnen beiden nicht. Womit die Dichter diese glaubenslosen und gescheiterten Gestalten rühmlich und heldenhaft enden lassen, das ist, daß sie sich beide zum Opfer bringen dürfen. Das Opfer aber ist der größte religiöse Akt, und es erscheint hier als Spur eines Urtümlichen, das unverlierbar ist. Beide Dichter jedoch verzichten darauf, zu richten und zu urteilen, in schönster Erfüllung ihres epischen Auftrages: die Frage an die Unendlichkeit in das Bild eines Menschenlebens zu hüllen.

* * *

HISTORIEN VOM RÜBEZAHL

Rübezahl verwandelt sich in einen Botenspieß

Es soll einsmals ein Bote den Rübezahl geschabernacket haben, welcher sich auf solche Art gerächet und seine Scharte ausgewetzet hat. Nämlich, wie dieser Bote auf dem Gebürge in eine Herberge eingekehret gewesen und sein Spieß hinter die Türe gesetzet gehabt, siehe, da soll der schnakische Geist denselbigen Spieß weg partieret und sich in ein gleiches verwandelt und dargestellet haben. Wie also der Bote, nach geschehener Ausruhung, abgereiset und sein Spieß hervorgesuchet, auch damit alleweile auf dem Wege gewesen, da gleitet er etlichemal aus, daß der Bote ohn Unterlaß für sich mit der Nase in den ärgsten Dreck fällt und sich wie eine Sau besudelt. Ja also ofte war es geschehen, daß der Kerl seinem Leibe kein Rat gewußt, wie er mit seinem Spieße dran wäre und warumb es so

ausgelippert oder in der Erden nicht haften wollte. Er besiehet es in die Quer und in die Länge bald unten bald oben, und findet keine gesuchte Veränderung. Gehet drüber mittlerweile ein wenig weiter fort, budutzt liegt er abermal in Morast: und schreiet ach und weh über seinen Spieß, daß er ihn so verließ und keine Hülfe verhieß. Doch richtete er sich aufs neue empor und kehret den Spieß umb auf der andern Spitze: wie dieses geschehen, da fällt er allemal rücklings in den tiefsten Dreck; und hatte er vorher sich vorne beschmutzet, so bescheißt er sich nunmehr hinterwärts noch ärger und siehet wie ein leibhaftiger Misthammel aus, der dem Hänger aus der Bleiche entlaufen. Drauf nimmt der albere Schöps sein Spieß auf den Nacken wie ein Pikenier, weil es so auf der Erden kein Guts tun wollen, und gehet also wie ein rechter Finkenritter daher; doch lässet der spießbare Rübezahl dennoch seine Hudelei nicht, sondern drücket den Boten, als wenn er etliche doppelte Hocken trüge, und dannenhero von einer Schulter zur andern die verspürete Last hebet, bis er endlich aus Unleidigkeit den ungearten Spieß in des bösen Feindes Namen wegwirft und bloß davon gehet. Aber wie er etwan eine viertel Meile also unbespießet gereiset und sich ungefähr einmal umsiehet, siehe, da lieget sein Spieß bei ihm: drüber er sehr erschricket und nicht weiß, wie er dran ist. Er fasset dennoch endlich getrost zu, hebet den Spieß auf und weiß nicht, wie er sich ferner damit gebärden soll. Daß er ihn an die Erde setzete, hat er keine Lust mehr; daß er ihn auf den Puckel fassete, trug er einen Abscheu: drumb nahm er ihn in die Hand, also daß er ihn mit der Erden parallel trug. Aber, siehe abermal, da wird ihm derselben Seiten Fuß so schwer, daß er ihn nicht aus der Stelle bewegen vermochte; und wiewohl er umwechselte aus einer Hand in die ander, so wollte es doch nicht anders werden, sondern blieb bei der alten Geige. Drauf nahm er es noch auf eine andere Weise mit seinem Spieße vor: nämlich er ritte drauf,

wie ein Kind auf den Stecken. Und auf diesem Schlag ging es vonstatten, wie es geschmieret wäre: nämlich er kam eilends fort, fühlete keine Müdigkeit, und dauchte ihme nicht anders, als wenn er ein schnelles Roß oder Beifuß unter sich hätte. Er ritte aber ohne Aufhören also immer fort, bis er vom Gebürge in ein Städtlein kam und den Bürgern ein sonderliches Gelächter erregete. Hatte dieser Bote sich nun also vorhero wacker leiden müssen, so war er dennoch zuletzte wiederumb erquicket worden; und getröstet sich nunmehr eben derselben Erquickung in den andern bevorstehenden Reisen: da er allemal auf sein Spieß zu reiten gesonnen war. Aber vergeblich: denn der Rübezahl hatte seinen Lauf vollendet und seine Lust mit dem Narren gebüßet; drumb er sich aus dem Staube machete und das wahrhaftige Spieß unvermerket wieder zu Wege brachte, welches keine Possen mehr machte, sondern auf die alte Manier wie ein ander Spieß sich mit seinen Herrn verhielte.

*

Rübezahl erlöset einen Schuhknecht aus dem Galgen

Es erzählte mir unlängst ein guter Freund aus Breslau, daß ein klein Städtlein etwa zwo Meilen vom Riesengebürge gelegen sei, daselbsten soll sich ein Schuhknecht bei seinem Meister aufgehalten haben, der in Gewohnheit gehabt, gar ofte nach dem Gebürge hin zu spazieren, wenn er mit seiner Gesellschaft einen guten Montag gemacht gehabt. Nachdem er aber ein lustiger Kopf und verwegener Kumpe gewesen, so soll er sein Vexieren mit dem Rübezahl nicht haben lassen können, sondern soll ihn ohn Unterlaß angefochten, herausgefordert und sonsten verschimpfieret haben. Unter andern Schmähwörtern aber hat er den Berggeist stets zur Verhöhnung einen Rübenschwanz genannt, sagende: Schier dich runter, du Rüben-

schwanz, und laß sehen, was du vor Künste kannst! Mit diesen und andern losen Worten mehr soll der grobe Gesell den Bergherrscher vielmals geäffet haben, welches denn der Geist allezeit schmerzlich befunden und nach seiner alten Manier stets ein Wetter deswegen erreget hat, dem giftigen Spottvogel auf seinen Kopf zu bezahlen. Aber weil jener Verleumder niemals aufs Gebürge selbsten gekommen, sondern allezeit unten geblieben, da des Rübezahls Gebiete aufgehöret oder sich kaum so weit hinaus erstrecket, so hat er seinem Widersacher wenig abzuhaben vermocht mit solchem erregten Donnerwetter oder Platzregen. Doch ist dennoch der erzörnete Berggott auf eine andere Rache auszuüben oder Hinterlist zu stiften bedacht gewesen, welche er auch auf folgende Art ins Werk gesetzt. Nämlich, wie der Schuhknecht von seinem Meister Abschied nehmen und von hinnen anderswohin wandern wollen und hierzu sich allerdings fertig gemacht, auch mit seinem Felleisen, da er hinein gesteckt, was etwa nur sein Eigenes gewesen — der Rübezahl aber hat nachdem etliche Sachen aus des Schusters oder Meisters Kasten heimlich genommen, nämlich einen silbernen Becher, etliche silberne Löffel, samt nicht wenigen schönen Schaupfennigen, und hat solches alles unvermerkt in des Reisefertigen Felleisen gepartieret; darmit auch der Schuhknecht auf und darvongegangen, bis nicht lange hernach, zweifelsohne aus Eingeben des Rächers, der Schuster seinen Raritätenkasten oder Kleinodienkiste eröffnet und einen neuen Schaupfennig zu den vorigen hat tun wollen. Siehe, was der Henker nicht tut: da wird er in großer Bestürzung gewahr, daß seine herrliche Schätze geraubet gewesen, hält drauf Nachfrage im ganzen Hause, ob er möchte hinter den Täter geraten. Wie er seine Hausgenossen aber alle unschuldig befindet, besinnet er sich auf seinen abgeschiedenen Knecht, als wenn der ihme wohl dürfte das Schelmstück gerissen und den Dankhab hinter sich gelassen haben. Eilet derhalben hinter ihm daher

und ertappet ihn etwa auf anderthalb Meil Weges vom gedachten Städtgen; packt ihn an, setzt ihn zu Rede und fraget gar scharf von ihme, ob er nicht ungefähr dieses oder jenes Verlornes gesehen oder ungefähr zu sich gesteckt hätte? Der Schuhknecht antwortet gar freudig, er wüßte von solchen bezüchtigten Sachen das Geringste nicht, so hätte er ihm aufrichtig und nicht schelmisch gedienet; wollte er es nicht glauben, so hätte er seinen Ränzel da, denselben wollte er freiwillig aufschließen und alles herauslangen, was drinnen vorhanden wäre. Hierauf nimmt er die Untersuchung für die Hand und fänget an, seinen Reisesack auszuleeren, und bekommt auch unverhofft des Schusters vermissete Sachen in die Hand, drüber er erschrickt, der Schuster aber lustig wird. Was sollte der gute und unschuldige Knecht machen? Er entschuldigte sich aufs äußerste und beteuerte es, daß er gar nichts von diesem ungefährlichen Diebstahl wüßte; es müßte diese entfernete Sachen ihm ein anderer aus Rachgier heimlich beigebracht und mit eingeschoben haben, sonsten könnte ers mit Gott beteuren, daß er von solcher Entwendung nichts gewußt habe. Aber der Schuster kriegt ihn bei der Kartause, schleppt ihn fürs Gerichte und läßt ihn vollends nach Hause führen, da er eingesteckt und endlich zum Tode des Galgens verdammet wird; da er dennoch aber immer standhaftig, nach seinem guten Gewissen, darbei verbleibet, daß er unschuldig zu diesem Falle komme, gedenkende, daß er zwar gerne sterben wollte, weil er es vielleicht sonsten an dem lieben Gott möchte verschuldet haben, daß er diesen Gang gehen müßte, aber dieser Diebstahl brächte ihn mit Recht nicht darzu. Was geschicht? Wie itzt der letzte Tag anbricht, da er soll gerichtet werden, da kommt Rübezahl zu ihm ins Gefängnüs, doch in unerkannter Gestalt, und fraget ihn, was er hie mache? Jener antwortet: Was soll ich leider machen? Hier wollen sie mich heute ohne Henkers Dank henken, weil ich soll was gestohlen haben, da ich doch

kein Dieb nicht gewesen bin. Drauf der Rübezahl antwortet: Siehe, mein Kerl, diesen Schimpf habe ich dir gemacht, weil du mich ofte mit deiner unnützen Schnauze angetastet und ohn Ursache droben Rübenschwanz angeschrien hast; doch will ich dich hierumb nicht gänzlich verderben lassen, sondern nach erlittener Inkarzerierung gleich itzt erlösen. Drauf hat er ihme die Ketten und Bande abgemacht und sich selbsten hineingeschlossen. Weiter hat er den Schuhknecht auch unsichtig gemacht und aus der Verhaft herausgebracht, auf freien Fuß gestellet, daß es kein Mensch inne geworden. Noch weiter soll er auch dem Schuhknecht befohlen haben, daß er umb eine Weile, nach geschehener Exekution, in der Stadt rumgehen und sich öffentlich zeigen soll, weil er nunmehr sicher und außerhalb aller Gefahr lebete. Und indeme kommt ein Pfaffe ins Gefängnüs zu dem armen verstellten Sünder, nämlich dem Rübezahl, hält an, er soll fleißig beten, sein letztes Stündlein sei nunmehr vorhanden; ja er müßte jetzund zu guter Letzte hier alle seine Sünden bekennen und beichten, drauf wolle er ihm das Abendmahl reichen. Des Rübezahls seine Gegenred aber war immer gewesen diese: Päperle päp. Und so soll er etliche tausendmal gesagt haben, wie ihme der Pfaffe anmuten wollen, daß er müsse Buße tun und andächtig beten. Wie nun aber hieraus nichts anders hat werden wollen als lauter Päperle päp, so sollen die Gerichte dennoch umb reife Zeit den päperlepäpischen Rübezahl zum Tor hinaus geführet und an den lichten Galgen gehängt haben, darzu er dennoch immer sein gewöhnliches und schnakhaftiges Päperle päp gesaget, bis der Diebshenker von der Leiter wieder herunter gewesen, da sie alle miteinander eine große Schütte Stroh am Galgen gesehen und behalten haben. Hierüber soll das Städtlein bis auf den heutigen Tag seine Gerechtigkeit oder Gerichte verloren haben.

★

Rübezahl schenket einem Schuldner hundert Reichstaler

Vor etwan zwölf Jahren (wie ich aus Halle von einem Salzführer erlernet habe) soll ein verwegener Bauer gewesen sein, der in bevorstehende Not seinem Leibe keinen Rat gewußt, wie er ihm getun möchte, daß er etwas Geld zusammenbrächte und sich in begebenen Falle erhielte. Doch soll er endlich, gleichsam aus Desparation, schlüssig geworden sein, auf das Riesengebürge zu wandern und dem guten Rübezahl umb eine Post Geldes anzusprechen: wie er es denn auch ins Werk gesetzet und seinen Weg zu dem reichen Geist hingenommen hat, der ihme alsbald in einer besondern Gestalt erschienen und erfragt soll haben, was sein Anliegen und Begehren wäre? Drauf soll gedachter Bauer geantwortet haben: Ich wollte vom Beherrscher des Riesengebürges freundlich gebeten haben, ob er mir nit wollte etwas Geld fürstrecken, mich in gegenwärtiger Not zu schützen. Resp. Gar wohl, wieviel begehrstu denn? Und wenn willstu es mir wiederbringen? Resp. Großmächtiger Herr, könnt Ihr mir hundert Taler borgen, so will ich Euch solches, als ich ein redlicher Mann bin, übers Jahr allhier wieder zustellen und mich dankbarlich einfinden. Hierauf soll der Rübezahl einen Abtritt genommen haben und umb ein Weilchen wiederumb gekommen sein, einen Beutel mit so vielen Gelde mit sich bringend und dem Bauren zuzählend: da denn der Bauer solches empfangen, von Rübezahlen gegangen und sich an seinen Orte damit hingemachet hat. Ja es auch gebrauchet und zu seinen Nutzen angewandt hat, bis die bestimmte Zeit herangetreten und das Jahr geflossen gewesen, da er andere hundert Taler genommen und zur Abzahlung als ein richtiger Debitor zum riesengebürgischen Creditorem damit hingespazieret ist, bis er etwan an den vorigen Ort wiederum geraten, da er das Geld vorn Jahre ungefähr empfangen. Allwo der verstellete Rübezahl in eines andern Mannes Ge-

stalt ihme erschienen; derentwegen er denn etwas gestutzet und nicht gänzlich gewußt hat, ob es der Rübezahl selber wäre, wiewohl er dennoch gleichwohl auch nicht allerdinges gezweifelt hat, sondern es ein wenig vermutlich gehalten. Derentwegen er denn sich auf geschehene Befragung (welche etwan gewesen war: Wo willstu hin, Bauer, und bei wem hast du hier was zu tun?) also herausgelassen: Ich wollte zum großmächtigen Regenten des Riesengebürges und ihme die hundert Taler zu rechter Zeit wieder zustellen, welche ich vormalen von ihme habe gelehnet bekommen. Drauf der verstellete Geist also geantwortet: O lieber Bauer, der Rübezahl ist lange tot. Gehe jo mit deinem Gelde wieder nach Hause und behalte es; es ist dir gar wohl gegönnet und wird dich kein Mensche weiter darumb ansprechen. Wer war da lustiger gewesen als der Bauer; der mit Freuden nach seinem Dorfe mit dem unvermutlichen Geschenke wieder weggegangen war?

Aus Insel-Bücherei Nr. 157.

* * *

THEODOR DÄUBLER

MYKONOS

ROSIG, wie das Fleisch des Weibes, baden sich Delos und Rhenaia, miteinander spaßend, in herrlicher Nacktheit ihres Gesteins im dunkeln Gewoge des Kykladenmeeres. Delos blieb eine kindliche Göttin und Rhenaia ihre erwachsene Gespielin. Delphine silbern, Thunfische tummeln sich gern durch die funkelnden Fluten um das geheiligte Eiland. Unbewohnt, ist Delos noch immer die schimmernde Mitte des Archipelagus; entzauberte Numen des göttlichsten Meeres aber wären Tinos und Mykonos, wenn es dem Menschen nicht, seit Jahrtausenden, erschiene, als ob Delos ihnen zuschwimme, plötzlich aber wieder abrücke, um der Einsamkeit, wo Apollo und Artemis geboren wurden, ewig festgegeben zu bleiben.

Mond und Sonne, ließ das Mittelalter noch gelten, wären auf diesen berühmten Riffen der Heiden zur Welt gekommen. Tochter der Latona nennt Dante geradezu das Nachtgestirn:

Così cinger la figlia di Latona
Vedem tal volta, quando l'aere è pregno
Sì, che ritenga il fil che fa la zona.

Paradiso X, 67—69.

Noch erinnere ich mich Cinzia, volgarmente Luna, als Beispiele gehobener gegen gewöhnliche Sprache, beim italienischen Gymnasialunterricht angeführt bekommen zu haben. Dabei war wohl Kynthios ein delischer Name Apollos, nicht aber Kynthia der der Artemis! Dem Kynthos aber, Berg der kleinen Insel, verdankt Delos seinen Glanz, zwischen Himmel und Wasser urhafter Sagen: Götter huben behutsam seinen Gipfel, dem Meere zugekrümmt, damit er ein Heiligtum, kühn und herrlich, über den Wogen emportrage.

Vor Delos legt heute kein großes Schiff an; über Mykonos führt der Wasserweg zum Gestade um den geweihten See der Latona, wo die Göttin, nach langem Irren von Eiland zu Eiland, endlich, indem sie Delos' Palme umklammerte, ihre Pappelfrucht, Artemis und drauf Apollo, aus eignem Schoß in die Welt der Gestirne abstoßen konnte.

Morgenländisch leuchtet Mykonos dem Ankommenden zu: seine Berge sind kahl, an offner Reede, die Stadt blinkt weiß und weitgebaut übers dunkelste Meer. Gerühmt wird die Insel, seit gar alter Zeit, wegen ihrer schönen Frauen; und gleich am ersten Abend, den wir auf Mykonos verbrachten, gewahrte ich, zu des Tages Sterbestunde, im Gerank von Granatäpfeln zwei so reizvolle Mädchen, wie sie meine Augen kaum jemals erblickt hatten. Später, bei Mondschein, gingen wir dort unter der Gartenmauer nochmals vorüber: die Jungfrauen wurden nicht sichtbar, doch einige Mykonioten brachten den Verschwundenen hinter Mondschleiern ein Ständchen, mit Gitarre

und Gesang. Die Jünglinge trugen alle Hüte, nahmen sie auch nicht ab, als wir uns zu ihnen gesellten, so kann ich nicht beurteilen, ob — wie die Frauen schön — die Männer dafür alle, auf Mykonos, kahl sind. Plinius behauptet nämlich, wahrscheinlich mit etwas Übertreibung, sie hätten keine Haare gehabt; tatsächlich sollen sie die Zier ihrer Häupter bald verloren haben. Übrigens berichtet schon Strabo, die Griechen hätten sprichwörtlich gesagt: *πάνθ' ὑπὸ μίαν Μύκονον* (alles gibts auf Mykonos)! Übrigens soll das die Gleichgültigkeit, mit der man auf der Insel alle Dinge behandelt, kennzeichnen und treffen. Archilogus, der gepriesene Jambendichter aus der Nachbarinsel Paros, wirft den Mykoniern Faulheit vor, der Komödiendichter Kratinos, des Aristophanes gefährlichster Nebenbuhler, soll sie sogar des Schmarotzens geziehen haben.

Auf Mykonos wohnten, soweit wir uns durch Vermutungen in der Geschichte zurücktasten können, zuerst Karer, dann drangen Ionier in die runden Burgen ihrer ihnen auf der Insel vorgegangenen Besiedler aus Kleinasien. Sie gestalteten Mykonos als Staat von Seekriegern aus. Wie auf Tinos, so hatten später die Perser auch hier Stützpunkte für ihre Flotten; dann traten beide Inseln dem ersten und zweiten attischen Seebund bei; Tinos wurde dadurch reich, Mykonos hingegen verarmte, und der ganze Archipelagus verspottete es wegen seiner Kargheit.

Im Mittelalter gehörte Mykonos zum Oströmischen Kaiserreich, bis es, nach dem lateinischen Kreuzzug, vom italienischen Abenteurer Andrea Ghizzi erobert ward. Sein kleiner, karger Staat verfiel aber bald; die bösen Nachbarn, Herzöge von Naxos, bereiteten ihm rasch ein Ende. Als Giovanni Crispi, zwanzigster Herr des Archipels, seine Tochter Tadelea mit dem Condottiere Francesco de Sommariva vermählte, gab er ihr Mykonos und andre geringe Inseln als Mitgift. Darauf er-

schienen, an einem halkyonischen Wintertag, bunte Galeeren mit der Standarte des Markuslöwen in der stillen Bucht von Ornos und forderten die Mykonioten auf, sich ihrem adligen Freistaat anzuschließen. Ob einem italienischen Gewaltherrn oder vielen aus solchen Geschlechtern zu gehorchen, war den Einwohnern gleichgültig: sie widersetzten sich dem Einrücken der Venezianer nicht. Doch auch diese Signoria dauerte nicht lange; Dschereddin Barbarossa, der mit seinem ältern Bruder Urudsch, dem Schrecken aller Christenschiffe, zuerst als Seeräuber, dann als Feldherr über zehntausend Janitscharen und schließlich Großadmiral des Sultans Soliman II. ward, besetzte auch Mykonos und Tinos mit Gewalt und stellte die Inseln zugleich unter die Botmäßigkeit der Hohen Pforte. Die Brüder Barbarossa, Unterjocher Nordafrikas für die Türkei, waren Söhne eines zum Islam übergetretenen Töpfers auf Lesbos; beide erlitten auch große Niederlagen; Urudsch wurde sogar auf der Flucht, nach der verlorenen Schlacht bei Oran in Algerien, gegen den spanischen Statthalter Marchese de Gomarez, erschlagen; der bedeutendere Dschereddin, obwohl er auch den Maltesern und einer Übermacht, die Kaiser Karl V. nach Tunis gesandt hatte, erlegen war, erholte sich mit seinen halbvernichteten Streitkräften wieder und kämpfte, plünderte noch jahrzehntelang, im Dienst des Sultans, außer in Griechenland, in Dalmatien, Italien und auf den Balearen herum. Die Franzosen verschmähten es keineswegs, mit ihm ein Bündnis zu schließen, um gemeinsam Nizza zu überrumpeln und auszuplündern. Als der Griechen Kirchentürme Sturm zu läuten begannen — es geschah auf Mykonos erst fast dreihundert Jahre nach seiner Unterjochung durch die Türken —, erhob ein Weib, Modena Mawrogenis, auf der Insel ihre Stimme und führte, voll Begeisterung, Tombasis, dem Admiral der Hydrioten, zweiundzwanzig leichte, doch mit zweiunddreißig Kanonen bestückte Schiffe zu; als die kaum vertriebnen Unterdrücker

wieder auf der Insel landen wollten, war Modena zur Stelle und wehrte ihnen die Ausbootung: der Osmanen Verluste waren damals sehr beträchtlich.

Mykonos ragt zwiefach aus dem Meere hoch empor; beide Gipfel sind doppelt gestaltet und tragen jeder eine dem Propheten Elias geweihte Kapelle. Demastos nennt, wegen seiner Zweispitzigkeit, Plinius den erhobneren, nördlicheren Berg; seine Besteigung mag wohl auch die lohnendere sein. Mykonos sei der Schauplatz arger Gigantomachien gewesen, berichtet die Sage: Herakles habe die Insel, durch Sieg, in ein erstarrtes Leichenfeld verwandelt. Krampfhaft mögen sich die Überwundnen noch gegen den Helden und, von ihm geworfen, gegen das Sterben gesträubt und gestemmt haben, denn fürchterliche Qualen Verreckender sieht man Mykonos' Felsen, bis ans Ende der Tage, an! Doch gibt es hier auch fruchtbare Mulden, sogar schmale Täler: Wein und Weizen gedeihen üppig, auch Ölbäume gibt es, die oft mit Windmühlen gekrönte Hügel umsilbern und überzittern. Leider fehlt das Wasser, worüber die Mykonioten schmerzlich und peinlich berührt sind. Nur einen Ziehbrunnen hat die Stadt lange gehabt, doch man setzte drei nebeneinander, die tief unten im Dunkel zusammenlaufen, man wollte damit wohl die hämischen Nachbarn und vielleicht ein wenig auch sich selbst täuschen. Viele Wachteln lassen sich, beim Hin- und Herflug aus Süden, auf den Riffen der Insel nieder; dann wird rasch und rüstig gejagt, eine Riesenzahl der ermüdeten Vögel erbeutet. Gepriesen werden auch Mykonos' schmackhafte Hasen, doch es sind kaum noch welche vorhanden. Eine faunische Seltenheit, die es bloß hier und auf Delos gibt, sei noch erwähnt: der sogenannte Kokodrillos, eine Art von beträchtlichen Eidechsen, die wie Geckos aussehen, über steile Gemäuer klettern, Kropflaute von sich geben, aber keine Haftzehen haben. Da diese Tiere äußerlich — wir vernachlässigen vor allem die Unterschiede an Größe — Ähnlichkeit mit den

Krokodilen haben, so behauptet man, der griechische, nun europäische Name der unheimlichen Herumschleicher im Nil wäre von diesen Inselraritäten abzuleiten. Wir begegneten dem Kokodrillos auf Mykonos, besonders aber auf Delos, häufig.

Die Fernsicht vom hinweggestreckten Eliasberg reicht um das Kykladenmeer in seiner wunderreichen Abrundung. Auf Kyklopen und Giganten fällt die Morgenschau edler Göttlichkeit; als Naxos tragen tausend Schultern, in schmerzhafter Verkrümmung, den vornehmen Zeusberg, auf dessen Gipfel ein Heiligtum des Gewitterers stand. Gegen Delos und Rhenaia zu scheint Mykonos selbst, Millionen Jahre lang, schwimmen zu müssen: bloß der Sagenkundige merkt daher seiner Gebirge Schwung dorthin, da über sich hinaus. Paros entfaltet weitere anmutige Pracht, seine Giganten mögen rasch verröchelt sein. Siphnos und Seriphos sind noch ferne Silberzeichen, daß auch draußen Inseln treu zu Delos stehen. Syros scheint das Haupt abgewendet zu haben, es ist eigentlich die Mitte der Inseln, Neid auf das kleinste Eiland, das heilig ward, mag es erfaßt haben, doch der Mensch baute dort Hermupolis, eine Doppelstadt, die zur berühmten Insel hinüberblickt. Giura, obwohl geräumiger als Delos, kennt seine eigne Nichtigkeit und bleibt bescheiden, Andros aber bückt, Tinos neigt sich vor, um zu erkunden, ob Götter abermals im geweihten Hafen, vor dem heiligen See, niedersteigen. Nach Osten blickt das Auge, vom Eliasgipfel, übers Inselmeer Kleinasiens. Stolz bleibt Nikaria, den Kykladen weder zu- noch abgewandt; es beschirmt ein Delos der Christenheit: Patmos, das Eiland des Evangelisten Johannes. Im Erdbebengewässer, wo letzte Giganten verschnaubten, erwachte das Gesicht der Apokalypse; bloß auf beruhigten Aufruhr, schlafende Feinde starrt also dort das Auge; doch gütig, unerhört gütig für uns scheint das Himmelsauge auf sein allerliebstes Meer; o unsre, so holde Sonne, Kind der

Kykladen. Auf Delos wurdet ihr uns ja, Sonne und Mond, wie Dante sagt — i due occhi del cielo, geboren!

Fast jeder hohe Berg Griechenlands trägt ein dem Propheten Elias geheiligtes Kirchlein, dorthin wallfahrten die Menschen am ersten August alten Datums. Er ist der Tag der Aussicht; wo gibts aber auf der Welt herrlichere Fernsichten als in Griechenland; Heimat des klaren Himmels, Küstenstrich mit den blauesten Buchten? In der Nacht vor der Höhenfeier begeben sich auch auf Kreta die Umwohner des Ida, in dessen großer Grotte Zeus seinem Hellas geboren wurde, auf der breitgestreckten Insel erhabensten Gipfel. Freunde und Verwandte, die einander sonst vielleicht nicht wieder zu Gesicht bekämen, begeben sich somit, zu fester Treffzeit, an feierlichen Treffort, um alte Bande wieder fester zu knüpfen. Feuer erwarten das Tagesgestirn; sowie es aufgeht, heißt es, kann man, bloß auf Augenblicke zum Eliasfest, zugleich Athen und Alexandria mit den Blicken erreichen! Auch der Gipfel des Taygetos über Sparta trägt ein Eliaskapellchen, von dort kann man zu gleicher Stunde ebenfalls einmal im Jahr, so schwören viele Menschen, die oben gewesen, den Ätna im Westen, das Goldene Horn im Osten erkennen! Das sind großgriechische Aussichten! Alexander von Humboldt hat aber bereits (sämtliche Möglichkeiten der Lichtbrechung in Erwägung ziehend) festgestellt, daß man vom Taygetos, bei aller Klarheit, unter keinen Umständen den Ätna erspähen kann, folglich fällt — in diesem Sinne — die Frage um Konstantinopel ganz entschieden fort, folglich handelt es sich um eine Fatamorgana in der Volksseele.

* * *

ALFRED WALTER HEYMEL

ZWEI GEDICHTE

Die Widmung des „Lautenkonzerts“

WAS soll ich dir geben, Blonde,
für einen ureigenen Namen,
der deine Holdheit zeichnet,
auf den nicht andre schon kamen?

Die Königstochter im Märchen,
befragt, wie sehr sie ihn liebte:
„Ich lieb dich wie Salz, mein Vater“,
so sprach sie, was tief ihn betrübte,

so daß er verstieß und verbannte,
die einzig wahrhaft ergeben,
um Heuchlerinnen zu krönen
und über sich selbst zu erheben.

Ich fürchte, du könntest ähnlich
mir zürnen, wenn ich gestände:
„Ich lieb dich wie Brot, meine Kleine“,
so geb ich mich dir in die Hände.

Das tägliche Brot auf Erden
ist mächtiger als der Tod;
wir erbitten es knieend vom Himmel,
wie ich dich, du liebes Brot.

Morgenständchen für eine kleine Freundin

REINSTER Sternenglanz —
schlägst du deine Augen zu uns auf.
Der Gestirne Lauf,
Sternenglanz
sind in deinen Blicken,

die ein Glück verraten,
drum wir lange baten,
die uns sehr und immer mehr berücken —
Sternenglanz.

Nachtigallenschlag,
wenn du plauderst. — Uns ins Herz hinein
bricht ein Frühlingsschein —
Nachtigallenschlag.
Unsere Herzen singen
dir wie Nachtigallen,
wollen gen Himmel schallen,
laß für uns aus deinem Munde springen
Nachtigallenschlag.

Volles Sonnenglück
strahlt zu uns aus deinem hellen Haar,
gelb und wunderbar —
Sonnenglück.
Herz und Aug erblinden,
tun sich bang zusammen,
spielen kühn mit Flammen.
Darf ich dir dein Strahlenhaar aufbinden,
Sonnenglück?

Regt — wie Blumenspiel
Windhauchtanz dir deinen leichten Fuß,
daß er schweben muß —
Blumenspiel —
zittern zärtlich Wiesen,
alle Halme beben
wie mein eigenes Leben
selig deines Fußes dir zu Füßen —
Blumenspiel.

Flieht ein Rosenrot
deinen Nacken bis ins Haar empor,
färbt dein zartes Ohr
rosenrot,
fliegen neue Flammen,
Bangen und Verlangen,
über Schläfen, Wangen,
schlagen über dir und mir zusammen
rosenrot.

* * *

OTTO FREIHERR VON TAUBE

DIE REIHER

NOCH weiß ichs immer nicht: war es Wirklichkeit oder ein Traum. So sehr ergreift mich die Erinnerung an jene Spanne zwischen Schlaf und Schlaf in kühler Frühe, in smaragdener Walddämmerung mit den mächtigen, über den Wipfeln im ersten Lichte kreisenden Silbervögeln.

Doch Wirklichkeit war es, — ein Wunsch, der Wirklichkeit wurde. Falke und Reiher gehören durch alten Fug zusammen; und wo der Falke mir seit meiner Kindheit so sehr Wirklichkeit im Leben geworden war, war der Reiher ein notwendiger ergänzender Wunsch, der in mir lebte, bis ihm neulich Erfüllung ward. Denn mit den Falken bin ich aufgewachsen.

Das Gut meines Oheims mütterlicherseits, das an das meines Vaters grenzte, war Wald — Wald und Sumpf —, und damals erst begannen Rodung und Entwässerung ihm Boden für den Landbau abzugewinnen. Allerhand urtümliches Wesen hauste noch dort: der Elch kam dicht ans kleine hölzerne Herrenhäuschen; alljährlich aber ward mannigfaltiges wildes Geflügel aus den Nestern genommen und wuchs auf dem Hofe als Gespiele der Kinder heran. Und wenn ich, was sommers immer oft und auf lange geschah, mit ihnen weilte, waren

die jungen Wildvögel auch meine Gefährten. Da gab es die Schwarzstörche, die wie Hunde einem nachfolgten, da gab es den Kranich, der sich unseren Laufspielen beigesellte und, wenn er, von seinen beginnenden Schwingen begünstigt, uns einholte, einem so unsanft mit dem kräftigen Schnabel auf den Schädel zu hacken liebte. Da waren aber vor allem die Raubvögel: Wander- und Turmfalke.

Die kleinen weißen Flaumbälge, die sie anfangs waren, begrüßten einen schreiend zu ihrer Atzungsstunde, wenn wir ihnen die fleischerne Kost zutrugen, begrüßten uns aber auch jedesmal, wenn wir an ihrem Käfig vorüberkamen. Bald ließ man den tagsüber offen stehen. Da krauften sie nun in den Gartenbüschen herum, immer schreiend und freudig grüßend, wenn einer von uns in ihren Bereich kam, und auf ihn zuhüpfend. Dann saßen sie schon auf Zweigen, dann begannen ihre ersten Flugübungen. Von Ast zu Ast flatterten sie plump und hilflos; nun durfte man sie von der Faust, wenn sie auf ihr saßen, in die Luft werfen, aus der sie anfangs schräg, die Fittiche nur als Fallschirm benutzend, niedergingen. Aber dann beherrschten sie bald die Kunst; nun zogen sie früh hinaus, und man sah sie über dem fernen Waldrande stehen, zu ihren Mahlzeiten kehrten sie noch heim, schließlich aber nur zur Ruhe des Abends, wozu sie auch nicht mehr den Käfig aufsuchten, sondern die Kronen der nahen Kuppelweiden. Aber sie kannten einen noch immer. Sie kamen, wenn man sie rief; und irgendwo, fern vom Hause, wenn wir ihrer gar nicht gedachten, erspähten sie einen auf ihren Flügen, jubelten auf und stießen zu einem nieder; saßen uns auf Kopf und Faust, solange es ihnen behagte, ließen sich kosen und krauen und waren wieder fort. Wir beiden Vettern hatten damals immer eigentümlich zerschrammte Fäuste und Gesichter. Dem Vogel machte es ja nichts aus, sich, wenn er sich auf unserer schleudernden Faust behaupten wollte, die Fänge fester in sie einzuschlagen,

und falls etwa drei sich einem auf die Mütze setzten und sie zum Rutschen brachten, krallten sie, wenn sie nun einmal dort sitzenzubleiben gedachten, uns Buben unbedenklich in Nase, Wangen und Stirn. Zweimal etwa im Laufe des Sommers mußten sie gestutzt werden, um nicht ganz zu entfliegen. Ich kam mir einmal wie Mucius Scaevola vor, als ich bei solch einer Handlung einen der Wanderfalken halten mußte, es ungeschickt tat und ihm so die Möglichkeit ließ, mir inzwischen den Nagel des Daumens loszukrallen; so waren sie Freunde, diese Vögel, aber rauhe Freunde. Als es herbstete, wurden ihnen die Schwingen nicht mehr gestutzt, und eines Tages machten sie sich dann gleich ihren wilden Brüdern — Falken, Störche, Kraniche, — je nach ihrer Zeit nach dem Süden auf Nimmerwiederkehr auf. Das nächste Frühjahr sah auf dem Hofe neuen Nachwuchs.

Seit ich vor einigen Jahren im altertümlichen Haßfurt am Main wieder Knaben mit Raubvögeln hantieren sah, — fast jeden dritten Gassenbuben mit seinem Sperber oder Turmfalken, der ihm, aber auch nur ihm, folgte, auf seinen Pfiff durch die Baumkronen niederstieß und sich mit ihm tummelte, solange es ihm, dem Luftwesen, beliebte, lebte jene meine Kindheitserinnerung wieder stärker in mir auf und mit ihr, gefördert noch von einigen Abschnitten unseres Hermann Löns, die Sehnsucht nach dem Reiher.

* * *

Die Reihersiedelung an der Isar war ein Geheimnis in der besseren Zeit. Streng abgesperrt das Gebiet, auch auf beste Empfehlungen hin unzugänglich. Jetzt ist es anders geworden: Liebespaare girren feiertags unter den Tannen, und die Großstadtbengel steigen in die Kronen, gucken in die Horste, werfen die Jungen daraus hinunter, um sie näher zu besehen, ohne darauf zu achten, daß sie sich totfallen oder auf jeden Fall umkom-

men. Und unter den Vögeln macht sich bereits das Streben nach Abwanderung bemerkbar. So erzählte mir hernach der Waldhüter. Jetzt hatte gar die Zeitung von ihrem Vorhandensein geredet. Doch nur so hatte ich es erfahren und Möglichkeit, meinen Wunsch zu erfüllen, gewahrt. Aber wo die Siedelung eigentlich lag, hatte in der Zeitung nicht gestanden. Ich befragte den staatlichen Förster an meinem Ort; er sagte, er wisse nichts, nannte mir aber eine Behörde, an die ich mich wenden solle. Auch die war noch nicht die rechte. Schließlich kam ich an die zuständige Stelle; die Erlaubnis zur Besichtigung wurde mir erteilt, zugleich ward ich angewiesen, mich an den betreffenden Waldhüter zu wenden. Ich schrieb ihm; er hieß mich willkommen und bot mir Nachtlager in seiner Wohnung an.

Der Juninachmittag war klar. Ich verließ den Zug aus München in Schleißheim. Schon warf der prächtige Bau des Schlosses seinen Schatten auf die gradlinigen Gartenanlagen, in denen die Fontänen rauschten. Die Baumgänge schallten von Grasmücken und Pirolen, und auf den Lichtungen wiegten sich unter den Eichen rosige und pflaumenblaue Akeleien. Ich weiß aus meiner Heimat, welches Alter diese Blume erreicht, die so feenhaft zart dünkt. Mein Vorfahr hatte sie zur Zopfzeit zugleich mit seinen Parkbäumen gepflanzt, und manche seiner Linden und Tannen starb eher als der geringe, doch immer triebkräftige Wurzelstock der Blume. Hier stammt sie wohl aus der nämlichen Zeit wie das Schloß Max Emanuels, des Türkenbesiegers. Die zarten Pastellfarben und die Reifrockgestalt der Blüten gemahnen an Farben und Formen des beginnenden Rokoko, darin auch jene Stauden beliebt waren und häufig gepflanzt wurden. Noch ein Blick vom Gartenschlößchen Lustheim aus auf das fern verschimmernde große Schloß. Die Sonne, schon niedrig, glitzert hindurch durch den im Oberstock die ganze Schloßbreite einnehmenden Festsaal

und glitzert davor auf dem Spiegel des Wasserstreifens, der das Auge nach jenem herrschaftlichen Abschlusse führt. Welch ein Glanz!

Jenseits des Parkes, dessen Hintertor ausnahms- und glücklicherweise offen ist, um die in den Anlagen arbeitenden Heuer hinauszulassen, führt eine schnurgerade Straße zunächst durch Kiefernheide. Dann folgt ein weites Feldbereich — flach, schon mit jenem Rot und Gelb des Abends in den grünen Farben —, jenseits dessen aus Gärten ein Dorf winkt mit gedrungenem Kirchturm und roten Ziegeldächern. Feldarbeiter, die heimgehen, nennen mirs als mein Ziel. Doch horch, — ein Schrei, der Erinnerungen wachruft, Erinnerung namentlich an den litauischen Kriegsfrühling — kiewitt, kiewitt. Da fliegt der hübsche schwarz-weiße Vogel quer über den Weg, läßt sich im Kartoffelacker nieder und beginnt die Furchen nach Kerbtieren zu durchrennen, zierlich trippelnd und wippend. Ich beobachte ihn durchs Glas. Mein Vater sagte, fällt mir jetzt ein, der Kiebitz sei neugierig; durch auffälliges Benehmen locke man ihn heran. Auffällig genug wars wohl schon, daß ich stehenblieb, während das Landvolk ruhig, doch stetig seines Weges weiterzog. Denn der Vogel fliegt auf, fliegt auf mich zu und beginnt nun, mit seinem tieftraurig bedauernswerten Rufe klagend mich zu umkreisen. Ein zweiter kommt und klagt. Es wirkt geradezu lächerlich, wenn ein Lebewesen so herzzerreißend tut, wo so gar kein Grund dazu vorliegt! Ich werfe die Mütze hoch. „Nein,“ denkt der Vogel wohl, „da ist etwas ganz Besonderes los,“ — denn um Eier braucht er zu dieser Jahreszeit nicht mehr zu fürchten —, und nun kreist er noch näher um mich; nun werden es drei, vier, fünf, immer mehr; und immer kreisend und immer jämmerlich und lächerlich klagend geht es mir um den Kopf, so nah, daß ich das reizende schwarze Kopfband genau sehe, das ihm um den Hals läuft, während er hingegen den allbekannten Schopf beim

Fliegen angedrückt hält. Bis ich mich an den possierlichen Dingern sattgesehen und weiterschreite.

Der Ort ist entweder groß, oder es steht ein Fest bevor. Der Metzger, auf dessen sperrweite Tür mein Seitenweg gerade ausläuft, hat Hekatomben geschlachtet und steht nun feierabendlich, weiß, breit, jung und gutmütig davor, bereit, mir den Weg zu weisen. Ich labe mich im Wirtshaus mit Abendbrot und Löwenbräu und finde das Haus des Waldhüters. Er ist von seinem Rundgang noch nicht zurück; die Frau aber gießt im Garten, wo gebrochene Herzen bei Gemüse stehen. Wir sprechen über die Dürre, sie zeigt mir ihren blonden Zweijährigen mit den festen blauen Augen, der gar nicht scheu ist, aber auch kein Wort spricht. Sie ist Münchnerin, aber gern in dieser Landstille; denn Kirche und Schule seien hier gut; und sie macht mich aufmerksam aufs neue Geläut, das der Turm erst seit wenigen Tagen habe. Ich ergehe mich noch in der Umgegend; sehe den roten Sonnenball überm Korne sinken, und auf der anderen Seite das bleiche Mondrund sich erhellen. Es wird empfindlich kühl. Ich kehre nach meinem Quartier zurück. Da mein Gastfreund noch immer nicht zu Hause ist, fordern zwei halbwüchsige Burschen mich auf, bei ihnen auf einer Holzbank Platz zu nehmen, und die übliche Unterhaltung beginnt: wer, was und woher man sei. — Von dort und dort. — Da sei man auch schon gewesen; ob man den oder den dort kenne usw. — Natürlich kennt man den einen oder den anderen. Wie ist die Welt doch klein!

Im Dämmern wird über hell verschwimmender Rapsblüte ein Mann mit einem Hunde sichtbar: mein Wirt; jetzt macht er sich noch etwas zu schaffen bei Bienenstöcken. Dann kommt er heran. Wir begrüßen uns; er ist noch jung, mit kleinem gestutzten Schnurrbart; sein Mund nicht ausdruckslos mit hübschem Lächeln. Ich gehe mit ihm die Stiege hinauf zwischen Gewehren, ausgestopftem Getier und Gehörnen. Ich wohne

seinem Abendbrot bei, die Frau hat es wohl schon eher genossen. Dann besehen wir ein gutes Jagd- und Vogelbuch; alle Arten werden durchgesprochen. Doch um vier sollen wir schon draußen sein, und es wird bald zehn. Obgleich man sich vielerlei zu sagen hat, ziehe ich mich zurück. In einem großen Raume finde ich ein sauberes Bett, eine blaublecherne gefüllte Waschschüssel mit kleinem Nebenbehältnis, darin sogar die Seife nicht fehlt, Handtuch und alles Zubehör. Doch aus dem Schlafe wird nichts. Ich bin nie Jäger gewesen, bestenfalls bin ich ein „verdrängter" Jäger. Doch das verfluchte Jagdfieber, das ich bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten immer habe! Das ist es! Und der Vollmond ist so hell, und übers Feld duften so sehr die Wiesen.

Kaum schlafe ich, ein Pochen. Mein Wirt weckt. Ich trete einen Augenblick vors Haus. Am Himmelsrande ein rosiger Streif, prächtige duftige Kühle! Die Waldhütersfrau erquickt uns mit Kaffee und weißem Hefengebäck. Dann wird der Hund an die Leine genommen, und wir begeben uns waldwärts. Viel höre ich heute von dem, wie es früher hier stand. Fast alles war Hofjagd, überall wurde gehegt; es blühten Gejammer über Wildschaden und reich bezahlte Jagdpacht. Jetzt haben die „Gscherten" den Wildstand zusammengeschossen — nur eine einzige Rotwildfährte, einen grünen Strich im taugrauen Klee, kann der Waldhüter mir weisen —, kein Wildschaden ist mehr zu beklagen, doch für die armselige Jagd will keiner etwas Richtiges zahlen, die „Gmoa" (Gemeinde) hat kein Geld und die „Gscherten" jammern, ach wärs doch, wie als es „den Kini" (König) gab. Immer mehr hat mein Gastfreund Vertrauen zu mir gewonnen, immer offener schüttet er mir sein königstreues Herz aus. Doch nun ist Schweigen geboten. Der Wald erhebt sich vor uns, schwarz, umwallt von feuchtem Hauche; der Weg senkt sich darein. Jetzt sind wir im ersehnten Bereiche. Mein Führer tut den Rucksack ab, koppelt den Hund



HEINRICH LIPS: WILHELM TISCHBEIN

Bleistiftzeichnung

an ihn an und heißt ihn harren. Wir schlagen uns vom Wege in den Wald.

Noch schattet sein Inneres ganz von farbigen Dünsten, die ihn mit einem durchsichtig bläulichen Wogen erfüllen. Der Boden ist ein dichter grüner Teppich von Sauergras und Waldbalsaminen. Die Fichten stehen nicht eng, doch nahe genug, um ein dunkelgrünes Dach zu bilden, durch dessen Öffnungen man das Himmelsblau und die vom Morgen schon getroffenen Wipfel sieht — hellgrün mit den jungen Nadeltrieben, so hell wie daneben die Laubkronen verstreuter Eschen. Und in den feuchten Schatten zwischen Grün und Grün, zwischen Grund und Wölbung, darin man sich wie in einem Märchenreiche unter grünen Fluten wähnen möchte, schwebt da und dort ein Fetzen zerrissener grauer oder rosiger Wölkchen, — an unsichtbaren, grün im Grün verschwindenden Stengeln die flaumigen Blütenbüschel des Christophskrauts. Das Auge hatte noch nichts von den gesuchten Vögeln in der Höhe wahrgenommen. Doch Laute wurden hörbar, dem Ohre fremdartige, obgleich sie an die alltäglichen der Hausgans erinnern; denn, wenn Töne, die man sonst in Menschensiedelungen und vom Erdboden aus zu vernehmen gewohnt ist, in Einsamkeit und Baumkronen laut werden, berührt das einen als etwas Unwahrscheinliches, Verwirrendes. Mein Führer ließ mich durch eine Öffnung im Zweigicht nach einem Fichtenwipfel schaun, der wie verdorrt aussah; aber das war er nicht; in jenem gelblichen Gebilde, darin er auslief, erkannte ich einen unordentlich aus grobem Reisig geflochtenen Vogelhorst; einige unmittelbar darunter gelegene Äste waren vom scharfen Kot der jungen Vögel angegriffen und abgestorben; aber lange nicht so viele, wie man es der Wirkung der Reiher nachsagen hört. Wer nicht mit dem Auge sucht, dem fällt diese Baumverwüstung keineswegs auf.

Allmählich gewöhne ich mich, die Horste zu entdecken. Es ist schon verhältnismäßig späte Jahreszeit für die Beobachtung,

die Jungen sind meist schon ausgeflogen, daher die Horste leer. Nun aber findet sich einer, daraus ein Reiherjunges sich in scharfer Zeichnung gegen den Himmel abhebt. Es sieht mit seinem noch nicht ausgefärbten Gefieder gegen den reinen blauen Hintergrund im Lichte goldgelb aus und bei seiner regungslosen Haltung wie ein geschnitztes Bild, ein aus gelbem Holze geschnitzter Vogel. Er legt den Hals im Bogen zurück, lange verharrt er so; doch nun streckt er ihn vor; man sieht ihn deutlich verdickt durch den Federbart; nun ist es, als schiele er nieder durch die Wipfel nach dem Grunde. Er wendet sich nach uns; sieht scharf hinab. Er weiß jetzt Bescheid; er sichert; er reckt den Hals hinauf, bleibt einen Augenblick steif in dieser Stellung, so daß er jetzt in seiner Streckung einem toten Aste gleicht; dann ist der Entschluß gefaßt — er ist schon flügge —, er streicht ab. Aber die anderen Reiher, die Alten, wissen um unsere Gegenwart schon gleichfalls. Sie erheben sich, und nun beginnt über uns ihr Gekreise. Bald hoch oben, bald wieder tiefer ziehen sie uns zu Häupten um und um, mächtig, groß, die weiten Schwingen gebreitet. Die fest angezogenen, hinten ausgestreckten Ständer hielte das unbewehrte Auge für lange spießartige Steuerfedern; die Gesamtgestalt schließt merkwürdig fischartig vorn ab; das kommt, weil der Reiher nicht wie etwa der Storch mit vorgestrecktem Halse fliegt, sondern, schwanenartig den Hals zurückgeworfen, wie ein Schwimmvogel über Wasser auf den Lüften gleitet, wobei seine Brust sein vorderstes Körperteil bildet und wie ein Schiffsbug das Element durchschneidet. Wundervoll glatt vollführt er seine Wendungen. Das Auge hängt an den Fliegern; es ist, als zögen sie den Gedanken zu sich hinauf, als wirbelten sie ihn mit ihren Schwingen auf und verflüchtigten ihn in die Lüfte. „Gedankenräuber!" will ich den Kreisenden zurufen, und war das die Empfindung unserer germanischen Altvordern, als sie im Reiher das Symbol leidlosen Vergessens sahen?

„Der Reiher des Vergessens schwebt um Bechersrand", singt Tegnér in der Frithjofssage. Was aber wollen die stilisierten Reiher an den Pforten romanischer Dome? Im späteren Mittelalter war der scheue Vogel Symbol der Furchtsamkeit. Als Eduard III. von England zauderte, sein Recht auf die französische Krone geltend zu machen, erkannte er daran, daß ein Großer seines Reiches ihm auf einem Fest einen Reiherbraten vorsetzte, daß man ihm Feigheit vorwarf, und zog vor Calais, womit der hundertjährige Krieg begann.

Doch wir haben Deckung genommen. Die Reiher beruhigen sich, sie kehren teils zu den Horsten zurück, teils schießen sie ab, strichgrade, um sich nach ihren Nahrungsplätzen zu begeben, die, seit die Isar infolge von Wasserbauten nicht mehr fischreich ist, oft meilenweit abliegen; um Schleißheim die Kanäle, das Dachauer Moos werden mehrmals am Tage aufgesucht. Nun kehrt einer dorther mit reichgefülltem Kropfe heim. Mit Gegacker begrüßen ihn die Kleinen. Er betritt erst einen Wipfel nahe dem Horste. Es ist ein Reihermann; schneeweiß oder silbern leuchtet seine Unterseite, wie er auf den langen Ständern dasteht, den Hals in schwanenhafter Haltung, den Kopf mit dem leicht abstehenden zierlichen zwiefederigen Schopfe vornehm zurückgelegt; hübsch ist der mit der sauberen schwarzen Zeichnung. Ein flugunterstützter Satz, und nun steht er auf dem Rande des Horstes, daraus drei kleine schmutzfarbige struppige Wesen sich an ihn drängen, gackernd oder schnatternd, während der alte silbrige Herr aus seinem Kropfe Stück auf Stück hervorwürgt — wohl Fische — und sie durch den langen Schnabel in die drei gierigen der Kleinen gleiten läßt. Wären die langen Ständer nicht, auf denen er steht, er würde dem heraldischen Pelikan gleichen, der seine Jungen mit seinem Herzblute nährt; denn bei der Fütterung biegt er den würgenden Hals so zurück und hält den Schnabel so, daß es aussieht, als hole er die Nahrung hervor aus seinen

Brustfedern. Allein es dauert nicht lange; er gewahrt uns. In einem Nu ist er abgestrichen, sind die Jungen im Horste geduckt; ihn aber sieht man über den Wipfeln kreisen und mit seinem Beispiel die anderen gleichfalls aufwirbeln ... und mit ihnen wieder Blicke und Gedanken.

An dreißig Horste stehen hier dicht beieinander, noch weitere im ferneren Umkreis. Die Scheu der im übrigen recht wehrhaften Vögel — es soll gefährlich für Hund und Jäger sein, den stets nach dem Auge zielenden spitzschnabeligen Vogel, wenn er verwundet ist, anzugreifen — ist ein Glück. Der Waldhüter sagt, daß er, wenn er von seiner Stube aus die Reiher über dem Walde kreisen sieht, sofort weiß, daß dort irgend etwas Unrechtes vorgeht. Dann greift er zum Gewehre und eilt hin. Trotzdem finden wir im Grase die Spur einer an einen Reiherbaum gelegt gewesenen Leiter, und unter dem Horste Federn eines von losen Buben erschlagenen Jungvogels. Merkwürdig gleicht die Blüte des Christophskrauts dem Flaum; man dächte, der wäre der Samen, aus dem die federwolkige Blüte hervorgegangen, wenn sie nicht wiederum in ihren anderen, den rosigen Stücken an in Waldschatten verirrte Abendrotflocken gemahnte. Doch es ist sechs. Die Bäume stehen oberhalb des immer noch heimlichen Grundes im völligen Licht, und völlig silbern kreisen oben die Vögel. Es ist Zeit, mich von meinem Führer zu trennen.

Man schüttelt sich die Hand, und ich weiß, nun ich gehe, auch mein Bube kann einmal seinen Raubvogel zum Gespielen haben. Das ist edlerer Umgang als der mit dem Nachbarsproß, der bei jedem Spielzeug, das er bekommt, dem meinen vorrechnet, was es gekostet habe; in meiner Kindheit ward man zu Geburtstag und Weihnacht beschenkt; gegenwärtig anscheinend alle Augenblicke. Doch zurück zu jenem Morgen. Ich pflücke mir einen Strauß von langstieligem Christophskraut und gelben Sumpfschwertlilien, der mich im Gehen überschattet. Der

Weg, den mein Gastfreund mir gewiesen, führt durch parkartige Landschaft. Ich merke die Tageswärme und meine beginnende Müdigkeit. Im Erlenschatten strecke ich mich und sehe einem Plattmönche zu, der vor mir durch das Dickicht schlüpft und anmutig schwätzt; dann schließen sich die Augen. Halbschlafend, nach kurzer Rast gehe ich weiter durch das parkartige Gelände; schon ist mir, als hörte ich Großstadtlärm; er tönt zu mir von beiden Seiten her. Die Parklandschaft wandelt sich in einen verwilderten Schießplatz. Dann ist wieder Park, doch bald ein von Menschenhand geordneter und gepflegter, ich erkenne um mich den Englischen Garten. Welch eine Stadt, in die sich ein Wald, drin märchenhafte fast vergessene Vögel hausen, mit seinen Ausläufern wie eine Landzunge einschiebt! Jetzt verstehe ich, woher Fasan, Hase und Reh im Englischen Garten auftreten. Vor Mittag noch überrasche ich daheim die Meinen.

Ich lege mich zum Schlummer und, als ich aufwache, weiß ich nicht mehr: war es Wirklichkeit oder ein Traum, — jene Spanne zwischen Schlaf und Schlaf in kühler Frühe, in smaragdener Walddämmerung mit den mächtigen, über den Wipfeln im ersten Lichte kreisenden Silbervögeln — den Gedankenräubern, die meinen Geist nach sich hinaufzogen, den Vögeln des Vergessens.

* * *

ANDRÉ JOLLES

SECHS AUS EINER HÜLSE

„FÜNF aus einer Hülse" — sagt Andersen, dessen fünfzigjährigen Sterbetages wir vor kurzem gedachten — und er schreibt die Geschichte von fünf Erbsen, die, nachdem sie, jede aus ihrer Hülse, an das Licht der Welt geplatzt waren, sehr verschiedene Charaktere zeigten und sehr verschiedene Abenteuer erlebten. Wir suchen nach einem ähnlichen Titel, wenn

sechs Bände in der gleichen roten Leinenlivree der „Bibliothek der Romane“ plötzlich auf unserm Schreibtisch liegen. Auch sie sind trotz der gleichen Hülle wohl sehr verschieden.

Zunächst huschen die Namen der Verfasser an uns vorbei. Drei Franzosen — zwei Engländer. Alles Männer, die den erstaunlichen Kampf der westlichen Neuzeit gewagt haben: den Kampf mit der Wirklichkeit. Der grimmige, verbissene Jonathan Swift, der die Fehler seiner Zeit in Zwergen, Riesen und Pferden spiegelte; Prosper Mérimée, der skeptische Archäologe, der wußte, welche Wirklichkeit sich aus geschichtlichen Urkunden ergibt; Honoré de Balzac, der doctor ecstaticus der zeitgenössischen Wirklichkeit; Emile Zola, mit seinem plumpen, aber unerschütterlichen Vertrauen, auf literarischem Wege der Wirklichkeit der Naturwissenschaft nahe kommen zu können; Robert Louis Stevenson, der eine neue Wirklichkeit in den Träumen seiner Abenteuer sucht...

Sie huschen vorbei. Es ist ein Kennzeichen des Romans, daß wir ihn von seinem Verfasser trennen, daß wir ihn losgelöst sehen von dem Künstler, der ihn aus der Gemeinschaft emporhob. Die Welt, die in dem Roman geboren wird, ist eine Welt, nach deren Schöpfer wir uns nicht erkundigen. Aber was gibt uns diese Welt?

* * *

Der Nachtzug fährt 12[15], und es ist erst halb acht. Beinahe fünf Stunden Aufenthalt.

Ypsilon übergibt seinen Koffer der Gepäckaufbewahrung und versucht einen Rundgang durch die unbekannte Stadt. Unbekannt? Was ist hier unbekannt. Gewiß nicht die Straßen; ebensowenig die beleuchteten Schaufenster. Unheimlich heimelt ihn das Ganze an. Das Wetter ist trübe. Aus einem Café klingen Orchestertöne. Warum nicht? Schon schiebt ihn die drehende Glastür wie eine Turbine vorwärts. Um hundert runde, in Messing gefaßte Marmortische gruppieren sich, gestützt von

gleichgültigen Leibern, vier- bis fünfhundert bekannte Gesichter, die von zwanzig kongruenten Bogenlampen beleuchtet werden. Kaffee ist im Erkalten, Bier im Abstehen, Eis in Auflösung begriffen. Statistisch verhält sich die Sache so: Ypsilon hat jedes von diesen Gesichtern oder ihresgleichen zu Hause und anderswo mindestens hundertmal gesehen. Daraus ergeben sich etwa vierzig- bis fünfzigtausend Bekanntschaften. Was dort auf dem Podium unter der Leitung eines Kapellmeisters, den er zum fünfundsiebzigstem Male betrachtet, gedudelt und geklimpert wird, ist ein Schlager, den er wohlgezählt zum zweitausendvierhunderteinunddreißigsten Male hört. Düster irrt Ypsilon durch das Lokal, um in die Menge der inhaltlich und der Gestalt nach gleichen Körper unterzutauchen. Ihn erfaßt immer mehr das Grausen des Allzubekannten. Da gleitet sein Fuß aus über einen Zigarettenstummel in einer kleinen Bierpfütze; er verliert das Gleichgewicht; er greift, indem er einen archimedischen Stoßseufzer emporsendet, nach einem festen Punkt — aber leider ist dieser Punkt ein Glas Zitronenwasser. Bums. Glück und Glas, wie leicht bricht das. Damen quietschen; Herren strecken behilfsame Hände aus, aber nicht zu weit. Der Kapellmeister schaut mit Interesse zu und dirigiert indessen rücklings weiter. Ypsilons eigene Hand blutet stark. Ein Arzt? Ärzte haben zu dieser Tageszeit etwas anderes zu tun.

— „Kommen Sie," sagt der mitleidige Kellner Nummer dreiundsechzig, „die alten Doktoren werden Ihnen helfen."

Eine braune Tür in der Betäfelung öffnet sich. Ypsilon steht in einem kleineren, abgeschlossenen Raum, wo sich nur wenige Personen befinden. Aber er ist noch zu verwirrt, um sie genauer zu betrachten. Nummer dreiundsechzig führt ihn zu einem vierschrötigen Herrn in einfacher Tracht, die an Seemannskleidung erinnert. — „Doktor, hier ist ein Patient." Der Doktor legt seine braungegerbte Stirnhaut in gütige Falten: — „Ich bin zu lange aus der Praxis; Kollege Livesey, wollen

Sie nicht lieber ...?" — „Aber, lieber Lemuel," sagt der Angeredete etwas ironisch und abweisend, „meine Methoden sind ebenso veraltet wie die Ihren. Monsieur Pascal, das ist Ihre Sache." Und er weist Ypsilon an einen dritten mit grauen Haaren und sehr jugendlichen Zügen. — „Zeigen Sie mal her. Nichts Schlimmes." Schon hat er aus seiner Tasche eine Pinzette gezogen und entfernt einige winzige Glassplitter aus der Wunde. — „So, nun auswaschen. John Silver, bringen Sie mal Wasser und Verbandzeug." — „Zu Befehl, Herr Doktor." Aus der Ecke springt ein trotz seiner Einbeinigkeit äußerst geschickter, langer Kerl und ergreift seine Krücke; der alte Papagei, der auf seiner Stuhllehne duselte, wacht auf und schreit englische Worte. Ypsilon wird verbunden. „Stecken Sie die Hand in Ihre Weste und halten Sie sie ruhig", sagt Herr Pascal. — „Und wollen Sie sich nicht einen Augenblick setzen?" meint mit einer überlegenen Höflichkeit, von der andern Seite des Tisches, ein elegant gekleideter, dunkler junger Mann. „Sie haben sich erschrocken."

Jetzt findet Ypsilon Gelegenheit, die Gesellschaft zu beobachten. Sonderbar, auch diese Gesichter sind bekannt. Aber wie anders? In dem großen Saal kannte er keinen, und doch kannte er alle in- und auswendig. Hier ist es, als ob jeder einzelne eine ganz bestimmte Erinnerung bei ihm wachrufe, als ob jeder von diesen Menschen schon einmal in seinem Innern vorhanden sei, aber nur ein einziges Mal. Alle gehören sie zusammen, alle heben sie sich auf das schärfste voneinander ab. Die beiden Frauen zu Häupten des Tisches, die eine im Directoirekleid, mit den regelmäßigen, melancholischen Zügen, und jene andere, die in ihrem Reitkleide von einem Spazierritt heimgekehrt zu sein scheint und in Gedanken noch mit der Gerte spielt. Woher kennt er ihre tiefen, lockenden Augen so genau, wo hat er sie schon gesehen, weshalb ist es ihm, als ob er sie geliebt habe?

Ypsilon möchte wissen, was das alles bedeutet. Ihm am nächsten sitzt ein junger Priester und starrt etwas geistesabwesend vor sich hin. Ypsilon beugt sich bescheiden zu ihm herüber und bittet: „Würden Sie mich nicht mal mit der Gesellschaft bekannt machen?“ — „Ist das nötig?“ erwidert der Abbé, „ich glaubte, Sie kennten uns.“ Ypsilon glaubt das auch — und dennoch ... — „Ich will Ihnen aber gerne noch einmal unsre Namen nennen“, fährt der Angeredete fort. „Der Herr, zu dem Sie der Kellner zuerst führte, heißt Lemuel Gulliver, er war Seefahrer und lebt jetzt von seinen Renten; der Herr daneben ist Doktor Livesey, er hat sich bei einer Expedition nach der Schatzinsel ein großes Vermögen erworben; die beiden Damen, Marie de Verneuil und Diane de Turgis, sind meine Landsleute, auch der elegante Herr de Rastignac fühlt sich in Paris am besten zu Hause. Jeder der Anwesenden schaut, sobald sein Name genannt wird, den Gast einen Augenblick an. Wieder dieses Erkennen, dieses genaue Unterscheiden der Einzelnen in ihrer Einzelheit. — „Aber ...“ stottert Ypsilon, „das sind Namen aus ...“ Der Geistliche zuckt die Achseln. Ypsilon kneift sich in die verwundete Hand, um sich zu überzeugen, daß er wach ist — „aber ...“, und er stottert noch erbärmlicher, „dann sind Sie ... dann sind Sie ... nicht wirklich ...?“

Ein kurzes Schweigen, ein allgemeines Gelächter, der Papagei kräht: Goddam.

— „Junger Mann,“ es ist wieder Herr Pascal, der spricht, sobald die Gesellschaft sich beruhigt hat, „haben Sie die Güte, einen Augenblick die Tür zu öffnen, durch die Sie zu uns hereingekommen sind.“ Zögernd gehorcht Ypsilon, öffnet eine Spalte, wirft einen Blick in den Nachbarraum: da sitzen seine fünfundvierzigtausend Bekanntschaften mit ihren fünfundvierzigtausend bekannten Nasen und ihren neunzigtausend bekannten Augen; da steht das Bier ab und löst sich das Eis auf; da dirigiert der Kapellmeister zum zweitausendvierhundertzwei-

unddreißigsten Male seinen Schlager. Grauenerfüllt klappt er das Tor wieder zu.

— „Und würden Sie nun die Freundlichkeit haben, uns mitzuteilen, auf welcher Seite dieser Verbindungstür sich die Wirklichkeit befindet?"

Eine Uhr schlägt zwölf. Und der Nachtzug fährt 12^{15}.

— „Bei uns vergeht die Zeit", lächelt Diana.

— „Kellner, zahlen!"

— „Nicht einmal das ist hier nötig. Sie waren unser Gast, und der Burgunder, den Sie getrunken haben, war ebensowenig wirklich wir wir."

* * *

Sechs in einer Hülse. Wissen Sie, was es heißt, wenn ein Bräutigam auf dem Abreißkalender den 23. März abliest und erst am ersten Mai mit seiner Geliebten zusammentreffen kann, oder was es heißt, wenn man nach Palermo will und unwiderleglich feststellt, daß man sich noch auf dem Brühl in Leipzig befindet? Wissen Sie, um es feierlicher zu sagen, was es bedeutet, wenn der Zeitpunkt und der Ort, wo wir uns befinden, durch einen exakt meßbaren Zeit- und Raumabschnitt getrennt sind von dem Zeitpunkt und dem Ort, wohin unsre Gedanken und unser Verlangen hingehen, und wo unsre Seele eigentlich schon weilt? Kennen Sie die Lebensperioden, in denen wir das Leben nicht als Leben zu leben wünschen, in denen wir es aufzuheben, es zu überspringen, es von dem sonstigen Leben auszunehmen suchen? Ja? Dann kennen Sie hoffentlich auch das Mittel, das der Geist geschaffen hat, um uns den Sprung und die Ausnahme zu ermöglichen, indem es uns eine Wirklichkeit gibt, anders als die andere Wirklichkeit, das Mittel, das uns von Zeit und Raum befreit, indem es uns in eine Welt mit eigenem Raum und eigener Zeit hineinversetzt — kurz, das Mittel, das wir Roman nennen.

* * *

KAROLINE VON GÜNDERODE

APOKALYPTISCHES FRAGMENT

ICH stand auf einem hohen Fels im Mittelmeer, und vor mir war der Ost und hinter mir der West, und der Wind ruhte auf der See.

Da sank die Sonne, und kaum war sie verhüllt im Niedergang, so stieg im Aufgang das Morgenrot wieder empor, und Morgen, Mittag, Abend und Nacht jagten sich in schwindelnder Eile um den Bogen des Himmels. Erstaunt sah ich sie sich drehen in wilden Kreisen; mein Puls floh nicht schneller, meine Gedanken bewegten sich nicht rascher, und die Zeit in mir ging den gewohnten Gang, indes sie außer mir sich nach neuem Gesetz bewegte.

Ich wollte mich hinstürzen in das Morgenrot oder mich tauchen in die Schatten der Nacht, um mit in ihre Eile gezogen zu werden und nicht so langsam zu leben; da ich sie aber immer betrachtete, ward ich sehr müde und entschlief.

Da sah ich ein weites Meer vor mir, das von keinem Ufer umgeben war, weder im Ost noch Süd noch West noch Nord: kein Windstoß bewegte die Wellen, aber die unermeßliche See bewegte sich doch in ihren Tiefen, wie von innern Gärungen bewegt.

Und mancherlei Gestalten stiegen herauf aus dem Schoß des tiefen Meeres, und Nebel stiegen empor und wurden Wolken, und die Wolken senkten sich und berührten in zuckenden Blitzen die gebärenden Wogen.

Und immer mannigfaltigere Gestalten entstiegen der Tiefe, aber mich ergriffen Schwindel und eine sonderbare Bangigkeit, meine Gedanken wurden hierhin und dorthin getrieben wie eine Fackel vom Sturmwind, bis meine Erinnerung erlosch.

Da ich aber wieder erwachte und von mir zu wissen anfing, wußte ich nicht, wie lange ich geschlafen hatte, ob es Jahrhun-

derte oder Minuten waren; denn ob ich gleich dumpfe und verworrene Träume gehabt hatte, so war mir doch nichts begegnet, was mich an die Zeit erinnert hätte. Aber es war ein dunkles Gefühl in mir, als habe ich geruht im Schoße dieses Meeres und sei ihm entstiegen wie die andern Gestalten. Und ich schien mir ein Tropfen Tau und bewegte mich lustig hin und wider in der Luft und freute mich, daß die Sonne sich in mir spiegle und die Sterne mich beschauten.

Ich ließ mich von den Lüften in raschen Zügen dahintragen, ich gesellte mich zum Abendrot und zu des Regenbogens siebenfarbigen Tropfen, ich reihte mich mit meinen Gespielen um den Mond, wenn er sich bergen wollte, und begleitete seine Bahn.

Die Vergangenheit war mir dahin! Ich gehörte nur der Gegenwart. Aber eine Sehnsucht war in mir, die ihren Gegenstand nicht kannte, ich suchte immer, aber jedes Gefundene war nicht das Gesuchte, und sehnend trieb ich mich umher im Unendlichen.

Einst ward ich gewahr, daß alle die Wesen, die aus dem Meere gestiegen waren, wieder zu ihm zurückkehrten und sich in wechselnden Formen wieder erzeugten. Mich befremdete diese Erscheinung; denn ich hatte von keinem Ende gewußt. Da dachte ich, meine Sehnsucht sei auch, zurückzukehren zu der Quelle des Lebens.

Und da ich dies dachte und fast lebendiger fühlte als all mein Bewußtsein, ward plötzlich mein Gemüt wie mit betäubenden Nebeln umgeben. Aber sie schwanden bald, ich schien mir nicht mehr ich, und doch mehr als sonst ich, meine Grenzen konnte ich nicht mehr finden, mein Bewußtsein hatte sie überschritten, es war größer, anders, und doch fühlte ich mich in ihm.

Erlöset war ich von den engen Schranken meines Wesens, und kein einzelner Tropfen mehr, ich war allem wiedergege-

ben, und alles gehörte mir mit an, ich dachte und fühlte, wogte im Meer, glänzte in der Sonne, kreiste mit den Sternen; ich fühlte mich in allem und genoß alles in mir.

Drum, wer Ohren hat zu hören, der höre! Es ist nicht zwei, nicht drei, nicht tausende, es ist Eins und Alles; es ist nicht Körper und Geist geschieden, daß das eine der Zeit, das andere der Ewigkeit angehöre, es ist Eins, gehört sich selbst und ist Zeit und Ewigkeit zugleich und sichtbar und unsichtbar, bleibend im Wandel, ein unendliches Leben.

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Das erfolgreichste Buch des Insel-Verlags in den vergangenen Monaten ist Stefan Zweigs Kampf mit dem Dämon gewesen; von April bis August ist die erste Auflage von zehntausend Exemplaren nahezu ausverkauft worden. Die Presse des In- und Auslandes ist der Bedeutung des Buches gerecht geworden. „Es ist," so schrieb Manfred Georg in der „National-Zeitung" (Berlin), „ein Meisterstück der Einfühlung sowohl wie der sprachlichen Wiedergabe des Erfühlten, für seinen Dichter und für die, denen er den Hymnus singt, ein großes und feuriges Mal zwischen dem vielen Flackerlicht der kleinen Signale und Wegweiser." Der Dichter arbeitet jetzt an einem neuen Drei Meister-Band, der die großen Selbstbekenner Rousseau, Stendhal und Tolstoi umfassen soll; für einen weiteren unter dem Titel „Die Dichter des Elements" sind Shelley, Novalis und Leopardi als Gestalten ausersehen. Der große englische Familienroman Söhne und Liebhaber von D. H. Lawrence wurde in einer Besprechung von Hans Sochaczewer in der „Vossischen Zeitung" mit Thomas Manns „Zauberberg", Knut Hamsuns „Letztem Kapitel" und Hans Carossas „Rumänischem Tagebuch" als eines der wenigen Bücher des letzten Jahres, die man von Zeit zu Zeit hervorholen müsse, in eine Linie gestellt. Diesem zuletzt genannten Buche, das der Insel-Verlag gleichfalls sein eigen nennt, hat Felix Braun in der „Neuen Freien Presse" ein ausführliches Feuilleton gewidmet, das mit zarter Einfühlungsfähigkeit geschrieben ist, wie nur ein Dichter über einen Dichter schreiben kann. „Eines der bedeutendsten Bücher aus dem Kriege, fraglos das schönste, gehalt- und trostreichste Zeugnis

eines reinen männlichen Herzens," so heißt es darin, „ist der Nachwelt jener furchtbaren Jahre durch einen großen Dichter geschenkt." Im „Berliner Tageblatt" hat Paul Zech aus starker Wesensverwandtheit mit dem Dichter Alfred Mombert von dessen vor kurzem erschienenem neuen Gedicht-Werk A t a ï r einen Umriß gegeben. Der Stimmen, die das Werk Alfred Momberts begleiten, sind so wenige, daß wir es uns nicht versagen dürfen, einem längeren Auszug aus diesem Aufsatz Raum zu geben:

„Der Weg zu dem Dichter Alfred Mombert ist dornig nicht nur für den Durchschnittsmenschen, dem Bücher eine Angelegenheit der Ablenkung von den Geschehnissen des täglichen Lebens bedeuten: auch für den kritisch-genießerischen Leser gibt es da Hemmungen vielerlei Art zu überwinden. Weniger im Dunkel-Sprachlichen (woran allerdings auch schon mancher scheitern mag und mit verständnislosem Achselzucken auf der Strecke bleibt), kaum in der Abgelegenheit der stofflichen Fundamente – bestimmt aber dort, wo das wortmusikalische Element so ungeheuer aufreizend nach vorn gedrängt ist, daß nichts Gegenständliches mehr wahrnehmbar ist. Wo nur die letzten Schwingungen des Lyrischen übriggeblieben sind für die besonders dafür abgestimmten Empfangsorgane...

Das Mombertsche Gedicht... ist schnurgerade Entwicklung über Nietzsche hinaus, ist der notwendige Gegenpol in der unerhörten Drehung des prosaischen Lebens zur Mechanisierung und Uniformierung aller Geschehnisse im Raum des gehirnlich-rechnerischen Alltags, wo selbst auch Genuß der Sinne schon hinbezwungen ist und nach Tarifen wertet. Das unbillige Verlangen, selbst das lyrische Gedicht noch habe sich den Erfordernissen des Tages anzupassen, ist ernstlich wohl nicht zu diskutieren. Mombert kann sich schon deshalb nicht irgendwelchen materiellen Erfordernissen anpassen, weil er jedwede mechanistische Ordnung auflöst und die Bewegung des Chaos gestaltet. Sein von prophetischen Gesichten entzündetes Blut rauscht durch „Traum-Meere", überdröhnt „Raum-Meere", entwandert in das „entgeistete Land", in das „entwordene Land", wo das Herz, „eine Glocke, im Abgrund der Ent-Formungen die gültige Stunde schlägt".

Hier ergießt sich sein von aller Erdbeschwertheit befreites Ich in psalmhaften Lobgesängen, die ganz kosmisch schwingen und deshalb rein begrifflich nicht festzulegen sind auf irgendeine bestimmte Kunstform innerhalb der lyrischen Tradition. Es ist eine einsame Höhe, von der es keinen Abstieg mehr gibt, sondern den unendlich mühsamen, aber doch gesetzmäßig bedingten Nachstieg der Zeitgenossen.

Ataïr ist dreimal zu lesen, ehe die Wirkungskreise sich einspannen,

aber dann auch nicht mehr loslassen. Er ist das Ergebnis einer ungemein reichen zweiten Jugend des Dichters."

„Ein Außerordentliches ist geschehen, ein mächtiges Glück ist bereitet: ein hohes Gedichtwerk ist erschienen": mit diesen Worten beginnt Ernst Lissauer in der „Literatur" eine über acht Spalten umfassende Ankündigung von Ernst Bertrams Nornenbuch.

Indem wir uns nunmehr zu den laufenden Aufgaben des Verlags wenden, beginnen wir damit, darauf hinzuweisen, daß auch in diesem Jahre wieder zu dem nunmehr abgeschlossenen sechsten Jahrgang des „Inselschiffs" Einbanddecken in Leinen und Halbpergament angefertigt worden sind. Daneben wird, wie immer, eine kleine Anzahl von Exemplaren gebunden ausgegeben. Der Insel-Almanach erscheint, wiederum in Wort und Bild auf das beste von den Autoren und aus den Werken unseres Verlags ausgestattet, im Oktober nun zum zwanzigsten Mal. Dann wird auch die neue Reihe der Insel-Bücherei vorliegen, durch die diesmal alte, freigewordene Nummern ersetzt werden, so daß die ganze Sammlung (383 Bände) wieder vollständig ist. Den Inhalt finden unsere Leser auf der vierten Umschlagseite. Von Nr. 302, Stevensons Erzählung Das Flaschenteufelchen, mit 25 Holzschnitten von H. A. Müller, wurde eine signierte Vorzugsausgabe von 120 Exemplaren auf Japanpapier hergestellt. Vielfachen Wünschen Rechnung tragend, haben wir eine Anzahl der gangbarsten Bände der Insel-Bücherei in Leder binden lassen. Auch diese sind auf dem Umschlag verzeichnet.

Friedrich Schulze-Maizier hat im Dom eine Anthologie Mystische Dichtungen aus sieben Jahrhunderten herausgegeben, Simon Meller die Deutschen Meister um den Band Peter Vischer der Ältere und seine Werkstatt bereichert. Den neuen, im Herbst erscheinenden Band der Deutschen Vergangenheit bilden Die Hohenstaufen. Mit Stifters Erzählungen, eingeleitet von Felix Braun, Kleists Briefen, eingeleitet von Friedrich Michael, und den Briefen des jungen Goethe, eingeleitet von Gustav Roethe, liegen drei neue 4 Mark-Bände vor. In der Stendhal-Ausgabe ist die Kartause von Parma, übertragen von Otto Freiherrn von Taube, erschienen. Der neue fünfte Band des Jahrbuchs der Sammlung Kippenberg ist im Herbst zu erwarten.

Nach jahrelangem Vergriffensein erfahren zwei Werke des Verlags ihre Wiederbelebung durch neue Ausgaben: die unter dem Titel 1001 Tag erschienene Sammlung orientalischer Erzählungen, die in zwei Dünndruckbänden in der gleichen Ausstattung wie ihr Gegenstück

„1001 Nacht“ erscheint, und die Briefe eines Unbekannten (Alexander von Villers'), die nunmehr einbändig in die Sammlung Briefe, Memoiren und Chroniken übergegangen sind. In einheitlicher Ausstattung erschienen ferner: Die Günderode (5.–7. Tausend) und Clemens Brentanos Frühlingskranz (3. Auflage). Weiter sind noch folgende Auflagen zu verzeichnen: Martin Buber, Ereignisse und Begegnungen (5. und 6. Tausend); Ricarda Huch, Die Verteidigung Roms (10.–12. Tausend) und Der Kampf um Rom (8.–10. Tausend); Albrecht Schaeffer, Das Prisma (6.–10. Tausend).

Ihrem Abschluß nahe ist die siebzehnbändige Ausgabe von Goethes Werken, deren Erscheinen für den Herbst bestimmt vorausgesagt werden kann. Rechtzeitig vor Weihnachten wird auch die neue Auflage der großen Ausgabe von Goethes Italienischer Reise vorliegen, die sich von der früheren nicht nur durch reichen Zuwachs an Bildern, sondern auch durch höchste technische Vollkommenheit der Reproduktion unterscheidet.

Aus dem zeitgenössischen Schrifttum stellt der Verlag seinen Freunden ein neues Werk von Ricarda Huch, den Schwank vom wiederkehrenden Christus, einen Band Erzählungen von Felix Timmermans unter dem Titel Das Licht in der Laterne, sowie den Roman Der arme Weiße von Sherwood Anderson in Aussicht.

Gott giebt die Nüsse
aber er beißt sie
nicht auf
Weimar
d. 9 Octbr
1811 Goethe

Altes deutsches Sprichwort, dessen sich Goethe
mehrfach bediente
Faksimile

DAS INSELSCHIFF

EINE ZEITSCHRIFT FÜR DIE FREUNDE DES INSEL-VERLAGS



VI · JAHRGANG · HEFT I

WEIHNACHTEN 1924

IM INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

INHALT

Rudolf Alexander Schröder: Zum Gedächtnis Alfred Walter von Heymels 1
Armer Kinder Bettlerlied 8
Ein Brief Abraham Mendelssohns an Zelter über Goethe 9
Paul Valéry: Drei Gedichte. Übertragen von Rainer Maria Rilke 14
Hermann Bahr: Der russische Christ 19
Sherwood Anderson: Das Ei. Übertragen v. Karl Lerbs 39
Stefan Zweig: Bildnis Busonis 54
Alfred Mombert: Sfaira 56
Jakob Böhme: Von der Gnadenwahl oder dem Willen Gottes im Menschen 63
Max Mell: Über die Schriften Rudolf Kassners 68
Rudolf Kassner: Physiognomische Studien 74
Mitteilungen des Verlags 79

Alfred Walter von Heymel. Nach einer Photographie

Hans Multscher:
Grabmalsentwurf für Herzog Ludwig den Gebarteten
München, Bayerisches National-Museum
Aus der in der Reihe der „Deutschen Meister“ erscheinenden Multscher-Monographie von *Kurt Gerstenberg*

Umschlagzeichnung von I. Tschichold

Dem Hefte liegt unser diesjähriges Weihnachts-Verzeichnis bei

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weisser, Leipzig
Druck von Poeschel & Trepte, Leipzig

DAS INSELSCHIFF

EINE ZEITSCHRIFT FÜR DIE FREUNDE DES INSEL-VERLAGES



OSTERN

1925

INHALT

Herder: Mein Schicksal [Gedicht] 81
Kurt Gerstenberg: Die stilistischen Quellen der Malereien Hans Multschers 83
Felix Braun: Zwei Gedichte 89
Die Truckene Trunkenheit 91
Otto Freiherr von Taube: Hörnerklang [Gedicht] 98
Bruno E. Werner: Venus und Adonis. Beitrag zur stilgeschichtlichen Betrachtung Shakespeares 99
Ernst Bertram: Zwei Gedichte aus dem „Nornenbuch" 114
Ein Brief Winckelmanns 115
Johann Jakob Wilhelm Heinse: Aphorismen 119
Stefan Zweig: Der Kampf mit dem Dämon 123
Die Einleitung zu dem soeben erschienenen Buche gleichen Titels
Mystische Dichtung [Drei Gedichte von Quirinus Kuhlmann und Novalis] 136
Jonas Fränkel: Zur neuen Insel-Ausgabe von Heines Gedichten 140
Geschichten aus Tausendundein Tag 148
Mitteilungen des Verlags 158

Hans Multscher:

Christophorus. Bodenseeschule, um 1430. Berlin, Sammlung Binder. – Heiliger Einsiedler. Aus den Wandgemälden der Augustinerkirche in Konstanz, um 1415

Gustave Doré:

Zwei Vignetten zu Balzacs „Contes drôlatiques" . . . . . 88 u. 118

Umschlagzeichnung und Originalholzschnittvignette von Marcus Behmer

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weisser · Leipzig
Druck von Poeschel & Trepte · Leipzig

DAS INSELSCHIFF

EINE ZEITSCHRIFT FÜR DIE FREUNDE DES INSEL-VERLAGES



SOMMER
1925

INHALT

Alfred Brehm: Die Nachtigall 161
Guido Gezelle: Das Tamburin 167
Leo N. Tolstoi: Nach dem Ball 170
Friedrich Kurt Benndorf: Alfred Momberts „Ataïr“ 183
Joseph Görres: Das Faustbuch 189
Helene Nostitz: Impressionen 194
Eleonora Duse — Fortuni — Nijinsky — Enrico Caruso
Hans Jantzen: Der Bamberger Reiter 200
Saint-Simon: Maulévrier 203
Kakuzo Okakura: Das Machtbereich der Ideale 210
Wilhelm Weigand: Rousseaus „Bekenntnisse“ 217
W. Harburger: Johannes Keplers mystische Sendung 225
Johann Heinrich Voß: Die Abendstille 231
Gunther Ipsen: Goethes naturwissenschaftliche Erkenntnis . . . 233
Mitteilungen des Verlags 238
Hans Alexander Müller: Titelholzschnitt zu einem neuen Verzeichnis der „Bibliothek der Romane“ 216

Letzte Bildtafel aus dem Blockbuch vom Antichrist

Dieses Blockbuch wird demnächst als 1. Band der „Bibliotheca Cimeliorum“ erscheinen

Der Reiter. Bamberg, Dom

Aus Hans Jantzen: Deutsche Bildhauer des dreizehnten Jahrhunderts

---

Umschlagzeichnung von Marcus Behmer

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weisser · Leipzig

Druck von Poeschel & Trepte · Leipzig



DAS INSELSCHIFF

EINE ZEITSCHRIFT FÜR DIE FREUNDE DES INSEL-VERLAGES



HERBST 1925

INHALT

Goethe: Über den Granit (1784) 241
Arthur Bechtold: Johann Jakob Christoph von Grimmelshausen 248
Rudolf Alexander Schröder: Zwei Gedichte 259
An den Abendstern — Die Brücke
Johannes Bühler: Die Hohenstaufen und ihr Erbe 260
Wilhelm Tideman· Gedicht 267
Ricarda Huch: Silvio Pellico 267
Max Mell: Der Roman „Hans im Glück" 278
Historien vom Rübezahl 282
Rübezahl verwandelt sich in einen Botenspieß — Rübezahl erlöset einen Schuhknecht aus dem Galgen — Rübezahl schenket einem Schuldner hundert Reichstaler
Theodor Däubler: Mykonos 289
Alfred Walter Heymel: Zwei Gedichte 296
Die Widmung des „Lautenkonzerts" — Morgenständchen für eine kleine Freundin
Otto Freiherr von Taube: Die Reiher 298
André Jolles: Sechs aus einer Hülse 309
Karoline von Günderode: Apokalyptisches Fragment 315
Mitteilungen des Verlags 317
Altes deutsches Sprichwort. Faksimile von Goethes Handschrift 320

Goethe:
Blick auf St. Peter von Villa Pamfili aus. Aquarellierte Federzeichnung
(Goethe-Nationalmuseum, Weimar)

Heinrich Lips
Wilhelm Tischbein. Bleistiftzeichnung
(Sammlung Kippenberg, Leipzig)

Aus der großen Ausgabe von Goethes „Italienischer Reise", deren neue Auflage noch rechtzeitig vor Weihnachten erscheint

Hans Alexander Müller:
Holzschnitt zu R. L. Stevenson „Das Flaschenteufelchen 258

Umschlagzeichnung von Marcus Behmer

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weisser · Leipzig
Druck von Poeschel & Trepte · Leipzig

